5808



JEANNOT EMIL
FREIHERR
VON
GROTTHUSS

DIE HALBEN

Die Halben.

Ein Roman aus
..unserer Zeit..

Von

Jeannot Emil Freiherrn von Grotthuss.

5-A 5784.

Stuttgart 1900
Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer.

Alle Rechte vorbehalten.

Est. A

Bibliotheca Universitatis Tartuensis
1936: 1350
9178

I.

„Aber in der vierten Nachtwache kam Jesus zu ihnen und ging auf dem Meere.

„Und da ihn die Jünger sahen auf dem Meere gehen, erschraken sie und sprachen: Es ist ein Gespenst, und schrieen vor Furcht.

„Aber alsobald redete Jesus mit ihnen und sprach: Seid getrost, ich bin es, fürchtet euch nicht.

„Petrus aber antwortete ihm und sprach: Herr, bist du es, so heiß mich zu dir kommen auf dem Wasser.

„Und er sprach: Komm her. Und Petrus trat aus dem Schiffe und ging auf dem Wasser, daß er zu Jesu käme.

„Er sah aber einen starken Wind, da erschrak er und hub an zu sinken . . ."

Weiter kam der Lesende nicht, denn in diesem Augenblicke strich ein frischer Windhauch über die Höhe, schauerte durch Bäume und Büsche und wirbelte die Blätter des Buches übereinander.

Max Froben mußte unwillkürlich lächeln —: Es scheint, daß der versinkende Petrus heute nicht

mehr gerettet werden soll. Auch die Natur ist realistisch geworden und will, wie ihre Propheten, keine Wunder mehr statuieren.

Er legte das kleine Buch neben sich auf die Bank und lehnte sich bequem zurück. Von dem jäh abfallenden Felsenvorsprunge hatte er einen umfassenden Blick über die Landschaft. In nächster Nähe vor ihm ragte von einer tiefer liegenden Felsenstufe ein Halbkreis von Tannen herauf, über deren Wipfel hinweg er auf das Thal zu seinen Füßen und die gegenüberliegenden Berge und Thäler blicken konnte. Unten auf der Wiese harkten Männer und Frauen das duftige, trockene Heu, indes andere es auf Wagen hinaufreichten, wo es von Männern in Hemdsärmeln entgegengenommen und hochgeschichtet wurde. Weiter von rechts dämmerte das Städtchen mit dem stumpfen Rot seiner Ziegeldächer herüber; aber es hatte sich bereits in Schatten gelagert, während auf dem Grün der Wiese noch breite, goldene Sonnenflächen ruhten, und der Wald auf den Bergen des gegenüberliegenden Thalufers den bläulichen Dunst über seinen Wipfeln wie in wohligem Behagen von dem flüssigen rötlichen Golde der Abendsonne durchtränken ließ. Vom Städtchen her rauschte in hurtigen, kleinen Wellen ein Flüßchen das Thal herunter, an jedem größeren Steine auf seinem Wege

in weißem Gischt aufschäumend, als müßten es die dummen Steine doch wissen, daß es keine Zeit zu versäumen habe, wollte es all die kleinen Quellen, die von überall her aus den Waldestiefen hinzusprangen, noch rechtzeitig aufnehmen.

Welche Massen von Grün auf den Bergwänden und Gipfeln da drüben! Und doch nicht eintönig, bemerkte Froben, unendlich vielfarbig in der einen Farbe! Das dunkle Grün der Schwarztannen — ist es nicht mehr schon ein Silbergrau? Dann das hellere, fein abgetönte der anderen Tannenarten, und dazwischen, überall sich beredt vordrängend, das lebhafte, frische der hineingemischten Buchen und vereinzelten Eichen und Birken. Hier und da leuchtet es golden und rot hervor: hier Sonnentropfen und -Lachen, die in die Lichtungen hineingesprengt sind, dort die rötlich schimmernden Stämme der Kiefern. Und zwischendurch schmale, weiße und rötliche Bänder, die sich die Berge hinaufschlingen: Fahr- und Spazierwege, die von unten in sanft aufsteigenden Wellenlinien emporführen und dann oben auf den Gipfeln sich verlieren — wie ins Unendliche.

Froben rückte auf seiner Bank ein wenig nach links. Dort öffnete sich ein Seitenthal, dehnte sich eine Strecke in gerader Linie aus und wurde dann von einem andern durchquert, hinter dem ein

Höhenzug aufragte. Wald, Wald auch dort, — aber in der weiteren Entfernung mehr zu ahnen als zu sehen — bis zur mittleren Höhe in grau-blauen Duft gehüllt, darüber aber bis zu den Wipfeln ein in sich selbst fließendes, wogendes, violettes Dunstmeer, das in den Abendhimmel hineinragt und sich doch bestimmt von ihm abgrenzt, wie von einem andern Lande — von einer andern Welt, ergänzte Froben in Gedanken.

Nah und doch unerreichbar ferne diesem violetten Meere, von ihm durch azurblaue Flut getrennt, von dieser umspült und getragen, schwebte eine lichtgoldene Wolke mit rosig durchhauchten, durchsichtigen, unendlich weich geflockten Rändern den Himmel hinan.

O Welt, o Schönheit! tönte es in dem Innern des Beschauers — ist dies das Jammerthal der Asketen, das nur Leiden, Sünde und Buße kennt? Und doch — —

Kräftiger duftete das würzige Heu, lauter rauschte das Flüßchen zu ihm herauf, aber er spürte es wohl nur unbewußt. Sein Blick blieb wie gebannt an jenem wundervollen Farbenspiele des Abendhimmels haften. Das Gelesene ging ihm durch den Sinn und verschmolz sich mit den Lichterscheinungen zu seltsamen Phantasien. Ihm war, als müsse Christus auf jener lichtgoldenen

Wolke stehen, in weißem, strahlendem Kleide, lächelnd in unendlich seliger, sicherer Heiterkeit, die Arme segnend über Erde und Himmel breitend, ein Gott der Schönheit und des Friedens! Unter ihm aber, durch das violette Meer über den Waldeswipfeln, wanderte Petrus. Aber es war kein leichtes, sicheres Schreiten, sondern ein Kämpfen mit den nachgebenden Dunstwellen. Unfriede, Gram und Angst sprachen aus seinen Zügen, und sehnsüchtig rang er die Hände nach dem vorübergehenden Meister. Aber der sah nicht nach ihm hin, sondern lächelte und segnete nur, als gäbe es auf der Welt keinen Petrus, der versinkt, keinen Unfrieden, keine Angst und keinen Gram. Und immer größere Verzweiflung malt sich auf Petrus Zügen, und er kämpft immer heftiger und trotziger und versinkt immer tiefer . . .

Petrus, Petrus, was ficht dich an! Warum kämpfst und ringst und trotzest du, und schreitest nicht leicht und sicher dahin, wie dein Herr leicht und sicher auf der lichtgoldenen, rosageränderten Wolke hinanschwebt? Sieh, wie heiter und sicher er lächelt und segnet! Ist denn die Welt nicht so schön und reich für alle? Was kämpfest du, thörichter Petrus?

Aber da war er schon versunken — verschwunden — und mit ihm das grau-violette Dunstmeer.

Eine blau-trübe Schicht lagerte an dessen Stelle, und wo die weiß-goldene Wolke eben gesegelt, da bezeichnete ein langgezogener, silberweißer Streifen ihre Spur durch das blaue Luftmeer. Und nun — wie seltsam — anstatt des Streifens plötzlich hingezaubert: eine lange Kette aneinander gereihter, rot glühender Wölkchen. Sie dunkeln, ziehen sich zusammen, verschwinden, — ein graues, düsteres Wolkengebilde von gigantischen Formen steht tiefer unten am Himmel — wie eine unheilbrütende, geheimnisvolle Drohung. Und es ist, als wenn der Schatten am Himmel sich auf der Stirne des Menschen da unten spiegelt . . .

Dann mählich, mählich zerrinnt das Wolkenungetüm, löst sich auf in einzelne kleine, graue, schmutzig-braune und gelbe Flecken, als habe dort ein Maler auf seiner Palette die verschiedenen Farben ausgewischt. Aber — o Wunder! — da, wo jener weiße Streifen und später die rotglühende Wolkenkette gestanden, da bohrt sich, wie im Schwunge durch die Lüfte zu elastischen Linien geschweift, in schräger Richtung ein gefiederter flammender Wolkenpfeil in das dunkelsilberne Grün der Waldeskuppel.

So, dachte Froben, müßte uns wohl der Pfeil der göttlichen Liebe treffen — so schön und so —

„Nun, Herr Träumer," klang da plötzlich eine

weibliche Stimme neben ihm, „darf eine gewöhnliche Sterbliche heute noch auf herablassendes Gehör hoffen?“

Froben fuhr erschreckt aus seinen Betrachtungen auf, erhob sich jedoch gleich von seinem Sitze und verbeugte sich höflich.

„Ah, Fräulein von Cornow, bitte vielmals um Entschuldigung, wenn ich Sie nicht rechtzeitig bemerkt haben sollte. Ich war in der That —“

„Auf Reisen,“ ergänzte sie neckisch, indem sie ihm lächelnd die Hand zum Gruße bot. „Das habe ich wohl bemerkt, denn ich stehe nun schon gut ein paar Minuten neben Ihnen, ohne mit meiner Anwesenheit den geringsten Eindruck auf Sie zu machen. Darf man fragen, welchen Stern Sie der Ehre Ihres Besuches gewürdigt haben?“

„Keinen Stern,“ erwiderte er, lächelnd auf ihren Scherz eingehend, „nur ein Wolkenkuckucksheim, ein paar schöne Luftgebilde, die“ — er warf einen Blick zum Himmel: der flammende Wolkenpfeil war verschwunden — „die nun auch in nichts zerflossen sind. — Wie alles Schöne.“

„Da war ich also für Sie sozusagen noch weniger als Luft?“ sagte sie leichthin mit unverändert liebenswürdigem Lächeln. Dann setzte sie sich auf die Bank und bedeutete ihn, gleichfalls Platz zu nehmen.

Froben wußte auf ihre letzte Bemerkung nichts Rechtes zu erwidern. Sie hatte überhaupt zuweilen eine — außerordentliche Art, Bemerkungen zu machen und Fragen zu stellen, die ihn in Verlegenheit setzte. Mit galanten Komplimenten durfte er ihr nicht kommen, das wußte er; sie hätte ihn unbarmherzig ausgelacht und noch tagelang damit gehänselt. Nun brauchte man ja noch keineswegs zu lügen oder leere Worte zu machen, wenn man Fräulein von Cornow etwas Angenehmes sagte. Ueber das schwärmerische Junge-Mädchen-Alter war sie freilich hinaus, denn sie mochte etwa im fünfundzwanzigsten Jahre stehen. Ihre ganze Erscheinung hatte bei aller selbstbewußten Entschiedenheit weder in Toilette noch in Ausdruck und Haltung etwas, das irgendwie an den unangenehmen Begriff des Mannweibes erinnert hätte. Im Gegenteil, sie war mit ihrer ebenmäßigen schlanken Gestalt und den weich gerundeten Körperformen durchaus eine Persönlichkeit, welche auch auf das Auge der Männer Eindruck machen konnte. Aus dem regelmäßigen, klaren, aber nicht gerade scharf geschnittenen Gesichte unter dem einfach-eleganten braunen Strohhute, der eine Fülle des hervorquellenden goldblonden Haares vermuten ließ, blickten ein paar sehr verständige blaue Augen. Aber Froben erinnerte sich, daß diese Augen doch

zuweilen einen feuchten, schwimmenden Glanz annehmen konnten, der wohl schon manches Männer- und besonders Jünglingsherz in Unruhe versetzt haben mochte. Denn auch ihn hatte sie ja einmal so angesehen, und es war ihm dabei ganz wunderlich zu Mute geworden. Damals war er nachdenklich nach Hause gegangen, und es waren ihm dabei ganz eigne Gedanken und Möglichkeiten aufgestiegen. Ihre eigentümliche Bemerkung zauberte ihm die Scene wieder lebhaft vor Augen.

Es war an einem dämmernden Winternachmittage im Salon ihres väterlichen Hauses gewesen. Ihr Vater, der Geheimrat, wurde jeden Augenblick erwartet, und sie hatte den Besucher empfangen und ihm so lange Gesellschaft geleistet. Vielleicht eine Stunde lang, es konnten aber auch zwei geworden sein, denn der Geheimrat hatte sich in seinem Bureau stark verspätet. Mehrmals hatte Froben aufbrechen wollen, war aber immer wieder von ihr zurückgehalten und weiter ins Gespräch verwickelt worden. Ein eigentümliches, unter unverheirateten Leuten beiderlei Geschlechts jedenfalls ungewöhnliches Gespräch, von ihr mit einer gewissen lässig-kühnen Offenherzigkeit geführt, durch die er in Erstaunen und Verlegenheit geriet. Wie oft hatten sie sich denn vorher gesehen und gesprochen? Drei, vielleicht viermal aller-

höchstens! Und auch dann meist in Gegenwart anderer: ihres Vaters, den er öfters geschäftlich besuchen mußte, oder ihres Bruders. Ihre Mutter war bald nach Klaras Geburt gestorben, und so mochte sie dieser Mangel und der häufige Verkehr mit Männern frühe zur Selbständigkeit erzogen haben. Aber wenn auch — das war doch noch kein hinreichender Grund, ihn gewissermaßen wie einen alten Kameraden zu behandeln und ihm Eröffnungen zu machen, die eine junge Dame allenfalls ihrer Mutter oder ihrer vertrauten Freundin macht. Sie hatte ihm in heiterem Plaudertone von ihren früheren und gegenwärtigen Bewerbern erzählt, hatte die Schale ihres nicht immer rücksichtvollen Spottes über sie ausgegossen und dabei mit einem komisch übertriebenen Seufzer erklärt, sie werde wohl alte Jungfer bleiben, denn den Rechten habe sie bisher noch nicht gefunden, und wenn sie ihn auch finden sollte, würde er sie vielleicht gar nicht einmal haben mögen. Denn das müsse ein Ritter ohne Furcht und Tadel, „ein ganzer Mann" sein. Alle ihre bisherigen Freier seien nur Halbmenschen, und sie wundere sich nur, daß die Gelehrten noch immer nach dem Mittelgliede zwischen Menschen und Affen suchten: sie brauchten sich nur vertrauensvoll an sie, Klara von Cornow, zu wenden, sie könne ihnen einen

ganzen Haufen solcher Mittelglieder nachweisen, daß sie auf Jahre hinaus versorgt sein würden.

Da sei z. B. der Assessor K., der augenblicklich mit seinen dünnen Beinchen in den engen, tricotartigen Unaussprechlichen wie ein schwarzer Käfer umherkribbele, nachdem er aus den weiten Säcken, in denen er früher einhergeprangt, wie aus einer Larve geschlüpft sei; auch wenn er seine süßlichen Komplimente drechsle, müsse sie immer an einen surrenden Käfer denken und könne sich beim besten Willen des Lachens nicht erwehren. Oder Herr von L., der dicke Witwer und Rittergutsbesitzer, der für seine sieben lebendigen Kinder eine „liebevolle Mutter" suche, bei welcher es auf „Wirtschaftlichkeit weniger ankomme", weil ja die „alte Alwine" alles im Hause wie am Schnürchen leite; und dann erzähle er ihr Langes und Breites von der „alten Alwine", so daß sie ihm schon einmal ernstlich nahegelegt habe, doch — „die alte Alwine" zu ehelichen, worauf jener sich dann endlich, wenn auch sichtlich schwer gekränkt verabschiedet habe. Zufällig kannte Froben den Herrn von L. als einen ehrlichen, braven, wenn auch etwas beschränkten Mann, und er hatte sich durch diese Art, ihn zu behandeln, nicht sonderlich angenehm berührt gefühlt.

Der Schlimmste sei freilich der „Leutnant", ein Herr von Selling, ehemaliger Offizier, der nun

unter ihrem Vater im Ministerium Carrière machen wolle, sich aber am liebsten immer Herr „Leutnant" titulieren höre, wenigstens bis er es zum Rat gebracht. Dumm sei der nun freilich nicht, o nein, hatte sie nachdenklich hinzugefügt. Sie hoffe nun aber, er, Froben, werde ihr in der Abwehr des Lästigen kameradschaftlichen Beistand leisten. Froben hatte auch darauf nur mit einer Verbeugung und farblosen Verlegenheitswendung zu erwidern gewußt, — etwa, „daß er es sich jedenfalls zur Ehre schätze, sie als seine Kameradin betrachten zu dürfen".

Dann war eine Pause entstanden; sie hatte sich in den Fauteuil zurückgelehnt und, nachdem sie eine Weile vor sich hingesehen, ihm das Antlitz mit jenem seltsamen schwimmenden Blicke zugewendet, bei dem ihm so eigen zu Mute wurde.

An alles das mußte er jetzt wieder denken. Weshalb sprach sie in dieser Weise zu ihm? Was wollte, was erwartete sie von ihm, da es doch keine Komplimente waren? Auf diese Fragen fand er auch jetzt keine Antwort. Nur ein heißes, dunkles Sehnen nach Glück, Zweifel und — Furcht vor etwas Unbekanntem stiegen in ihm auf. Und da plötzlich stand sie wieder vor seinem geistigen Auge, die düstere Wetterwand da hinten am

Himmel, und er wußte auch, was sie zu bedeuten hatte ...

Sie mußte die Falte auf seiner Stirn, seinen veränderten Gesichtsausdruck wohl bemerkt haben, denn sie fragte jetzt:

„Es scheint, Herr Doktor, Sie zürnen mir wegen der unliebsamen Störung. Aber Sie wissen doch — unsere heutige Verabredung —"

„O nicht doch — wie können Sie glauben! Im Gegenteil!" beeilte er sich, höflich zu versichern. „Weshalb meinten gnädiges Fräulein überhaupt —?" Er sah sie erstaunt fragend an.

„Nun, Sie machten ja eben ein so finsteres Gesicht. Wie — wie eine Gewitterwolke!"

Eine Gewitterwolke? Freilich, etwas dem Aehnliches wenigstens.

Wie ärgerlich, dachte er, daß auch alles, was in einem vorgeht, nach außen sich bespiegeln muß, wie der eitle Komödiant vor dem Publikum. Wie albern! Dann sagte er:

„Gnädiges Fräulein, wer kann für seine Gedanken? Sie fliegen aus ihrem Nest, wie es *ihnen*, nicht wie es uns paßt. Das ist eine böse, unbändige Brut, Raubvögel mit spitzen Schnäbeln und scharfen Krallen —!"

„O wie tragisch!" lachte sie belustigt auf. „Ihr Kopf, der Kopf Max Frobens ein Raub-

vogelneſt! Und das wollen Sie mir weißmachen? Nun, jedenfalls werden Sie von manchem um dieſe Raubvögel beneidet. — Vielleicht könnten Sie mir einige davon abgeben?"

Aber Froben ging auf den Scherz nicht ein, er ſah düſter vor ſich hin und ſagte mit einfachem Ernſte, wie abweiſend:

„Mein gnädiges Fräulein, es iſt ſchwer, um nicht zu ſagen unmöglich, auf den Grund einer anderen Seele zu ſchauen. Das iſt zwar eine triviale, aber doch eine Wahrheit, die leider gar oft vergeſſen wird —"

„Aber wo der Grund ſo klar und durchſichtig zu Tage liegt, wie bei Ihnen?" Sie wollte offenbar das Thema nicht fallen laſſen. „Als ob die Welt von den Gedanken Max Frobens gar nie etwas erfahren hätte?! Oder ſind die in Ihren Schriften, in der ‚Gottwelt', dem ‚Neuland' und ſo weiter, etwa nicht Ihre Gedanken?! Und haben Sie darin nicht den innerſten Grund Ihrer Seele entſchleiert? Ach, es wäre doch traurig, wenn man in den Werken unſerer Dichter und Denker nicht wie in einem Spiegel ihr innerſtes, eigenſtes Weſen erblicken dürfte! wenn man ſich ſagen müßte, die ganze ſchöne Gedankenwelt ſolcher idealen Schöpfungen ſei nur ein Spiel müßiger Stunden, in Wirklichkeit ließen

sich ihre Herren Urheber von ganz anderen Gedanken leiten —"

„Und wenn dem so wäre," fiel Froben lebhaft ein, „wenn sie als unvollkommene Wesen, die sie nun einmal sind und bleiben, wirklich auch im gegebenen Falle von anderen Gedanken sich ‚leiten' ließen?! Wäre damit etwas gegen die Richtigkeit jener bewiesen, die sie in ihren Schriften niedergelegt haben? Oder auch nur gegen die Ehrlichkeit der Ueberzeugung, mit der sie sie ausgesprochen?"

„Immerhin," meinte sie, „eine häßliche Halbheit bliebe es doch: anders denken und schreiben und anders handeln."

„Je nun," erwiderte er, „einer solchen ‚Halbheit' macht sich wohl ein jeder schuldig. Wenigstens ein jeder, der ein allgemein giltiges Sittengesetz über sich anerkennt. Oder ist Einer, der von sich sagen könnte, er sei von diesem Gesetze nie abgewichen? Das wäre doch widerliches Pharisäertum, schändliche Heuchelei! — Wohin kämen wir wohl, wenn wir aus bloßer Konsequenz, aus Unvermögen, die Gebote der Moral in allen Stücken zu befolgen, die Moral überhaupt leugneten? Den tragischen Konflikt zwischen Wollen und Können, so schmerzlich er auch ist — wir müssen ihn durchkämpfen und überwinden."

Sie schwieg und sah sinnend vor sich nieder. Dann fragte sie:

„Haben auch Sie diesen Konflikt durchkämpfen müssen?"

Das war nun wieder eine solche Frage! Wie wenig doch auch ein so geistreiches Weib, wie das neben ihm, seine innerste Natur verleugnen kann! Immer das Persönliche, das argumentum ad hominem. Jede Idee, jede allgemeine Wahrheit muß praktisch ausgemünzt werden; die ideelle Erkenntnis, das geistige Besitztum als solches hat keinen Wert.

„Vielleicht," erwiderte er trocken. „Aber" — er zog seine Uhr — „werden wir nicht unten erwartet?"

„Sie haben recht; es wird allerdings höchste Zeit. Papa mit den anderen Herren sitzt schon lange im Konversationshause. Und ich kam ja eigentlich nur her, um den schwärmenden Träumer einzufangen, damit er uns nicht etwa noch ganz vergesse."

Sie erhoben sich und wandten sich zum Gehen. Da erinnerte er sich des Büchleins, das er vorhin auf das Bankende neben sich gelegt hatte. Er griff darnach und wollte es in seiner Rocktasche verschwinden lassen, aber sie hatte es schon bemerkt.

„Was haben Sie denn da? Goldschnitt? Doch nicht etwa lyrische Gedichte? Darf man sehen?"

„Bitte!" Er reichte es ihr zögernd hin. Etwas wie ein leichtes Erröten ging über sein Gesicht.

„Warum nicht gar!" rief sie erstaunt auflachend, „das Neue Testament. ‚Das Neue Testament unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi'," las sie mit gekünstelter frömmelnder Salbung vom Titelblatt. „Nein, was Sie doch für ein frommer Mann sind! Da muß man sich ja vor Ihnen ordentlich in acht nehmen, Sie Heiliger! Und das lesen Sie hier — in dieser lachenden, schönheitstrunkenen Natur! Die blutigen Kreuz- und Leidensgeschichten?"

„Wenn man gerade nichts anderes zur Hand hat — meine Bücher —"

Aber da errötete er wirklich und hielt inne. War das nicht eine Lüge? Und war er nicht eben im Begriff gewesen, eine neue Lüge hinzuzufügen: daß er seine Bücher zurückgelassen und nur dieses ihm von seiner alten Haushälterin beigepackt worden sei?

Er wußte es besser. Seine Bücher hatte er in der Hauptstadt zurückgelassen, das war richtig; aber dieses hatte er selbst zu seinen Sachen gepackt. Aus demselben Gefühle heraus, aus dem er es heute mit sich genommen: aus einer un-

klaren Mischung dankbarer Beschämung, reuigen Pflichtgefühls.

Eine Zeit in seinem Leben stieg vor ihm auf, da war ihm vor allen seinen gelehrten Büchern dieses kleine mit dem schon halb erblindeten Goldschnitt lieb und wert gewesen. Nicht nur, weil es ein teures Andenken an seine verstorbene Mutter war, sondern aus ganz persönlichen Gründen. Es war eine Zeit, wo all seine tiefsinnigen und gelehrten Philosophen und Forscher eine kalte und gleichgiltige Sprache zu ihm redeten. Wohl handelten sie in künstlichen Perioden und mit beredter Dialektik von allen Dingen im Himmel und auf Erden: nur von ihm selbst sprachen sie nicht, nur um sein eigenes Wohl und Wehe kümmerten sie sich nicht. Dieses kleine Buch aber sprach unmittelbar zu ihm selbst. Es gab keine wissenschaftlichen Aufklärungen und führte keine umständlichen logischen Beweise, aber es hatte Wege durch das tiefste Dickicht und ein Licht durch die dunkelste Finsternis. Da war kein Leid, für das nicht auch Trost und Heilung, keine Schuld, für die nicht Vergebung gewesen wäre. Der Mörder am Kreuze und der Sohn des Lichtes gingen zu gleicher Zeit in das Himmelreich ein. Und wenn er länger darin gelesen, dann war es ihm, als wichen die Schranken von Raum und Zeit in

wesenlose Fernen, als entschwebe er unmerklich dem trüben Dunstkreise des Irdischen mit all seinen lauten, so „wichtigen" Interessen. Und ihm war, als sähe er dann sein eigenes Leben und Leiden unter sich liegen — als etwas Fremdes, das keinen Teil an seinem eigentlichen Wesen hatte. Denn dies sein eigentliches Wesen entsprang aus einem uferlosen Meere und mündete wieder in das selbe uferlose Meer. Was kümmerten ihn die Streitigkeiten der Schriftgelehrten um diese oder jene Deutung einer einzelnen Stelle? Mochte noch so vieles in dem Büchlein unklar und geheimnisvoll bleiben — in der Hauptsache war es klar: es hatte Wege durch das verworrenste Dickicht und Licht durch die tiefste Finsternis. Und was er gesucht hatte, das war eben ein Weg und ein Licht! Was fragt der verschmachtende Wanderer nach dem Uebrigen?!

Ja, damals! — Wie oft hatte er sich zu diesem Büchlein geflüchtet, und es hatte ihn immer wieder aufgenommen . . . Dann waren andere Zeiten gekommen, und — das Büchlein war in Vergessenheit geraten. Es gab ja auch so viele wichtigere Dinge! Als er aber vor der Reise seine Bücher gemustert, um das eine oder andere mitzunehmen, da war ihm jenes wieder in die Augen gefallen. Da stand es, verstaubt, von

einer dicken „Geschichte der Nationalökonomie“ in die Ecke gepreßt. Wie es ihn vorwurfsvoll und doch nicht aufdringlich anblickte! Verschwand es doch nahezu im Schatten des protzig-behäbigen Nachbars! Nur das halb erloschene Gold des Rückentitels schimmerte matt aus dem Halbdunkel: „Neues Testament“. Da war er sinnend eine Weile vor ihm stehen geblieben: ein eigentümliches weiches Gefühl reuiger Scham war über ihn gekommen — und er hatte das Büchlein in seinen Koffer gepackt. —

... Und heute hatte er es verleugnet. Aus Schwäche, aus Eitelkeit, aus Feigheit vor dem spöttischen Lächeln eines freigeistig angehauchten Dämchens —: „Wenn man gerade nichts anderes zur Hand hat“!

Nein, so erbärmlich wollte Max Froben vor sich selber nicht dastehen.

„Und ich gestehe Ihnen sogar,“ fügte er jetzt mit fester Stimme hinzu, indem er sie fast herausfordernd ansah, „daß ich öfter — und gern darin lese.“

„Nun, bei den Herren unten, besonders bei Papa und Direktor Wespe, werden Sie mit diesem Bekenntnis gewiß Beifall finden. Was mich anbelangt — Sie kennen ja wohl meine Ansichten darüber: Ich bin gewiß der Meinung, daß die

Religion dem Volke erhalten bleiben muß — ist es doch so schon aufsässig genug! — aber ich glaube, für uns — ich meine die Gebildeten — hat dieses Buch doch wirklich nur noch einen historischen, wenn Sie wollen, auch litterarischen Wert."

Es schien ihm überflüssig, hierauf zu erwidern. In dieser überlegenen Erklärung war wirklich auch nicht ein einziges Gedankenfädchen, an das er hätte anknüpfen können, um sich ihr verständlich zu machen. Wie sollte er ihr erklären, was ihm jenes Buch gewesen — damals! Das mußte man erlebt haben, um es zu verstehen.

Sie schritten den Weg, der in sanften Windungen zum Thale führte, hinab. Durch die Bäume hatte man hier und da einen Blick auf das unten liegende Städtchen und die Berge gegenüber. Ein leiser goldiger Abglanz ruhte noch ersterbend auf einigen höher gelegenen Gipfeln, hinter denen bereits der erste milchweiße Streifen der Mondscheibe zart herüberschimmerte. An den Thalrändern unten aber glitten langgedehnte Nebelschwaden langsam dahin, als tasteten sie vorsichtig nach einem bequemen Nachtlager. Fast aus allen Schornsteinen kräuselte Rauch empor: in dem pünktlichen Kurstädtchen bereitete man allerorten ziemlich gleichzeitig das Abendmahl.

Sie gingen eine Weile schweigend nebeneinander her. Dann nahm sie das Gespräch wieder auf: „Es ist ja keine Indiskretion —: Was lasen Sie denn eigentlich vorhin in Ihrem heiligen Buche . . .?“ Sie war heute offenbar besonders frageluſtig gestimmt. Oder fragte sie nur, um überhaupt etwas zu sagen?

„Die Stelle über Petrus, der auf dem Meere geht und versinkt.“

„Nun sehen Sie!“ rief sie triumphierend, „sogar der heilige Petrus hatte im kritischen Augenblick keinen Glauben — er, der doch täglich um seinen Meister war und so viele Wunder von ihm mit eigenen Augen geschaut hatte! Und da will man von uns armen Kindern des neunzehnten Jahrhunderts Glauben verlangen, auf die bloße Autorität von Menschen und eines von Menschen — und wer weiß, wann und von wem! — geschriebenen Buches hin!! Ach, gehen Sie mir doch, mein Herr — Herr Generalsuperintendent! Sie glauben doch auch ganz gewiß nicht an alle die abgeschmackten Märchen von der unbefleckten Empfängnis, der Dreieinigkeit, der Auferstehung und was weiß ich sonst noch!“

Glauben — nicht glauben! Ja, wenn man so die Frage stellte! Sie gewissermaßen als Pistole einem auf die Brust setzte! Mußte man sie aber

nicht so stellen? That das nicht auch die Kirche mit ihren Dienern? Ja, es war jedenfalls leichter, anzugreifen, als zu verteidigen!

„Ich könnte Ihnen vielleicht mit Faust antworten: ‚Wer kann sagen: ich glaube, und wer: ich glaube nicht?‘ Aber lassen wir das. — Petrus? — Ja, Sie mögen wohl recht haben: Es scheint wirklich fast ein Widerspruch zwischen dem zitternden, kleingläubigen Simon, der angesichts seines Herrn im Unglauben versinkt, und dem starken Petrus, dem vorbildlichen Glaubenshelden —“

„Der seinen Meister dreimal verleugnet, noch ehe der Hahn zum zweiten Male gekräht hat! Ein schönes Vorbild! Die elendeste Feigheit, die sich denken läßt! Wie er, zitternd um sein bißchen Leben, sich die Glieder am Feuer wärmt und sich nicht entblödet, indes sein Herr die größten Qualen erduldet, vor den niedrigen Mägden zu erklären: Ich kenne den Menschen nicht! Den ‚Menschen‘! — Mir scheint er vielmehr ein Vorbild menschlicher Schwäche und Haltlosigkeit. In der Ekstase, im Enthusiasmus des Augenblickes, wo keine Gefahr droht und der Erfolg laut für den Meister spricht, da ist er groß. Aber kaum wendet sich das Blättchen, da zieht sich auch unser Petrus vorsichtig zurück — so recht der Typus der Halbheit, die heute mit großen Worten für eine Sache,

eine Idee um sich wirft und sie morgen, wenn die anderen sie verlassen haben, mit fremdem, kaltem Auge anblickt —: ‚ich kenne den Menschen nicht'. Und dann geht er in einen stillen Winkel und weint sich das bißchen Gewissensweh vom Herzen herunter. Das schadet nicht und thut wohl. Nein, mein Ideal von einem Manne ist Ihr heiliger Petrus jedenfalls nicht! Da hatten die heidnischen Römer und Griechen doch ganz andere Helden, und denen wurde keine ewige Seligkeit verheißen!"

Er mußte über ihren Eifer lächeln und über die — wieder so echt weibliche, persönliche — Wendung: „mein Ideal von einem Manne". Petrus als „Ideal" junger Mädchen! Aber dieser Eifer, so wenig er ihre Auffassung teilen konnte, gefiel ihm doch. Wer so energisch über die Schwächen eines Petrus urteilen konnte, der mußte wohl selbst die Kraft in sich fühlen, im gegebenen Falle mit seiner ganzen Person für einen anderen oder für eine Idee einzutreten.

„Sie thun dem armen Petrus doch wohl schweres Unrecht. Vergessen Sie doch das Ende nicht: die spätere todesmutige Treue des Apostels. Und dann — ist nicht gerade die Erhebung des Mannes, der so durch und durch Mensch war und der in der That in seiner fleischlichen Furcht

und Schwäche momentan so tief sinken konnte, daß er den göttlichen Meister verleugnete — ist das nicht gerade etwas, woran auch wir uns erheben können? Sie sagen, er sei ein Typus der Schwäche, der Halbheit gewesen. Ich kann das nicht finden. Mir scheint, die Halbheit hat zu allen Zeiten anders ausgesehen, als ein Petrus! Aber bleiben wir einmal bei Ihrem Begriffe von Halbheit —: dann hat Petrus uns auch gezeigt, wie man aus ihr herauskommen kann, und vor allem: daß man aus ihr herauskommen kann. — Ich meine wirklich: gerade daß Petrus nach so tiefem Falle zu so ragender Höhe sich aufrichten konnte, verleiht dieser Gestalt die große vorbildliche Bedeutung. — Und vielleicht — — für unsere Zeit mehr noch, als für eine andere. Nicht jeder, der gesunken ist, hat die Kraft, sich wieder zu erheben. Wer aber gesunken ist und sich dennoch erhebt, der steht wohl größer und fester da, als der nie erschütterte Held!"

„Meinen Sie? Ich meine, ein rechter, ein ganzer Mann darf nicht sinken. Und zu der ‚Erhebung' der Gesunkenen habe ich, offen gestanden, kein rechtes Vertrauen. Mir sind die gesunkenen Männer ebenso unsympathisch wie die gesunkenen Frauen. All die modernen Rettungsversuche kommen mir lächerlich und widerlich vor. Da halte

ich es doch schon lieber mit Nietzsche: ‚Was da fällt, das soll man noch stoßen'. Man braucht das ja nicht gerade wörtlich zu nehmen. Wir können ja ein gewisses Mitleid mit den Schwachen, Kranken und Gesunkenen haben — aber sie als gleichberechtigte Brüder lieben, das widerspricht doch der natürlichen Lage der Dinge, jedenfalls meinem Gefühl. Einen Mann, den ich bemitleiden müßte, könnte ich als Frau jedenfalls nicht lieben."

Froben schwieg. Es wäre auch schwer gewesen, aus seinen Zügen irgend eine Antwort herauszulesen; ein kalter, fast starrer Ausdruck lag auf ihnen. Dann war es, als huschte blitzgleich ein seltsam spöttisches Lächeln um seine Lippen; aber schon im nächsten Augenblick sagte er trocken und völlig ernsthaft:

„Mein gnädiges Fräulein, das ist ja aber — auch gar nicht nötig."

Diesmal war das Erstaunen an ihr. Machte er sich etwa über sie lustig? Aber nein, seine Züge blieben ernst und verschlossen.

„Wie?" Sie glaubte, nicht recht gehört zu haben. „Nein, wie merkwürdig Sie heute wieder sind! Aber — da sind wir ja auch gleich am Ziele." Nur wenige Schritte trennten sie noch vom Konversationshause; man hörte die Klänge der Kurkapelle.

„Fast hätte ich das Wichtigste vergessen," hob sie plötzlich wieder eifrig an, „können Sie sich denken, der unausstehliche Mensch ist auch wieder da!"

„Selling?"

„Sie fragen noch! — Alles natürlich nur ‚Zufall': zufällig habe er von W., wo er zur Kur weilt, einen Abstecher hierher gemacht, und da habe es wiederum der Zufall so glücklich gefügt ... und so weiter und so weiter! Gestern abend ist er angekommen und seit heute vormittag weicht er uns nicht von der Seite. Unausstehlich!" Sie stampfte mit unterdrücktem Zorne auf die Erde. „Nun, glücklicherweise reisen wir schon morgen weiter in die Schweiz."

„Also wirklich schon morgen? Der Bescheid ist also eingetroffen?" Auf seinem Gesichte drückte sich plötzlich lebhafte Spannung aus.

„Nein, das zwar nicht," — Frobens Stirne umwölkte sich — „— aber Papa giebt die Hoffnung schon auf, hier noch Bescheid zu erhalten. Wie lange sollen wir denn auch noch warten?! Die Tante in Luzern ist schon ordentlich tückisch; gestern hat sie wieder telegraphiert. — Ja, was ich noch sagen wollte: aufrichtig gestanden habe ich Sie auch nur, um diesen Selling zu ärgern, auf Ihrem Lieblingsplätzchen überfallen. Das

Gesicht hätten Sie sehen sollen, als ich mitten in seiner angenehmen Unterhaltung aufstand und erklärte, ich wolle Sie nun herbeiholen!! Ha, ha! Papa fand es natürlich auch nicht ganz schicklich und machte eine etwas saure Miene. Aber Gott sei Dank, hat sich Väterchen schon daran gewöhnt, daß ich meine eigenen Ansichten über Schicklichkeit habe. Es wäre auch lächerlich! — Nun lassen Sie uns gemeinsam gegen den Feind vorgehen!"

Feind? — Weil er ihr unangenehm und lästig war? Warum sollte er diesen Selling als seinen „Feind" betrachten? Ihm war der wohlerzogene, stets verbindliche Mann, den er nur flüchtig im Hause des Geheimrats kennen gelernt hatte, wenn auch keine sonderlich sympathische, so doch eine sehr gleichgiltige Persönlichkeit; im übrigen gönnte er ihm alles Gute. Und es lag nicht in Frobens Art, „Feinde" zu „hassen". Er hatte zwischen den Zeilen des Lebensbuches doch nicht ganz ohne Nutzen gelesen, hatte etwas von einer großen Notwendigkeit darin gefunden.

Und vielleicht dachte er jetzt auch an jenes kleine Buch mit dem halb erloschenen Goldschnitt . . .

II.

Die Herren saßen an einem der gedeckten Tische auf der Veranda. Froben wäre auch ohne Führung sicher auf sie losgesteuert, denn schon von weitem sah er den wohlbekannten, unvermeidlichen, hechtgrauen Cylinder majestätisch auf dem Haupte des Geheimrats thronen. Da nun Herr von Cornow auch über eine imposante Figur von über fünf Fuß Höhe und entsprechender Breite verfügte, so mußte man zugeben, daß das Licht des Cylinders — wenn wir uns so ausdrücken dürfen — nicht unter einen Scheffel gestellt war. Er beherrschte denn auch sozusagen die Situation und schien namentlich der dienstbeflissenen Kellnerschar bedeutende Ehrfurcht einzuflößen, denn während die übrigen Tische nur von je einem Kellner bedient wurden, tummelten sich deren mehrere um den Platz des Geheimrates — was dieser mit einer unbeschreiblichen vornehmen Ruhe und Würde geschehen ließ. Er mochte in den Sechzigern stehen. Der getreue Cylinder verhüllte zwar jetzt gewisse Lichtungen des aschgrauen Haares an den Schläfen und auf der Mitte des Kopfes; dafür entschädigte aber auf das splendideste ein prachtvoller, nach englischer Art zweigeteilter Bart, der nur mäßig von silbernen Fäden untermischt war. Der Geheimrat war sich offen-

bar des Wertes dieses Schatzes vollbewußt, da er von Zeit zu Zeit bald die eine, bald die andere Hälfte liebevoll vom Kinn abwärts durch die Rechte gleiten ließ und sich auf diese Weise immer wieder in die Empfindung des glücklichen Eigentümers versetzte. Ueber den Ausdruck der graublauen Augen in dem etwas fleischigen Gesichte mit den nicht gerade dünnen Lippen ließ sich eben nicht viel bemerken: sie blickten mit einer gewissen amtlichen Zurückhaltung in die Welt. Dagegen bekundete die nicht unbeträchtliche Nase ein ausgesprochenes Streben nach oben, und es schien, als wolle sie auf den zeitweilig sich blähenden und senkenden Nasenflügeln einen Flug in höhere Regionen unternehmen; jedenfalls wurde sie von der sichtlichen Tendenz getragen, über die niedere Welt und deren Bewohner hinwegzuschauen — soweit sich diese nicht etwa durch Rang und Stand legitimieren konnten.

Neben Herrn von Cornow saß der „Leutnant", nunmehriger Ministerialbeamte von Selling. Zur Charakteristik dieses gab es nur einen, aber erschöpfenden Ausdruck: „Korrekt". Korrekt war die mittelgroße, schlanke Gestalt gewachsen; korrekt der Schnitt der regelmäßigen Züge, die von vielen Damen gewiß „reizend" gefunden wurden, und besonders korrekt Frisur und Kleidung, letztere beide

streng nach Leutnantsart. Das braune, wohlgebürstete Haar war durch einen glänzenden, vom Wirbel kühn bis zur Mitte des Hinterhauptes hinabstürzenden Scheitel geteilt; der etwas dunklere Schnurrbart pries beredt die Vorzüge der Hoflieferant Habyschen Präparate, und über dem tadellosen schwarzen Anzug schien etwas wie ein unsichtbarer Schimmer von Epauletten, roten Aufschlägen und goldblanken Knöpfen zu schweben: der Nimbus war unverkennbar gewahrt. Nur eine Konzession hatte Herr von Selling seiner neuen amtlichen Stellung machen zu müssen geglaubt: das früher getragene Monocle war ihm nach längerer, reiflicher Erwägung des Für und Wider weniger angemessen erschienen, er hatte es durch einen goldenen Kneifer an schwarzseidener Schnur ersetzt, wie sich auch der Geheimrat eines solchen zu bedienen pflegte, dieser jedoch nur seiner Augen wegen, beim Lesen. Aber trotz aller Sorgfalt im Aeußeren hatte Selling doch nichts von jener herausfordernden, läppischen Albernheit an sich, die bei gewissen Modenarren der jeunesse dorée so unwiderstehlich die Lachmuskeln reizt. Herr von Selling war und blieb eben korrekt in allem.

Das Gegenüber des Geheimrates war der Direktor Wespe. Was er eigentlich „dirigierte", hätte wohl keiner der Anwesenden genau sagen

können; aber seine Würde als „Direktor" war trotzdem eine so gefestigte und selbstverständliche, daß es niemand in den Sinn gekommen wäre, an ihrer Rechtmäßigkeit zu zweifeln. Es war bekannt, daß er schon seit Jahren in verschiedenen Teilen des Reiches an der Spitze von gemeinnützigen Gesellschaften und Unternehmungen gestanden hatte. Von der einen oder anderen hatte man wohl auch hier und da ein Weniges gehört, man wußte aber allgemein, daß Direktor Wespe seit jeher sich der Förderung reformatorischer Bestrebungen auf den mannigfachsten Gebieten gewidmet hatte, und galt er bei den einen als „Idealist", so versäumten die anderen nicht, seine Sachkenntnis und hervorragenden organisatorischen Fähigkeiten mit großem Nachdrucke zu betonen. Die Beziehungen zwischen ihm und Herrn von Cornow reichten schon eine Reihe von Jahren zurück, und es war wohl beiden — ob aus demselben oder aus verschiedenen Gründen — angenehm, den Sommeraufenthalt, wenn auch nur für wenige Wochen, in dem schön gelegenen, vielbesuchten Kurort miteinander zu teilen. Der schmächtige Direktor bedurfte der ozonreichen Luft und heilkräftigen Quellen augenscheinlich dringender, als der wohlbeleibte und sehr robust dreinschauende Geheimrat. Die zarte, wachsartige Bläße auf dem

Gesichte Wespes harmonierte mit einer gewissen jungfräulichen Röte der Wangen, so daß seine feinen Züge etwas Frauenhaftes erhielten. Nur der Knebelbart, die Furchen auf der Stirn und die scharfen Linien von der Nase zu den Mundwinkeln verwischten in etwas diesen weiblichen Eindruck. Diese Furchen waren offenbar vom Pfluge tief eindringender Geistesarbeit aufgewühlt worden. Das schlicht und ungescheitelt emporgestrichene graue Haar war auf dem Vorderhaupte nur noch spärlich vertreten, hing dagegen ziemlich lang in den Nacken herab. Die grüne Brille über den Augen und eine gewisse saubere Lässigkeit der einfachen grauen Kleidung vervollständigten den Eindruck des geistigen Arbeiters, der auf sein Aeußeres nur die notwendigste Rücksicht zu nehmen gewohnt ist: man hätte ihn ebensogut für einen Universitätsprofessor wie für einen Künstler halten können.

Der jetzt aber mit lautem, scharrendem Geräusch mit seinem Stuhle vom Tische rückte und lebhaft aufsprang, als er die Ankommenden erblickte, war der Sohn des Geheimrates, ein junger, hünenhafter Kürassieroffizier, dem die Lebenslust aus den hellen, blauen, gutmütig blickenden Augen sprühte.

„Spät kommt Ihr, doch Ihr kommt — der weite Weg, Graf Isolan —"

„Ich kehre gleich wieder um, Robert," unterbrach Fräulein von Cornow die brüderliche Begrüßungsformel mit trockener Entschiedenheit. Sie blieb einen Augenblick wie in Verzweiflung stehen und sandte einen komisch-hilfeflehenden Blick nach oben. „Kannst du es dir denn gar nicht abgewöhnen, dies unausstehliche Citatenreiten?!"

„Werde mir Mühe geben, Schwesterchen, auf Ehre, Mühe geben. Ist aber schwierige Sache. Denn — schon Goethe sagt: Es erben sich Gesetz und Rechte wie eine ew'ge Krankheit —"

„Unverbesserlich!" Sie mußte nun doch auflachen und zuckte resigniert mit den Achseln.

Böse Zungen unter seinen Kameraden behaupteten geflissentlich, Leutnant von Cornow — dichte im geheimen. Im höchsten Maße verdächtig war es ja, daß er zeitweilig aus der Gesellschaft spurlos zu verschwinden pflegte und dann irgendwo in einem leeren Nebenraume oder auf einer einsamen Gartenbank des jeweils besuchten Restaurants in tiefes Grübeln versenkt aufgestöbert wurde. Einige wollten bestimmt gesehen haben, daß er bei solchen Gelegenheiten Bleistift und ein Blatt Papier — „es könne aber auch ein Notizbuch gewesen sein" — schnell habe verschwinden lassen. Ein Geständnis war aber trotz aller Neckereien und arglistigen Versuche nicht aus ihm herauszupressen, und in die

Oeffentlichkeit war nichts von etwaigen Poesien eines Gardekürassierleutnants Robert von Cornow gedrungen. Offiziell existierte also ein Dichter dieses Namens nicht. Mochte das Gerücht nun auf Wahrheit beruhen und der Kryptodichter eine Entschädigung für den unterdrückten Strom seiner poetischen Ader suchen, oder entsprang diese Liebhaberei nur einer allgemeinen Verehrung für den Klassicismus —: Thatsache war, daß Robert von poetischen Citaten den ausgiebigsten Gebrauch machte, wobei er es mit der Congruenz des angewandten Dichterwortes und der gegebenen Situation nicht immer genau nahm. Den Spitznamen „Büchmann", mit dem er von seinen Kameraden fast nur genannt wurde, hatte er demnach redlich verdient.

Sämtliche Herren waren zur Begrüßung der Neuankommenden von ihren Plätzen aufgestanden, zuletzt mit steifer Würde, jedoch nur bis zu drei Viertel Lebensgröße, der Geheimrat. Er erhob sich nicht vor jedermann, der geheime Regierungsrat von Cornow — o nein! Der Doktor Froben sollte die Auszeichnung ihrem Werte nach zu schätzen wissen. Ein Blick, aus Vorwurf und Zärtlichkeit gemischt, traf dabei die Tochter; aber die Sonne der Zärtlichkeit triumphierte bald siegreich über die Nebel des Vorwurfs —: wie glich sie doch heute so ganz der Seligen, ihrer klugen, stolzen, schönen

Mutter! An diesem Punkte hatte das Ressort des Beamten seine Grenze.

Ein kräftiger, herzlicher und doch achtungsvoller Handschlag des jungen Offiziers begrüßte den Doktor. Direktor Wespe aber nahm dessen Rechte zwischen seine beiden Hände, hielt sie wohl eine Minute lang umfaßt und sagte mit einem überaus süßen Lächeln in etwas singendem, fast zärtlichem Tone:

„Mein lieber, verehrter Herr Doktor, Sie befinden sich doch ganz wohl? — Nicht wahr?" wiederholte er dann mit einer Dringlichkeit, als hinge von der Beantwortung der Frage die Ruhe seines Lebens ab, „nicht wahr, Sie befinden sich wohl?"

Kurz und höflich war die Begrüßung mit Selling, wobei dieser sich nicht versagen konnte, mit seinem Arm den berühmten rechten Winkel zu markieren. Im ersten Augenblick hatte Froben die instinktive Empfindung, als käme ihm Selling heute mit geringerer Artigkeit als sonst, ja mit einer gewissen Nonchalance entgegen. Aber Froben mußte sich wohl getäuscht haben — Herr von Selling war korrekt wie immer.

Ein Tischchen wurde von den Kellnern herangerückt, Selling und Froben schoben fast gleichzeitig je einen Stuhl für Fräulein von Cornow

zurecht, Selling den seinen einen Augenblick früher; aber sie schien ihn nicht zu bemerken, nahm den Stuhl Frobens und setzte sich neben den Vater, indem sie gleichzeitig den Doktor mit einer Handbewegung einlud, neben ihr Platz zu nehmen.

Selling zeigte nicht die geringste Empfindlichkeit, er lächelte womöglich noch um einen Grad liebenswürdiger als zuvor. Ueberhaupt war er heute außerordentlich heiterer Laune und von einer fast nervösen Fröhlichkeit, als müsse er eine geheime, kürzlich erlebte Freude unterdrücken. Im Gegensatz zu ihm schien Herr von Cornow sen. unter einem geheimen Drucke zu leiden. Er war zerstreut und einsilbig und spielte nervös mit seiner schwergoldenen Uhrkette. Die gleiche Stimmung schien sich auf Direktor Wespe übertragen zu haben, dessen Gesicht Unruhe und Besorgnis ausdrückte.

Klara und Froben zogen nacheinander die Speisekarte zu Rate. Die übrigen waren mit ihrem Abendessen eben fertig geworden und sprachen nun bei einer Cigarre dem Weine, einem edlen, einheimischen Gewächse, zu. Aber es wollte keine rechte Stimmung aufkommen, so sehr es sich auch Herr von Cornow jun. angelegen sein ließ, „Leben in die Bude" zu bringen. Nur Selling ging bereitwillig auf seine Scherze ein, wobei er sich

von Zeit zu Zeit bemühte, auch die Schwester in die Unterhaltung zu ziehen. Aber sie antwortete nur kurz und kühl und wandte sich dann wieder von ihm ab. Bei Froben war man es gewohnt, daß er nicht allzu gesprächig war: er war keiner von denen, die ihre Weisheit am Wirtshaustisch oder im Salon zum besten zu geben pflegen.

Jetzt erhob sich geräuschvoll vom Nebentische links eine aus drei Köpfen bestehende Gesellschaft: eine ältere Dame, ein bleichsüchtiger Jüngling und eine noch bleichsüchtigere, verdrossen und hochmütig dreinschauende junge Dame.

„Na endlich!" meinte Herr von Cornow jun. mit einem befriedigten Seufzer, als jene sich langsam und umständlich entfernt hatten. „Wünsche wohl gespeist zu haben!" Er sah nach der Uhr. „Können Sie sich denken, Doktor," fuhr er mit ehrlicher Entrüstung fort, „haben geschlagene zwei Stunden und zweiundvierzig Minuten in einem fort bloß jefuttert! Soll amerikanische Millionöse mit Sohn und Fräulein Tochter sein. Na, den ollen Krippensetzern sieht man's joldene Stallfutter wahrhaftig auch nicht an. Alte jeht man noch so so. Aber der labbrige Bengel und erst die kalkige junge Stute! Na, so was! Auf Ehre: zwei Stunden und zweiundvierzig Minuten bloß jefuttert!"

„Na weißt du, Robert," sagte Fräulein von Cornow lachend, „da möchte ich dich doch wirklich fast bitten, zu deinen geliebten Klassikern zurückzukehren. Lieber als die Sprache deines Reitburschen ist mir die Goethes und Schillers denn doch allemal — auch an der unpassendsten Stelle!"

„Nicht wahr, Klärchen, hab's ja immer gesagt, es geht nichts über die Klassiker! Sogenannte ‚moderne' Litteratur: Hauptmann, Sudermann, Ibsen — alles Schwindel! — Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst."

Auch der Geheimrat schien den Abgang der Vereinigten Staaten von Nordamerika mit einer gewissen Erleichterung zu empfinden. Mochte die Gesellschaft nebenan vielleicht auch nur wenig Deutsch verstanden haben —: man konnte doch nicht wissen! Und daß sie sich alle Mühe gab, zu erhorchen, was er, der Geheimrat von Cornow, etwa der Welt zu offenbaren habe, stand für ihn unerschütterlich fest. Er that einen tiefen Seufzer und wandte sich dann an den Direktor:

„Ja, sehen Sie, lieber Wespe," sprach er mit der Bitterkeit des schwer und unverdient Gekränkten, „das ist nun der Dank für die langjährigen, treuen Dienste. Nicht einmal diese geringe Rücksicht! Am zwanzigsten sollte der Bescheid spätestens

hier sein — heute ist der fünfundzwanzigste! Man wird, wie es scheint, höherenorts als lästiger Bittsteller betrachtet. Nun, ich dränge mich mit meinen — hm! — bescheidenen Kräften und meinem guten Gelde dem Staatswohl gewiß nicht auf. Kann mein Geld wirklich selbst gebrauchen. Ist vielleicht auch besser so. Dank erntet man doch nicht."

Der Direktor rückte bei diesen Worten sichtlich beunruhigt auf seinem Sitze.

„Bei den außerordentlichen und bekannten Verdiensten, die sich Herr Geheimrat um das Gemeinwohl erworben haben, ist das höherenorts beliebte Verfahren allerdings schwer verständlich, namentlich wo Herr Geheimrat abermals in so hochherziger Weise Ihre bewährte Kraft und — und auch namhafte materielle Hilfsmittel dem Gemeinwohl zur Verfügung stellen. Es ist indessen anzunehmen, daß der Bescheid, der ja doch nicht ausbleiben kann, Herrn Geheimrat nachgesandt wird."

„Ja, lieber Wespe, das ist allerdings ‚anzunehmen'. Es scheint aber nicht, daß man sich für unsere Pläne allzusehr begeistert. Denn sonst hätte man sich mit seiner Zustimmung wohl etwas mehr beeilt. Und dann habe ich ja den Bescheid ausdrücklich hierher erbeten, um mit Ihnen und Doktor Froben gleich die vorbereitenden Maß-

nahmen zu besprechen, bevor ich meine kranke Schwester in Luzern besuche. Wenn wir noch in diesem Herbst —"

„Nun, was meine geringe Mithilfe anbelangt, — entschuldigen gütigst, Herr Geheimrat, wenn ich unterbreche," — beeilte sich Wespe eifrig zu versichern, „so käme es mir auf eine Reise nicht an. Im Dienste einer so großen, gemeinnützigen, vaterländischen Sache! Und ich glaube, auch Doktor Froben würde —"

Ein uniformierter Hotelgroom, der sich mit gezogener Mütze eilends dem Tisch genähert hatte und jetzt vor dem Geheimrat einen devoten Diener machte, ließ den Direktor nicht vollenden.

„Verzeihen Herr Geheimrat — aber es ist dringend."

Er hielt ihm eine Depesche hin, auf deren Rückseite ein roter Papierstreifen das „Dringend" bezeichnete.

Mit einer an ihm sonst ungewohnten Hast griff der Geheimrat nach dem zusammengefalteten Blatte. Dann schien ihm aber auch gleich das Bewußtsein seiner amtlichen Würde und der damit notwendig verbundenen maßvollen Ruhe zurückzukehren.

„Es ist gut," sagte er in gleichgiltigem, aber doch etwas gepreßtem Tone.

Er warf einen flüchtigen Blick auf die Adresse,

rückte ein wenig mit dem Stuhl vom Tische, so daß kein unbefugter Blick auf das Papier fallen konnte, und entfaltete es dann mit gemessener Langsamkeit. Aber ein leises Zittern seiner Finger verriet, daß die Ruhe erzwungen war.

Dann klemmte er seinen Kneifer über das Nasenbein und überflog den Inhalt.

Nach einigen Sekunden, während sämtliche Anwesende ihre Blicke gespannt auf ihn gerichtet hielten, ließ er den Kneifer lässig an der schwarzseidenen Schnur herabfallen.

Seine Augen leuchteten, strahlten.

Er holte tief Atem und lehnte sich behaglich zurück, nicht ohne seinem Haupte eine Richtung zu geben, die der Nase gestattete, wollüstig in den gewohnten höheren Regionen zu schwelgen.

„Vom Minister, Papa?“ unterbrach endlich Herr von Cornow jun. ungeduldig das minutenlange Schweigen.

Aber nur ein verweisender Blick traf den vorlauten Frager. Sein Erzeuger zog zunächst die eine, dann die andere Hälfte seines köstlichen Bartschatzes mit hingebender Zärtlichkeit langsam durch die Rechte, wiederholte diese Manipulation einige Male — sehr zum Verdruß der ungeduldig Harrenden —, räusperte sich alsdann und begann endlich mit zwar nicht allzu lauter Stimme, dafür aber

mit einer Feierlichkeit, als lauschte seinen Worten eine tausendköpfige Versammlung:

„Meine verehrten Anwesenden! Der heutige Tag, hm! — oder richtiger Abend — dürfte dereinst, hm — dürfte also dereinst in der Geschichte der socialpolitischen Entwicklung unseres geliebten deutschen Vaterlandes eine bedeutende Rolle spielen, ja vielleicht — hm — einen entscheidenden Wendepunkt bezeichnen."

Bedeutungsvolle Pause.

Dann mit erhöhter Feierlichkeit:

„Ich erkläre hiemit die Aktiengesellschaft ‚Neuland, Institut für volkswirtschaftliche, geistige und sittliche Gesellschaftsreform' für begründet."

Diese Erklärung rief eine merkliche Bewegung bei den Anwesenden hervor: der Direktor atmete wie erleichtert auf, nahm seine Brille ab und begann deren Gläser mit dem Taschentuche eifrig zu putzen, als fände er erst jetzt die Zeit dazu. Dabei glomm und flackerte es wie heimliches Feuer in seinen grauen, vielleicht nur infolge dauernden Gebrauchs der Brille, etwas unstät umherschweifenden Blicken. Auch in Max Frobens Augen leuchtete es freudig auf. Klara bemerkte es und lächelte ihm freundlich, wie beglückwünschend zu. Herr von Selling machte dem Geheimrat von seinem Platze aus eine elegante Verbeugung, wobei er

ein besonders verbindliches Lächeln auf seinen Lippen erscheinen ließ. Herr von Cornow jun. aber schlug mit der flachen Hand auf den Tisch:

„Bravo, Papa, da wollen wir aber doch gleich eine —"

Aber der Geheimrat schien sich durch diese spontane Beifallskundgebung seines temperamentvollen Sprößlings durchaus nicht in seinen rednerischen Intentionen beirren lassen zu wollen. Ein mißbilligender Blick unterbrach den jungen Offizier und bedeutete ihn, daß die Reihe zu sprechen noch lange nicht an ihn gelangt sei. Dann fuhr Herr von Cornow fort:

„Rekapitulieren wir. Ich bin es von meinem — hm — verantwortungsvollen Amte her gewohnt, in allen Dingen Klarheit und Ordnung walten zu lassen. Es dürfte sich empfehlen, auch im vorliegenden Falle von diesen — hm — diesen bewährten Prinzipien nicht abzuweichen und den Stand der Dinge mit Bezug auf: erstens ihre bisherige Entwicklung, zweitens ihre gegenwärtige Konstellation und drittens ihre künftige Gestaltung auf Grundlage dieser Konstellation und jener Entwicklung sich vor Augen zu halten.

„Es ist Ihnen bekannt, meine Herren, daß ich schon seit lange, besonders aber seit Erlaß der allerhöchsten Botschaften Kaiser Wilhelms des

Großen, sowie unseres gegenwärtig regierenden kaiserlichen und königlichen Herrn" — hier erhob sich der Cylinder einen Augenblick von seinem Throne — „der socialen Frage mein besonderes Augenmerk zuwende, und ich darf mich rühmen, daß meine — hm — meine bescheidene Thätigkeit auf diesem Gebiet nicht ohne Erfolg geblieben ist, und sowohl in der Oeffentlichkeit, als auch höheren Orts einige Anerkennung gefunden hat.

„Es ist Ihnen weiter bekannt, meine Herren, daß ich der Anregung des Herrn Direktors Wespe zur Begründung einer Gesellschaft, welche — hm — welche die in dem Buch ‚Neuland' niedergelegten, genialen socialreformatorischen Ideen unseres verehrten Doktor Froben unterstützen und, soweit es die Umstände gestatten, auch im kleineren Maßstabe verwirklichen soll, — daß ich also dieser Anregung — hm — von Anfang an meine Sympathie als Mensch und mein Wohlwollen als Staatsbeamter entgegengebracht habe. Weiter, meine Herren, ist Ihnen bekannt, daß ich mich nach reiflicher Ueberlegung, nicht ohne mir dabei die Schwere des — hm — des dem Gemeinwohl gebrachten Opfers zu verhehlen, entschlossen habe, durch Zeichnung eines namhaften Betrages den Grundstein zu mehrerwähnter Gesellschaft zu legen, und daß es mir ferner gelungen ist, von einer Reihe anderer

angesehener und vermöglicher Herren das Versprechen thatkräftiger Mithilfe an dem geplanten großen Werke zu erlangen — vorausgesetzt, daß letzteres auch höheren Orts und an maßgebender Stelle die zu erhoffende günstige Aufnahme findet. Es ist selbstverständlich, daß diese Rücksicht auch für mich in letzter Instanz entscheidend sein mußte, und daß ich in meiner amtlichen Stellung meine Hände nicht einem Unternehmen leihen darf, das mich in Gegensatz zu den Intentionen einer hohen Staatsregierung oder gar zur allerhöchsten Willensmeinung bringen könnte.

„Ich habe also meinem hohen Chef ein Exposé über unsere Pläne nebst den gedruckten, grundlegenden Materialien unterbreitet und ihm die motivierte Bitte vorgetragen, mir seine Ansichtsäußerung hieher zu teil werden zu lassen. Als ein Zeichen persönlichen Wohlwollens, und vielleicht auch — hm — nicht ganz unverdienter Anerkennung langjähriger, treuer Pflichterfüllung darf ich es wohl betrachten, daß Se. Excellenz mir die gütige Zusage erteilten, während ihres Sommeraufenthaltes unsere Angelegenheit außerhalb der laufenden Geschäftsordnung zu prüfen und mir Bescheid telegraphisch hieher zu übermitteln. Dieser Bescheid, meine Herren, der sich durch die Umstände ein wenig verzögert hat, ist nun einge-

troffen, und ich bin in der angenehmen Lage, Ihnen den hocherfreulichen Wortlaut verlesen zu dürfen. — Oder" — er warf einige mißtrauische Blicke um sich — „es wird unter den obwaltenden Umständen geratener sein, Sie lesen ihn selbst."

Damit übergab er Froben die Depesche. Da dessen Nachbarin Miene machte, ebenfalls hineinzusehen, hielt Froben das Papier ein wenig linkwärts. Sie blickten nun beide gleichzeitig hinein, so daß ihre Köpfe sich fast berührten.

Das Telegramm lautete:

„Habe infolge Indisposition erst heute „Lektüre vorgelegter Materialien beenden „können. Kann geplante Gesellschaft nur „freudig begrüßen. Meinerseits gegen Ihre „bewährte opferfreudige Beteiligung nichts „einzuwenden. Zweifle nicht, daß Unter„nehmen bei strenger Durchführung vorge„zeichneter staatserhaltender und monarchi„scher Grundsätze auch an allerhöchster Stelle „günstige Aufnahme und verdiente Aner„kennung finden wird. Wünsche Neuland „besten Erfolg."

Darunter der Name des Ministers.

„Somit dürfen wir, wie gesagt," beschloß Herr von Cornow sen., nachdem das Telegramm die Runde um den Tisch gemacht, seine An-

sprache, „die Gesellschaft Neuland für begründet erklären."

„Und natürlich auch", fügte Herr von Cornow jun. hinzu, „mit einem Gläschen Schaumwein begießen. Nicht, Papa?"

Der Geheimrat nickte lächelnd. „Können wir, mein Sohn!"

„Sie, Kellner," rief der Offizier einem gerade vorüberhuschenden Ganymed zu, „so hören Sie doch! Also: eine Heidsieck. Und gleich noch zwei kalt stellen!"

Nach einigen Minuten perlte der Champagner in den Gläsern.

Direktor Wespe wandte sich mit einer Verbeugung an den Geheimrat:

„Ich gestatte mir, mein Glas auf das Wohl des hochverdienten Begründers und Präsidenten des Aufsichtsrates der Aktiengesellschaft ‚Neuland' zu erheben."

Der Geheimrat lächelte wohlwollend:

„Nun, nun, lieber Wespe, wollen der Entscheidung der Mitglieder nicht vorgreifen."

„Ich übernehme jede Garantie!" rief Wespe enthusiastisch.

Die Gläser klangen aneinander.

Der Geheimrat war durch das ministerielle Telegramm in großmütige Stimmung versetzt worden.

„Es wäre unbillig," erklärte er, „die Pioniere und Mitarbeiter des großen Werkes zu vergessen. Rekapitulieren wir: Sie, mein lieber Direktor, haben mit emsigem Fleiße und eindringender Gründlichkeit die Organisation der Gesellschaft in die Hand genommen. Sie aber, mein verehrter Doktor Froben, haben durch Ihre ausgezeichneten Schriften den Boden des Neuland gewissermaßen geebnet, ja geradezu unsere Gesellschaft aus der Wiege gehoben, ihr sogar den Namen verliehen. Ich trinke auf das Wohl der beiden Herren!"

Abermals berührten sich die Gläser.

„Und so wollen wir denn", fuhr der Redner fort, „rüstig an die Arbeit gehen und ein Institut ins Leben rufen, das in dieser Zeit des allgemeinen Umsturzes und Unglaubens nicht umsonst gewirkt haben soll! Herr Direktor Wespe wird, wenn anders mein Einfluß etwas zu sagen hat, die organisatorische und geschäftliche Leitung übernehmen — unser verehrter Doktor aber sozusagen unser ideelles Organ, unser geistiges Haupt sein."

Diese Großmut grenzte an das Wunderbare. Der Geheimrat schien selbst darüber erstaunt und geneigt, den letzten Satz zurückzunehmen. Aber welche Wunder kann nicht ein ministerielles Telegramm unter Umständen bewirken!

Von Cornow jun., der inzwischen schon dem

Ex bibl. univ. Tart.

Weine reichlich zugesprochen hatte, schien bei den letzten Worten seines Vaters von einem Gedanken gepackt zu werden, den zu erhaschen und festzuhalten er sich gleichwohl vergeblich bemühte. Er zog die jugendfrische, etwas gebräunte Stirne in ernsthafte Falten und versank eine Weile in heftiges Nachsinnen. Plötzlich versetzte er freudestrahlend seinem Nachbar zur Rechten, dem Direktor, einen ohne Zweifel sehr freundschaftlich gemeinten, aber genügend wuchtigen Schlag auf die Schulter, so daß jener wie elektrisiert am ganzen Leibe zusammenfuhr und die getroffene Schulter sich fast bis zu der Tischfläche herabsenkte.

„Richtig, Direktorchen, jetzt hab' ich's! So ist's: ‚Wir wollen in die böhmischen Wälder gehen und eine Räuberbande gründen, und Max Froben soll unser Hauptmann sein!' Prost Doktor!"

Ein grüner Blitz schien aus den Brillengläsern hervorzuschießen — oder war es nur der Widerschein der Gläser selbst? Der Geheimrat warf seinem Sohne einen strafenden, fast amtlich strengen Blick zu; ihm erschien die Einverleibung eines Königlich Preußischen Geheimen Rates in eine „Räuberbande" im höchsten Maße unpassend. Von Selling aber lachte ungemein belustigt laut auf:

„Nein, wirklich, Büchmann, Sie sind heute unbezahlbar! Ha, ha, ‚böhmische Wälder', ‚Räuber-

hauptmann' et cetera! Fehlt nur noch die Amalia! — aber die werden wir schließlich auch noch auftreiben — gehört entschieden zum Ganzen!"

Froben fühlte sich von dieser Wendung unangenehm berührt. Daß der Scherz des jungen Offiziers durchaus harmlos gemeint war und nur seinem unwiderstehlichen Citatenhange entsprungen war, wußte er wohl; daß aber Selling in dieser Weise den Scherz aufnahm und weiter ausspann, erschien ihm bei dem sonst so taktvollen und artigen Manne befremdlich. Sollte das eine beabsichtigte Unart gewesen sein?

Er war eben im Begriffe, sich darüber Klarheit zu verschaffen, als ihm Fräulein von Cornow zuvorkam:

„Sie sind ja heut entsetzlich lustig, Herr .... Herr ‚Leutnant'," sagte sie scharf und spöttisch.

„Bin ich auch, mein gnädiges Fräulein — mit gütiger Erlaubnis natürlich."

Er war wieder ganz der Liebenswürdige, Verbindliche:

„Wie sollte ich auch nicht — nach der schönen Nachricht! Und dann — ich habe nämlich gestern auch ein Telegramm erhalten ..." Er schnippte leicht mit den Fingern und warf einen schnellen Blick zu Froben hinüber: „Ein Telegrammchen, na! ..."

„Bitte, Herr von Selling," schnitt sie kalt und verweisend ab, „es liegt mir durchaus fern, mich in Ihre Privatverhältnisse zu drängen."

„Könnte jetzt auch wirklich noch nicht darüber sprechen, werde aber nicht ermangeln — später . . ."

Aber sie hörte nicht mehr auf ihn und hatte sich wieder Froben zugewendet. Dieser sah sie dankbar an, und sie lächelte ihm freundlich und bedeutsam zu. — Wie fein hatte sie in seinem Innern gelesen und wie entschieden für ihn Partei ergriffen. Ein warmes Gefühl stieg in ihm auf. —

Es war inzwischen dunkel geworden, und die elektrischen Lichter im Garten flammten auf. Auf den weißgedeckten Tischen an der Balustrade der Veranda standen hohe Lampen mit rosa Papierschirmen, die nun von den Kellnern geschäftig entzündet wurden und ein angenehm gedämpftes, dabei doch genügend helles Licht verbreiteten. Auch über den Tisch unserer Gesellschaft ergoß sich nun diese anheimelnde rosenfarbene Helle.

Unten wogte eine bunte, geputzte Menge bei den Klängen der Musik auf und nieder. Man konnte hier die neuesten und unwahrscheinlichsten Toiletten studieren und studieren lassen, und das eine schien mit ebensoviel Genuß betrieben zu werden, wie das andere. Einzelne blieben dicht vor

dem Musikpavillon stehen, um aus dem daran befestigten Programm die eben gespielte oder die nächste Nummer festzustellen; andere lauschten in etwas weiterer Entfernung, um den Pavillon im Halbkreise herumstehend. Nur einige wenige Pärchen mieden das indiskrete Licht der elektrischen Lampen und verloren sich in den schattigeren Partien des Gartens. Diese Glücklichen fanden Genüge aneinander; sie brauchten die große Welt nicht mehr, oder — — noch nicht.

Die große Mehrzahl aber bestrich in zwei aneinander vorüberstrebenden, parallelen Linien die allgemeine Heerstraße unter der Front des Konversationshauses. Die meisten spazierten paarweise, man sah aber auch einzelne, vielleicht auf Entdeckungsreisen. Und jetzt wirbelte unter der Lampe am Pavillon ein interessantes Kleeblatt vorüber: drei sehr junge Mädchen, die einander eng unter die Taillen gefaßt und sich so zu einer anmutigen Gruppe verschlungen hatten. Sie wußten offenbar auch, daß das „anmutig" war, darauf ließen die kecken, keineswegs „schamhaft zu Boden gesenkten" Backfischgesichtchen schließen. Ihren Zweck erreichten sie wohl auch, denn man sah jetzt von der Veranda lächelnde Gesichter und verschiedene Augengläser auf sie gerichtet, vom frechen Monocle aus Fensterglas bis herauf

zum vornehmen, goldgefaßten Lorgnon der „älteren Dame".

„Seht doch!" rief jetzt der Offizier. „Tauchen ja wieder auf, Drillinge von vorhin! Kröten verstehen schon ganz nett zu flirten. Uebrigens passabel niedliche Käfer — was, Selling?"

Der Angeredete setzte seinen Kneifer auf und wandte sich seitwärts, aber das Kleeblatt war bereits im Gewühl verschwunden.

Der Offizier hatte wiederum sein Glas geleert. Plötzlich erhob er sich.

„Herrschaften entschuldigen, komme in einer Viertelstunde wieder!"

„Na, Büchmann, Pejasus scharrt wohl schon ‚da draußen vor dem Thore'. — Citat ist aber nicht von Goethe oder Schiller. — Drillinge andichten?"

Der junge Hüne lächelte nur zerstreut und etwas wehmütig und entfernte sich dröhnenden, nicht ganz sicheren Schrittes. — Diese letzte, gravierende, aber unumstößliche Thatsache im Verein mit der Blässe, die plötzlich die Röte auf seinen Wangen abgelöst hatte, konnte die Vermutung nahelegen, daß das Bedürfnis nach etwas mehr Luft und Bewegung im vorliegendem Falle dringender war als das nach einer poetischen Verherrlichung irgend welcher, noch so „niedlicher Käfer". —

Zwischen dem Geheimrate und dem Direktor entspann sich eine lebhafte Unterhaltung über das voraussichtliche Ergebnis einer Reichstagsersatzwahl, in der ein Socialdemokrat zum erstenmal gegen den langjährigen konservativen Kandidaten aufgestellt worden war. Auch Selling beteiligte sich an dem Gespräch, indem er seiner Entrüstung über das Fortschreiten der Umsturzpartei in starken Worten Ausdruck gab und die Aufhebung des Socialistengesetzes beklagte. Herr von Cornow und Wespe pflichteten ihm jedoch nur bedingt bei, indem sie die Anwendung äußerer Gewaltmittel gegen den Umsturz als unzureichend erklärten und das Hauptgewicht auf die von Seiner Majestät angekündigte Socialreform legten, deren Direktiven nun ja auch die neue Gesellschaft an ihrem Teile befolgen sollte. Worauf Herr von Selling schnell einlenkte und sich beeilte, zu erklären, daß er das „selbstverständlich nicht so gemeint" habe, daß er die Initiative Seiner Majestät des Kaisers als die größte That des Jahrhunderts bewundere, und daß er, Selling, sich glücklich schätzen werde, bei dem neuen Unternehmen einen, wenn auch noch so bescheidenen Platz ausfüllen zu dürfen.

Der Doktor und Fräulein von Cornow blieben inzwischen sich selber überlassen. Froben war noch zu sehr von der empfangenen Nachricht erfüllt, als

daß er sich in einem breiten Redestrome hätte ergießen können. Sein Geist, seine Phantasie arbeiteten um so mächtiger. Endlich stand er am Ziele seiner Wünsche! Endlich sollte es ihm vergönnt sein, aus der stillen Gedankenwerkstatt in die freie Oeffentlichkeit herauszutreten, um wenigstens einen Teil seiner Ideen zu Früchten der Wirklichkeit reifen zu sehen. Wie oft hatte er die Hoffnung schon aufgegeben, wie viele Jahre lang mit seinen Ideen in schmerzlichem, aussichtslosem, unbeachtetem oder verlachtem Kampfe gegen den mächtigen Riesenwillen des großen, sonst so hoch von ihm verehrten Staatsmannes fast allein dagestanden, wenigstens in seinen Kreisen. Nun war dieser mächtige Wille von einem mächtigeren gebrochen worden. Wohl beklagte er oft den Sturz, die Tragik in dem Leben des einzigen Mannes; aber er konnte sich auch nicht verhehlen: solange dieser Gewaltige am Ruder blieb, war an eine andere Auffassung und Behandlung der Frage, die ihm vor allen am Herzen lag, der er die Arbeit seines Lebens widmete, nicht zu denken. Flammende Blitze zuckten, dröhnende Donner grollten aus dem Sachsenwalde über das Reich und weit über dessen Grenzen hin. Aber mochte auch der Erdkreis erbeben, wenn der gefesselte Titan mit seinen Ketten klirrte — —: er blieb gefesselt!

Nicht Menschen hatten ihn überwunden, — die Zeit, die allgewaltige, die keinen Dank und keine Rücksicht kennt, hatte ihn von den Speichen ihres ehernen Rades geschüttelt, und ehern rollte sie ihrem Ziele zu, das nur der kennt, welcher ein Herr ist auch über Raum und Zeit. Erlahmt war die Hand des Helden zurückgesunken, die so wuchtig in jenes Rad gegriffen, ein nüchterner Alltag war dem leuchtenden Morgen eines heroischen Zeitalters gefolgt. Die vor jedem Zucken der mächtigen Brauen gebebt hatten, konnten sich nun in souveräner, frecher Kritik ihres Meisters nicht Genüge thun. Die Meute entschädigte sich für die Peitschenhiebe, die so oft über ihre platten Stirnen gesaust hatten, indem sie ihren ehemaligen Bändiger zähnefletschend aus sicherem Verstecke anbellte. Tief in seiner Waldeinsamkeit aber verachtete der große Alte mit bitterem Lächeln die Menschen, wie er sie immer verachtet hatte — eine zürnende entthronte germanische Gottheit.

Alltag? Ja, die Zeit der Kleinen und Vielen! Aber war er, Froben, nicht auch einer dieser Kleinen und Vielen? Tausende bisher gelähmter Willen und Kräfte waren mit einem Schlage frei geworden, nachdem die eine, alles erdrückende, allem ihren Stempel aufprägende Individualität von der Bühne der Weltgeschichte zurückgetreten

war. Und so hatte Froben jenen Alltag dennoch mit schmerzlicher Freude als den Morgen einer neuen Zeit begrüßen müssen. Die Bahn vor ihm war frei geworden, der mächtigste Wille des Reiches hatte sich an die Spitze der Bewegung gestellt, die für Froben die Geschicke der Zukunft in ihrem Schoße barg. Die Erlasse Kaiser Wilhelms II. zu Gunsten der ärmeren Volksklassen eröffneten ein unermeßliches Feld zukunftsfreudiger, fruchtbarer Wirksamkeit. Das Schifflein der Socialreform war vom Oberhaupte des Reiches selbst vom Stapel gelassen worden; stolz glitt es auf den Wogen der Zeit dem Neulande der Zukunft entgegen, und noch immer schwellte ein frischer, freundlicher Wind seine Segel.

Aber was für Froben persönlich das Bedeutsamste war, das hatte sich erst soeben erfüllt. Kapital und gesellschaftlicher Einfluß stellten sich ihm zur Verfügung, er sollte sich bethätigen dürfen. Bethätigung — ja, das war es, wonach er sich so viele Jahre hindurch vergeblich gesehnt hatte! Ein freudiger Glanz hatte sich über sein Antlitz gebreitet, ein träumerisches Lächeln umspielte seine Lippen.

„Sie sind glücklich?“ fragte ihn Klara leise.

„Glücklich? — Nun ja, ich müßte es wohl sein.“

„Seien Sie es," sagte sie warm. „Und ich werde es auch sein."

Das letzte fügte sie kaum hörbar hinzu. Sie errötete und senkte ein wenig ihr Gesicht. Als sie es wieder erhob, trafen sich beider Blicke und tauchten eine Weile tief ineinander. Beide schwiegen.

So frauenhaft und hingebend hatte er die stolze, selbständige, spöttische Geheimratstochter noch nie gesehen. Die liebreizende Weichheit auf ihren schönen, regelmäßigen Zügen konnte doch nicht allein von dem rosigen Schimmer der Lampe hervorgezaubert sein? — —

Drunten wogte die bunte, geschäftige Menge unabläßig auf und ab. — Eine angenehme Kühle strich von außen her über die Veranda.

Jetzt begann die Musik den Tannhäusermarsch; in prächtigen Wogen rauschten die Klänge einher. Die drei Herren achteten in ihrer eifrigen Unterhaltung nicht darauf.

Ein stolzes, triumphierendes Gefühl schwellte die Brust Frobens, ein Neuland stieg vor ihm auf — nicht nur für die große, farblose Allgemeinheit, nein, auch für ihn ganz persönlich. Sollte es dennoch möglich sein —? Sollte ihm vielleicht außer Erfolgen des Geistes und der That doch noch ein persönliches Glück beschieden sein,

wie es den Aermsten und Niedrigsten nicht versagt bleibt?!

Ach, der so lange Vereinsamte und zu Boden Gedrückte hatte diese Hoffnung schon längst aufgegeben. Warum umschmeichelte sie ihn wieder? Wollte sie ihn narren?! Aber, wenn es dennoch — dennoch möglich wäre . . .?

Höher schwollen die Klänge der Musik, höher hob sich die Brust des sinnenden Mannes. Der Champagner perlte im Glase. Er erhob es und hielt es seiner Nachbarin entgegen. Wieder ruhten beider Blicke ineinander. Hell klangen die Kelche zusammen in einem harmonischen Klange.

Ein heimlicher Blick Sellings glitt zu ihnen herüber. Er schien diskret, fast unmerkbar zu lächeln. Aber weder Klara noch Froben bemerkten es.

„Neuland, Neuland!" quoll es trotz allen niederhaltenden Druckes der harten, herben Vernunft leidenschaftlich aus den Tiefen seines Gemütes empor.

Vergessen war die unheilschwangere Wetterwand am Abendhimmel, vergessen auch — der versinkende Petrus! — — — — — — — — — — — — — — — — — —

III.

Die Sonne hatte ihren launischen Tag. Bald warf sie goldene Kußhändchen zur Erde, bald zog sie sich schmollend hinter graue Wolkenschleier zurück. Jetzt aber schien sie des gaukelrischen Spieles müde. Wie einer liebenswürdigen Eingebung folgend, legte sie lange goldene Streifen über den Fußboden des Zimmers, und nun breitete sie sich mit schmeichlerischer Zudringlichkeit über den Tisch, mitten über das Papier und die Hand des emsig Schreibenden, so daß dieser geblendet innehielt und von seiner Arbeit aufsah. Dabei mußte Frobens Blick auf das Gärtchen vor seinem Fenster fallen. Es war freilich nur ein dürftiges Großstadtgärtchen mit wenigen Sträuchern und Bäumen, aber doch ein Stückchen lebendiger Natur, eine kleine Oase inmitten der Steinwüste, die ihn nun wieder seit Wochen umgab. Und die Sonne schien sich mit doppelter Zärtlichkeit um die wenigen versprengten Kinder ihrer Liebe zu schmiegen.

Sie hatten sich schon längst in die Farben des Herbstes gekleidet: der wilde Wein an den steinernen Mauern, die das Gärtchen umgaben, leuchtete in tiefem Rot, aus dem die kleinen Beeren dunkelblau hervorlugten. Aber auch die rote Farbe war bereits im Schwinden, das Gelb herrschte vor,

ein Gelb, das in zarten, weißlichen Tönen ersterben wollte. Auf den paar Blumenbeeten zwischen den Kieswegen blühten noch einige Georginen, Stiefmütterchen und späte Rosen. Aber während jene sich in der herben Kühle wohl und frisch zu fühlen schienen, hielten die Rosen fröstelnd ihre letzten Knospen geschlossen. Bräunliche Streifen fraßen sich dörrend in die Ränder der Knospenblätter hinein — der kalte Brand des Todes. Ueber Wege und Beete fegte der Wind das herabgefallene dürre Laub, drehte sich mit ihm im Wirbel zwischen den von den angrenzenden Häusern gebildeten Einfassungsmauern herum und erhob sich mit ihm in die Höhe, als wolle er mit seinem Raube das Weite suchen. Aber immer wieder mußte er ermattet seine Flügel senken. Sehnte er sich hinaus in das wahlverwandte brausende Meer des großstädtischen Getriebes, das da hinter den Mauern toste und brandete?

Aber die Sonne lächelte gleichmütig zu alledem und spiegelte sich in den Tautropfen auf Gräsern und Blättern...

Dieser Tag erinnerte Froben an den letzten, den er in dem freundlichen süddeutschen Kurstädtchen verbracht. Der hatte ihn auch so klar und taufrisch angeweht, als er auf einer letzten Wanderung Abschied von Thälern und Bergen genommen.

Da hatte er auf einem Abhange gestanden und auf das Städtchen zu seinen Füßen hinabgeschaut. Und von drüben her hatte ihn der Wald gegrüßt, still und feierlich, in den scharfumrissenen Formen des Frühherbsttages. Schwer war ihm der Abschied geworden, wie schnell der Sommer unter angestrengter Geistesarbeit dahingegangen, und wie wenig hatte er ihn doch eigentlich genossen!

Genossen?

Ein Lächeln, herb und wehmütig zugleich, zuckte um den Mund des Sinnenden. Wann hatte er denn je genießen dürfen, in vollen Zügen, sorglos und unbekümmert, so recht genießen?! Von Kindheit an war ihm die Freude wie eine verbotene Frucht erschienen. Er war nicht Kind gewesen, wie andere Kinder. Als er zur Welt gekommen war, hatte sich schon die Sorge in seinem Vaterhause eingenistet. Die Tage der Wohlhabenheit, in der die Seinigen einst gelebt, waren vorüber, das väterliche Gütchen weit hinten an der preußisch-russischen Grenze verschuldet, der Friede des Hauses zerstört.

Seiner Mutter konnte er sich kaum erinnern. Sie war etwa drei Jahre nach seiner Geburt gestorben. Ein schweres inneres Leiden, an dem sie schon jahrelang gekrankt, hatte sie vor der Zeit dahingerafft. Was ihm an Vorstellungen von ihr

vorschwebte, beruhte wohl nur auf späteren Erzählungen der Hausgenossen. Oder sollten sich in das weiche Gemüt des Kindes doch einige persönliche Erinnerungen an sie eingeprägt haben? Eine elfenhafte, wunderbar graziöse Erscheinung sollte sie gewesen sein, ein seltsames Gemisch von Widersprüchen. Man erzählte von ihr Züge hingebender, alles aufopfernder Güte, aber auch grausamer Härte. Die Hausleute und Gutsangehörigen, meist Litthauer, liebten und fürchteten sie mit einer Art abergläubischer Scheu. Die erfolgreiche Hilfe, die sie ihnen in Krankheitsfällen persönlich angedeihen ließ, brachte sie bei diesen ungebildeten Leuten in den Ruf übernatürlicher Kräfte. Es ging von ihr das Gerücht, daß sie in die Zukunft zu schauen vermöge, und sie mochte wohl selbst davon überzeugt gewesen sein, denn sie glaubte an Ahnungen und Träume, und ihre Voraussagungen hatten sich mehrfach in wunderbarer Weise erfüllt. Es mußte etwas Geheimnisvolles in ihr gewesen sein, etwas engelhaft Gutes und doch wieder auch dämonisch Leidenschaftliches. Eine unbotmäßige Magd hatte sie einmal durch den Verwalter unbarmherzig peitschen lassen. Damals konnte derartiges noch ungestraft geschehen. Dann aber war sie vor der Gemißhandelten auf die Kniee gesunken und hatte sie mit heißen Thränen um

Verzeihung gebeten und sie überreich beschenkt. An ihrem Gatten hing sie mit abgöttischer, verzehrender Liebe. Aber diese Liebe ließ sie nur selten nach außen strahlen, als fürchte sie sich selbst vor ihrer leidenschaftlichen Glut. Sie bewahrte sie eifersüchtig, wie einen keuschen Schatz im tiefsten Busen, immer von seltsamen Zweifeln geplagt, ob der Gatte ihre Liebe auch ebenso heiß, ebenso tief, ebenso grenzenlos erwidere. Und so quälte sie den milden, edlen, gütigen Mann mit wunderlichen Launen, zeigte sich ihm kalt und hart, wo sie ihm doch oft am liebsten um den Hals gefallen wäre. War es aber der bis ins Mark hinein gesunden, harmonischen und harmoniebedürftigen, heiterklaren Natur des Mannes zuviel des Unerquicklichen, des Launenspiels im Hause, war er, um das zerstörte Gleichgewicht seiner Seelenstimmung wieder herzustellen, in die Nachbarschaft oder in die Stadt gefahren, dann verzehrte sie sich in qualvoller Sehnsucht nach ihm, zählte die Stunden bis zu seiner Rückkehr und horchte ängstlich auf jedes Geräusch draußen, ob es nicht die Heimkunft des Ersehnten bedeute. Wenn dann aber sein Wagen vor der Hausthüre hielt und er unbefangen und heiter lächelnd herausstieg, um sie zu begrüßen, dann sanken ihre Arme, die sich schon zu stürmischem Willkommen erhoben

hatten, schlaff zu ihren Seiten herab, und sie empfing ihn mit düster gefalteter Stirne und mit Vorwürfen wegen seines langen Ausbleibens. Doch ein Mittel, ein nie versagendes hatte er, um all die verborgenen Liebesschätze in ihrem Innern ans Licht zu rufen. Er brauchte nur über irgend ein Unwohlsein, irgend einen seelischen oder körperlichen Schmerz zu klagen, und all ihre zur Schau getragene trotzige Kälte schmolz dahin und wandelte sich in weichste, holdeste Zärtlichkeit. Dann war sie demütig dienend um ihn bemüht, dann las sie jeden Wunsch von seiner Stirne, dann hätte sie die größte Unbill wortlos und ergeben von ihm ertragen, in dem Gedanken, daß der über alles Geliebte litt und daß er einst von ihrer Seite gerissen werden könnte. Mit lächelnder Milde hatte später der Vater den Kindern von diesem eigenen Charakterzuge ihrer Mutter erzählt, nur das Gütige, Zärtliche ihres Wesens dabei hervorgehoben, nie einen Tadel, einen Vorwurf gegen sie geäußert.

Was Max Froben als persönliche Erinnerung an sein Mütterlein vorschwebte, das beschränkte sich eigentlich nur auf dunkle Bilder aus der Zeit ihres Krankenlagers. Hatte er sie wirklich darauf gesehen, hatte er es wirklich miterlebt, wie die Männer einen schwarzen Kasten in ihr Zimmer

brachten, — ihren Sarg, den sie sich Monate vor ihrem Tode bestellt hatte und nun mit eigenen Augen sehen und prüfen wollte? Die Scene hatte sich in Wahrheit abgespielt, wie sie ihm vorschwebte: die Mutter hatte sich in den Sarg gelegt, ob es sich bequem darin werde ruhen lassen. Aber er wußte ja damals noch nicht, was ein Sarg ist, und was Sterben heißt, begriff er nicht. Oben, in einem Seitenflügel des Hauses hatte man ihn in einem sonnigen Zimmer, zu dem gerade die Krone eines Kastanienbaumes hinaufreichte, kurz vor dem Tode der Mutter mit dem Kindermädchen untergebracht. Und da er wieder einmal ungestüm nach der Mutter verlangte, wurde ihm bedeutet, die Mutter sei in den Himmel zum lieben Gott gegangen und werde sobald nicht wiederkehren. Ob man sie denn von dort nicht herholen könne? war seine Frage gewesen. Dort drüben am Saume des Birkenwaldes, den man vom Fenster aus deutlich sehen konnte, da sei doch der Himmel so niedrig und man könne doch dort eine Leiter anlegen, um hinauf zu gelangen. Und darauf hatte er noch eine Weile trotzig bestanden und wollte es sich nicht ausreden lassen, weil es ihm so gar einfach schien. Und dann hatte er weiter gespielt ... und die Mutter, die niemals wiederkommen wollte, wenn er nach ihr begehrte,

und die man auch nicht holen wollte, vergessen. Auf lange, lange vergessen, bis er reif genug war, um es zu empfinden, was einem Manne fehlt, der seine Mutter nicht gekannt hat.

Eine Tante kam ins Haus, um sich seiner und des Haushalts anzunehmen. Seine beiden Brüder waren viel älter als er und besuchten in der Stadt das Gymnasium. Es waren abnorme, unbändige Naturen, die jedem Zwange einen erbitterten Widerstand entgegensetzten. Des ältesten, Wilhelms, Leidenschaft wandte sich von früh auf der Jagd zu. Kam er zu den Ferien nach Hause, dann konnte er tagelang einsam mit der Büchse in den Wäldern umherschweifen. Wortkarg und verschlossen, führte er ein träumerisches Innenleben, das die reale Wirklichkeit als feindselige Macht empfand. Sein Ideal war das Blockhaus im Urwalde, das Leben in einsam großartiger Natur, der Kampf mit lauernden Feinden und wilden Tieren. Und das war ihm mehr als das übliche Knabenideal, diese Vorstellungswelt wuchs aus seiner innersten, phantastischen Veranlagung heraus. Alles Hergebrachte, Gesellschaftliche haßte er als abgeschmackt und albern. Dabei verrieten einzelne Ausbrüche eine elementare, unheimliche Leidenschaftlichkeit und eine unbeugsame Zähigkeit und Willenskraft. Nur richtete sich diese nicht

auf das Nächstliegende, das Praktische und Mögliche, sondern auf vorgefaßte Ideen, auf Unerreichbares. Da er nächst der Jagd die Musik leidenschaftlich liebte, setzte er es sich in den Kopf, Meister auf der Geige zu werden. Und dazu hatte zwar sein Bruder Theobald eine außergewöhnliche Gabe, er aber keine. Dennoch nahm er an dem Musikunterrichte des Bruders unverdrossen teil, übte er täglich viele Stunden lang auf dem Instrumente, ohne es doch zu irgend einem beträchtlichen Erfolge zu bringen. Der auch sonst glänzender und liebenswürdiger, aber willensschwach veranlagte Theobald erreichte spielend, was jener mit allem eisernen Fleiße nicht erzwingen konnte, und so bemächtigte sich Wilhelms ein Gefühl des Neides gegen den Bruder, der die Kunst nur lässig und widerwillig betrieb und dem das Schicksal doch die herrliche Gabe in den Schoß geworfen hatte. So grollte er ihm im geheimen und fühlte doch wieder zu edel, um dieser niederen Regung nachzugeben. Das Verhältnis der Brüder zu einander war überhaupt ein ganz eigenartiges: Der Grundton ihres Wesens war wohl gleich gestimmt. Einig waren sie in der Auflehnung gegen allen konventionellen Zwang, in dem Widerwillen gegen die Schule, die Bücher und überhaupt alles positive Wissen. In diesem Sinne

blieb der eine auf das Verständnis des andern angewiesen. Lebte doch in ihnen etwas schlechterdings Seltsames, Scheues, Weltfremdes, das sie von ihren Altersgenossen trennte. Sonst freilich mochten sie dem Beobachter wenig Gemeinsames aufweisen. Wilhelm ernst, wortkarg, zäh, bedächtig; Theobald von nervöser Lebhaftigkeit, sprunghaft, stets zu tollen Streichen aufgelegt. War nun der jüngere Bruder dem älteren an schneller Auffassung und überhaupt an natürlichen Fähigkeiten überlegen, so kam diese Ueberlegenheit in ihrem beiderseitigen Verkehr dennoch nie zur Geltung. Im Gegenteil: Theobald ordnete sich Wilhelm in allen Stücken unter, ja dieser übte über jenen eine unbedingte Herrschaft aus, und jeder Versuch der Auflehnung dagegen endete mit einer Niederlage Theobalds. Unfähig, die Gesellschaft und Unterhaltung des Bruders längere Zeit zu missen, machte Theobald bei allen Streitigkeiten, die zwischen ihnen vorkamen, den ersten Schritt zur Versöhnung, — weniger aus Erkenntnis eines Unrechts auf seiner Seite, als aus Langeweile und Schwäche. Wilhelm aber verstand es, ruhig abzuwarten, bis der andere ihm die Hand entgegenstreckte, vor ihm kapitulierte.

Die Knaben wuchsen heran, ohne in der Schule irgend Erfreuliches oder auch nur Befriedigendes

zu leisten. Vergebens waren alle Ermahnungen und Bemühungen des Vaters. Es half nichts, daß er ihnen neben dem Schulunterricht Privatstunden erteilen ließ, daß er sie aus der einen Pension in die andere, aus der einen Schule in die andere gab, notgedrungen geben mußte. Es lag etwas unausgesprochen Fremdes zwischen Vater und Söhnen. Sie machten ihn nicht zum Vertrauten ihrer Gedanken, Pläne und knabenhaften Unternehmungen, er aber, der klare, philosophisch veranlagte, lebensreife Mann, verstand diese seltsamen Charaktere nicht, die sich weder ihren Lehrern noch ihren Altersgenossen anschlossen, bei allen natürlichen Fähigkeiten den gewöhnlichsten Durchschnittsanforderungen der Schule nicht zu genügen, für keinen, den wirklichen Verhältnissen entsprechenden Lebensberuf sich zu begeistern vermochten und überhaupt so ganz anders geartet waren, als sonst Knaben in ihrem Alter, als er selbst in seiner Jugend gewesen war. Um so schmerzlicher trafen ihn dann die hoffnungslosen Nachrichten der Lehrer und Schuldirektoren. Meist waren es bösartige Streiche Theobalds, die den Vater wieder und wieder nötigten, die Söhne in einer andern Anstalt unterzubringen. Aber es schien, als sei auch Wilhelm nicht ganz unbeteiligt daran. Hielt er sich auch selbst von der That

zurück, so mochte er doch der intellektuelle Miturheber mancher dieser Tücken gewesen sein oder doch, als beifälliger Mitwisser, ihnen nicht ferngestanden haben. Unternahm doch Theobald kaum etwas, was ihm die Mißstimmung des Bruders zugezogen hätte, so weit reichte dessen Herrschaft über ihn.

Und es wurde im Laufe der Jahre nicht besser, sondern schlimmer. Bald mußte der Vater erfahren, daß seine Söhne nicht nur im Unterrichte zurückblieben, mit den Lehrern in fortwährendem Hader lagen, sondern auch, kaum dem Knabenalter entwachsen, ein ausschweifendes Leben begonnen hatten. Wilhelm, so hieß es, habe an diesen Unternehmungen, die sich in niedrigen Spelunken der Vorstadt abspielten, anfangs nur widerstrebend teilgenommen, mehr um den Bruder nicht im Stiche zu lassen, als aus eigenem Antriebe. Dann aber habe er selbst Gefallen daran gefunden. Aus diesem verschlossenen, nur scheinbar kalten Charakter war offenbar die in ihm glühende, verborgene Leidenschaft nur zu früh emporgeschlagen.

Auf Maxens Kindheit aber warf diese verhängnisvolle Entwicklung seiner älteren Brüder tiefe Schatten. Stets wurde sie ihm als abschreckendes Beispiel vor Augen gehalten. In jeder natürlichen Regung kindlicher Ungebunden-

heit, knabenhaften Uebermutes wurde der Keim künftiger Verderbnis gewittert. Ließ er sich in übersprudelnder Lebensfreude gehen, dann setzte ihm die Tante gleich einen Dämpfer auf mit der grämlich-vorwurfsvollen Frage: „Willst du auch so werden wie deine Brüder"? Sie meinte es gewiß gut mit ihm, hatte ihn gewiß nach ihrer Art in ihr Herz geschlossen. Aber eben ihre Art war keine einem kindlichen Gemüte heilsame. Sie hatte selbst trübe Erfahrungen hinter sich. Ihr Gatte, ein, von Hause aus vermögensloser, leichtsinniger Spieler, hatte sich eine Kugel durch den Kopf geschossen, nachdem sie sich endgiltig geweigert, seine Spielschulden zu bezahlen und er wiederum große Verluste im Hazard gehabt hatte. Sie mochte wohl auch ihm gegenüber nicht die richtige Art gehabt, es nicht verstanden haben, den im Grunde gutmütigen, nur allzu nachgiebigen Mann an seine Häuslichkeit zu fesseln und ihn den Umgarnungen seiner Spielgenossen zu entreißen. Der Tod ihres heißgeliebten einzigen Kindes, eines blühenden jungen Mädchens, das von einer Typhusepidemie jäh dahingerafft worden war, hatte sie nach dem ersten, mehr sinnlos verzweifelten als läuternden und erweichenden Schmerze vollends mit Bitterkeit gegen alle Welt- und Lebensfreude erfüllt. Ihr Wesen

hatte etwas Scharfes, Eckiges, Rechthaberisches; es fehlten ihr bei aller inneren Herzensgüte die Milde und Sanftmut, diese beiden sieghaftesten Waffen des Weibes, die es durch keine noch so starke Willenskraft ersetzen kann. Ihrer strengen Moralität haftete etwas vom Pharisäertum an: die Abneigung, sich in andere Menschen hineinzuversetzen, sie von deren Innerem heraus zu begreifen. An alles legte sie die gleichen, fertigen, äußerlichen Maßstäbe an, die Maßstäbe einer beschränkten, durch keine inneren Kämpfe und Erfahrungen erweiterten Weltanschauung. Auch war sie sich nicht bewußt, daß sich ihre moralischen Urteile vielfach mehr aus den Urteilen der Welt als aus den einer ewigen, über der Erscheinung der Dinge schwebenden Sittlichkeit herleiteten. Sie war einer jener zahlreichen Menschen, denen nie ein Zweifel gegen sich selbst aufsteigt, die von der Güte ihres Thuns und Wollens unerschütterlich überzeugt sind.

Ihr Bruder, Maxens Vater, widmete ihr brüderliche Zuneigung und achtete sie um ihrer unbestreitbaren guten Eigenschaften willen. War doch namentlich ihre Pflichttreue über jeden Zweifel erhaben. Aber eigentlich sympathisch war ihm ihr Wesen nicht, konnte es ja auch nicht sein. Sein philosophischer, im Grunde skeptischer Geist sah oder ahnte hundert menschliche Möglichkeiten dort,

wo seine Schwester nur eine fand und mit ihrem apodiktischen Urteile von vornherein fertig war. Widerstrebte ihr enges, hartes, selbstgerechtes Wesen seiner Anschauung der Dinge ebensosehr wie seinem Empfinden, so war sie ihrerseits außer stande, die Milde und Nachsicht des Bruders in vielen Fällen zu begreifen. Häufige Verstimmungen, ja offene Zwistigkeiten konnten bei so tiefgehenden inneren Gegensätzen nicht ausbleiben, und nur zu oft mußte der kleine Max Zeuge solcher unerquicklichen Auseinandersetzungen zwischen Vater und Tante sein. Wohl war jener stets bestrebt, unliebsamen Scenen aus dem Wege zu gehen, sie nach Möglichkeit abzukürzen oder mit einer humoristischen Wendung abzubrechen. Aber auch das hatte nur selten Erfolg. War doch der Schwester nicht nur an der äußeren Nachgiebigkeit des Bruders gelegen. Mit dem ganzen blinden Eifer beschränkter Naturen wollte sie ihn auch gewaltsam bekehren, zu ihren Ansichten zwingen. Ganz besonders in Fragen der Religion.

Maxens Vater äußerte sich zu diesen Fragen nur sehr zurückhaltend. Wenn die Schwester ihm Vernachlässigung seiner kirchlichen Pflichten vorwarf, so hatte sie darin von ihrem Standpunkte aus nicht unrecht. Ein Kirchenchrist war ihr Bruder in keinem Falle. Oft hatte Max in späteren

Jahren darüber nachgedacht und er war dann zu dem Schlusse gelangt, daß sein Vater wohl zeitlebens über den Zweifel nicht hinausgekommen sei. Nie zwar hatte er sich abfällig über Glaube und Christentum geäußert, nie aber auch Zeugnis dafür abgelegt. Seine Art, die Dinge zu betrachten, war mehr eine philosophisch-humanistische, künstlerisch-ästhetische. Mit Vorliebe und Wärme sprach er von den alten Philosophen und Dichtern, von den neueren war Goethe, vor allem der „Faust", sein Liebling. Erwähnte er aber Christus, dann geschah das nicht ohne tiefe Verehrung, aber auch nicht ohne kritische Seitenblicke auf die Geschichte des Christentums, auf den blutigen Fanatismus, mit dem die christliche Lehre befleckt worden sei, und die natur- und lebensfeindliche Askese, mit der Diener des Christentums die schöne harmonievolle Welt ins Finstere, Jammervolle — ins Häßliche verkehrt hätten.

Später erst lernte Max das innerste Seelenleben des Vaters wirklich verstehen. Aus den Auseinandersetzungen zwischen diesem und der Tante, aus den Reden, die sie rücksichtslos, ja mit bewußter Absicht in Maxens Gegenwart über das „Heidentum" des Vaters fallen ließ, hörte der Knabe zu seinem tiefen Schmerze nur heraus, daß sein guter, innig geliebter Vater in Feindschaft

mit dem lieben Gotte lebe, und daß das „Strafgericht Gottes“ eines Tages über ihn und sein Haus hereinbrechen müsse. Und der kleine Max hatte den lieben Gott doch so sehr, sehr lieb, — aber auch den Vater. Wie konnte der sich gegen den lieben Gott auflehnen? Und wie konnte der liebe Gott dem Vater, der doch so gut war, zürnen? So wurde der Keim bangen Zweifels früh in die weiche Kindesseele gepflanzt, und sie wußte sich aus dem kummervollen inneren Zwiespalt keinen Ausweg. Artig, gehorsam und fleißig sollte er sein — das wurde dem Knaben täglich und stündlich gepredigt, und er wurde in der That musterhaft artig und gehorsam, ach, viel zu artig für ein fröhliches, frisches, phantasievolles Kindesgemüt.

Und dann kam wirklich ein Tag, an dem das von der Tante angekündigte „Strafgericht“ über den Vater und sein Haus hereinbrach.

Es war eine grauenvolle, in ihrer plötzlichen Wucht niederschmetternde Heimsuchung.

Eine Depesche des Vorstehers der Pension, in der die beiden ältesten Knaben untergebracht waren, meldete, daß Theobald schwer verunglückt sei, und berief den Vater dringend in die Stadt.

Dort erst wurde ihm die volle Wahrheit. Er fand Theobald mit zerschmetterter Hirnschale, bewußtlos, in den letzten Zügen vor. Wilhelm war

und blieb mehrere Tage lang spurlos verschollen. Dann wurde seine Leiche von dem Strome, der die Stadt von der Vorstadt trennte, ans Ufer geschwemmt. Im Leichenschauhause sah der Vater seinen Aeltesten wieder, nachdem er soeben dem andern die Augen zugedrückt.

Der Bruder war durch die Hand des Bruders umgekommen. Der Ueberlebende hatte sich in der Verzweiflung ins Wasser gestürzt.

In der Vorstadt, in einer der zahlreichen Fischerkneipen, die von den Schülern im geheimen häufig besucht wurden, weil sie sich dort vor den Lehrern sicher fühlten, hatte sich das Entsetzliche ereignet.

Eine knabenhafte Liebe war die Ursache gewesen.

Von einem Mitschüler, der sich den Brüdern in letzter Zeit häufig angeschlossen hatte, und der auch bei der Katastrophe zugegen gewesen war, holte man nicht ohne Mühe nach und nach den Sachverhalt heraus.

Beide kaum dem Knabenalter entwachsenen Jünglinge hatten auf einem Schulfeste die Bekanntschaft einer um mehrere Jahre älteren Musikschülerin gemacht. Beide hatten sich leidenschaftlich in sie verliebt. Die kokette junge Schöne ließ sich die Huldigungen der Brüder gleichmäßig ge-

fallen, ohne sie eigentlich ernst zu nehmen. Sie schien heute den einen, morgen den andern zu bevorzugen, mochte aber wohl an dem hübscheren und eleganteren Theobald das größere Gefallen finden. Die Schwärmerei, die ihr beide durch die üblichen Aufmerksamkeiten heimlich bezeugten, belustigte sie, und die Eifersucht, die dabei der eine Bruder gegen den anderen an den Tag legte, reizte sie, dieses Gefühl bei ihnen durch allerlei kleine weibliche Künste noch zu steigern. Sie wußte es so einzurichten, daß sie das eine Mal mit Wilhelm, das andere Mal mit Theobald heimliche Zusammenkünfte hatte, die zwar an sich recht harmlos verliefen, von den Jünglingen aber sehr ernsthaft gedeutet wurden. Zuerst hatte jeder dem andern seine Passion zu verbergen gesucht, bis der mitteilungsbedürftige Theobald endlich sein Geheimnis nicht länger für sich behalten konnte und die vermeintlich nur ihm erwiesenen Gunstbezeugungen dem Bruder enthüllte. Dieser hatte sich dabei verfärbt, war aber äußerlich ruhig und gleichgiltig geblieben. Mit keinem Worte, keiner Miene verriet er, daß er von der gleichen Neigung oder vielmehr von einer weit stärkeren erfaßt sei. Denn was bei Theobald nur oberflächliche, knabenhafte Erotik war, hatte in Wilhelms schwerem und tiefem Gemütsboden wirklich Wurzel geschlagen,

hatte sich bei diesem stolzen, selbständigen, verschlossenen, kaum achtzehnjährigen Menschen zu einer echten Leidenschaft ausgewachsen, wie sie sonst nur gereifte Männer von Grund aus durchwühlt. So tief nun auch Wilhelm sein Geheimnis in sich verschloß, so bemächtigte sich seiner doch ein Groll gegen den Bruder, der von Haß nicht sehr verschieden war, und den er in seinem Benehmen ihm gegenüber trotz allen angeborenen Edelsinns nicht verhehlen konnte. Wie er Theobald schon immer um seines Talentes willen als den von der Natur Bevorzugten im stillen beneidet hatte, so sah er nun auch in der Liebe in ihm den glücklicheren Nebenbuhler. Sein ganzes Auftreten gegen den Bruder wurde unwillkürlich ungerecht und feindselig, was zu fortwährenden Reibungen zwischen ihnen führte. Des Jüngeren Nachgiebigkeit und die langjährige Gewohnheit verhinderten trotzdem einen offenen Bruch, und so kam es, daß sie nach wie vor ihren Vergnügungen gemeinsam nachgingen.

Bei einem Ausfluge kam es dann zur Katastrophe. Sie hatten in Gesellschaft jenes Mitschülers einen Spaziergang in den die Stadt umgrenzenden Wald gemacht und waren dann auf dem Rückwege in der von den Schülern vorzugsweise besuchten Restauration eingekehrt, wo der

gefällige Wirt seinen jungen Gästen stets ein sonst leerstehendes Separatzimmer einräumte. Niemand außer den Dreien war zugegen. Es wurde reichlich starken Getränken zugesprochen. Als Wilhelm endlich zum Aufbruch mahnte und Theobald auch schon Anstalten dazu machte, wußte dies der Gefährte, ein boshafter und früh verdorbener Bursche, durch allerhand Sticheleien über die „Pantoffelherrschaft", die Wilhelm über den Bruder ausübe, zu verhindern. Theobald, der durch den Alkoholgenuß schon sichtlich erregt war, weigerte sich. Und als der andere, der bereits aufgestanden war und Hut und Stock ergriffen hatte, in herrischer Weise seiner Mahnung Geltung verschaffen wollte, kam bei Theobald eine lange unterdrückte Gereiztheit zum Durchbruch. Er erwiderte scharf, es kam zu einem hitzigen, überaus gehässigen Wortgefecht, in dessen Verlauf Theobald äußerte, er wisse auch sehr gut, weshalb Wilhelm in letzter Zeit ein so feindseliges Wesen gegen ihn herauskehre. Das sei nichts weiter als Eifersucht, weil er, Theobald, bei einer gewissen jungen Dame der Glücklichere sei. Der andere, an seiner verwundbarsten Stelle getroffen, drohte ihm mit Schlägen, wenn er nicht sofort mit solchen Reden aufhöre. Diese ihm in Gegenwart eines Dritten zugefügte Schmach reizte nun Theobald auf das

Aeußerste. Das sei, erklärte er nun mit herausforderndem Hohn, lange noch nicht alles, was er Wilhelm zu sagen habe. Er könne ihm auch anvertrauen, daß er noch ganz andere Gunstbezeugungen seitens der jungen Dame genossen habe als die, von denen er ihm kürzlich erzählt. Und hier ließ er sich, um den Bruder so empfindlich wie möglich zu treffen, zu einer Lüge hinreißen, die, wenn sie keine gewesen wäre, das junge Mädchen ehrlos gemacht hätte.

„Das lügst du!" rief Wilhelm, noch halb ungläubig, aber doch schon von furchtbaren Zweifeln erschüttert.

„Ja, das möchtest du wohl," erwiderte der andere höhnisch, „frage doch Kranzberg" — so hieß ihr Gefährte — „der hat uns ja beide erst gestern um halb zwölf Uhr nachts aus dem ‚Adler' herauskommen sehen."

Der „Adler" war ein stadtberüchtigtes Hotel garni. — Die ganze Geschichte war von Theobald frei improvisiert worden, und Kranzberg war sie ebenso neu wie Wilhelm. Aber mit seinen boshaften Instinkten merkte der Bursche sofort, daß es sich darum handle, dem andern eine Kränkung zuzufügen, und so ging er bereitwillig auf den „feinen Spaß" ein und bestätigte grinsend das Gehörte. Einige Sekunden lang blieb Wilhelm

wie erstarrt stehen, sah in die hämisch lächelnde Miene des einen — des andern. Es war richtig: Theobald war in der That am vorigen Abend ganz gegen seine Gewohnheit allein ausgegangen und erst nach Mitternacht in die Pension zurückgekehrt. Der Pensionsvorsteher hatte ihn wegen dieser Bummelei heftig zur Rede gestellt.

Fahle Bläße überzog Wilhelms Gesicht.

„Schuft!" schrie er plötzlich in aufflammendem Jähzorn. In demselben Augenblicke führte er auch schon mit dem schweren Stocke, den er sich im väterlichen Walde aus einer jungen Eiche selbst geschnitzt hatte, einen wuchtigen Hieb gegen den Bruder.

Der Schlag war mit der ganzen Kraft sinnloser Wut geführt worden und traf Theobald mitten über das Haupt. Er sank lautlos nieder. Blut und Hirn quollen ihm aus der zerschmetterten Schädeldecke. Wilhelm warf sich mit verzweifeltem Aufschrei neben ihn auf die Kniee: „Theo, Theo, verzeih' mir!" Aber keine Antwort kam. „Tot — ?!" Da war der verzweifelte Entschluß in ihm aufgeblitzt. Er hatte sich plötzlich erhoben und war fortgestürzt . . .

Zwei Särge brachte der Vater mit nach Hause. Sie wurden in einer Scheune vor dem Gutshofe abgesetzt. Die Schwester empfing ihn an der

Hausthüre. Der ahnungslose kleine Max stand neben ihr. Mit kindlicher Freude warf er sich dem Vater in die Arme. Der drückte ihn schweigend an sich, lange, länger als er es sonst zu thun pflegte. Es schien Max, als glänzte es feucht in den Augen des Vaters, als wolle er eine tiefe Bewegung niederkämpfen. Und was war das? Aber er täuschte sich wohl nur? Des Vaters graues Haar war ja weiß geworden? Eine unsägliche Bangigkeit beschlich den Knaben, es mußte etwas Außerordentliches, Unaussprechliches geschehen sein. Da nahm der Vater die Schwester, die ihn mit strenge fragenden Richterblicken ansah, an der Hand und führte sie in sein Arbeitszimmer, dessen Thür er hinter sich verschloß. Max folgte ihnen bis in den Nebenraum. Dort blieb er unschlüssig stehen. Nicht in der bewußten Absicht zu lauschen; aber wie von einem Zauber gebannt, als müsse sich ihm im nächsten Augenblicke etwas Entscheidendes enthüllen. Bald hörte er den Vater gedämpft sprechen. Offenbar erzählte er etwas, was Max nicht verstehen konnte. Dann vernahm er zeitweilig die scharfe, harte Stimme der Tante: „Strafgericht Gottes ... Kain und Abel ... Sünde der Väter ... bis zum dritten und vierten Glied ... Buße thun ... Unglaube ...“ Plötzlich wurde ein Stuhl heftig

zurückgeschoben. Jetzt hörte er den Vater in ungewohnter Erregung ausrufen: „Nun habe ich aber genug von deinen Bußpredigten. Hast du mir jetzt nichts anderes zu sagen? Ist dies der Augenblick, mir Strafpredigten zu halten? —"

Still schlich Max aus dem Zimmer. Eine fürchterliche Ahnung, die der Wahrheit sehr nahe kam, war in ihm aufgestiegen, das Herz zum Zerspringen voll. Thränen drängten sich ihm in die Augen, er mußte sich ausweinen. So ging er in den Garten, suchte sein Lieblingsplätzchen zwischen den blühenden Fliederbüschen auf und weinte. Es war ein heller Maitag, alles blühte und duftete, die Sonne schien warm und hell vom wolkenlosen blauen Himmel und durchleuchtete die grünen Blätter zu Häupten Maxens, so daß ihr zartes Geäder bis in die feinsten Linien sichtbar wurde. So schön, so wunderbar schön war die Welt. Und so traurig, so traurig. Konnte Gott zornig und rachsüchtig sein? Und er betete: „Lieber, guter Gott, behüte und beschirme meinen lieben, guten, armen Papa."

Nachmittags nahm ihn der Vater zu sich und erzählte ihm schonend, daß seine Brüder bei einer Ruderpartie ertrunken seien. Aber in Max hallte noch die harte, scharfe Stimme der Tante nach: „Kain und Abel ... Strafgericht Gottes." Wohl

betrauerte er die Brüder von Herzen, aber sie hatten sich nie viel mit dem so viel jüngeren abgegeben, es sei denn, um ihn zu necken und zu hänseln und dann, wenn ihm vor Zorn die Thränen in die Augen getreten waren, in wildes, nicht endenwollendes Gelächter auszubrechen. Auch diese närrische, unbändige Lustigkeit hatte etwas Unheimliches, Abnormes. Tiefer als der Tod der Brüder griff ihm der Schmerz des Vaters in die Seele, und unsägliches Mitleid verzehrte ihn, wenn er in das milde, ehrwürdige Antlitz mit den Leidensfurchen und den traurig-ruhigen Augen sah.

Nun war er des Vaters einziger Trost, seine einzige Hoffnung. Alles, was die Brüder unerfüllt gelassen hatten, mußte er nun nachholen. Und er gab sich redliche Mühe. Es hätte der stetigen Ermahnungen und Predigten der Tante kaum bedurft, um ihn zu seinen Pflichten als artiger, gehorsamer und fleißiger Knabe anzuhalten. Die Freuden der Kindheit hörten nun fast gänzlich auf. Ein Hauslehrer bereitete ihn für das Gymnasium vor, und die Tante wachte darüber, daß der Knabe nicht müßig blieb. Ach, viel zu oft, wenn draußen die liebe Sonne vom Himmel herunter lachte und die Vögel in den Bäumen vor seinem Schulzimmer lustig zwitschernd von Ast zu Ast hüpften, mußte er vor seinen Büchern und

Heften brüten. Kaum konnte er noch seine Blumenbeete bestellen. Die Spielgefährten, die er sich unter den Kindern der Gutsleute ausgesucht, hatte die Tante abgeschafft, weil die Gesellschaft der „rohen Bauerjungen" seine „Sitten verderben" könnte. Auch nahm sie oft Gelegenheit, ihm das traurige Ende seiner Brüder haarklein und in den krassesten Farben zu schildern, um es ihm als abschreckendes Beispiel vorzuführen und daraus moralische Nutzanwendungen zu ziehen. Was ihn allein für all diese Unterdrückung seiner Kindheit entschädigte, war die Freude, die er dem Vater bereitete. Wenn der Lehrer seine Zufriedenheit mit ihm ausgesprochen hatte und der Vater ihm dann liebevoll durch das lockige braune Haar strich und zu ihm sagte: „Du bist mein braver Junge," dann fühlte sich der kleine Max glücklich und stolz.

Dann kam er, kaum elfjährig, zu fremden Menschen in die Stadt aufs Gymnasium. Schwer, viel schwerer als anderen Knaben wurde ihm der Abschied vom väterlichen Hause und der geliebten Scholle, in der er mit allen Fasern seines jungen Herzens wurzelte. Lange brannte das Heimweh in ihm. Das Treiben seiner Schulkameraden dünkte ihn roh und widrig. Am liebsten war er allein mit seinen Träumen. Abends, wenn er sich müde und überarbeitet ins Bett gelegt hatte, rief

er sich die Bilder der Heimat vor die Seele. Dann glitt er wieder im kleinen, blaugestrichenen Kahne auf dem Flüßchen dahin; von den blühenden Ufern her trug der Wind den würzigen Duft der Wiesenblumen zu ihm, und dort unten schimmerte, in Abendsonnenduft getaucht, das Kirchlein des benachbarten Städtchens. Oder er lag mit seinem Märchenbuche unter den alten Linden im Garten; der verwandelte sich dann für ihn in den Zauberwald, in den der junge Prinz von der bösen Fee gebannt worden, und der kein Ende nahm, solange ihn der Prinz auch durchwandern mochte, bis er endlich von der guten Fee erlöst wurde. Und dem träumenden Knaben ward so selig und doch so weh ums Herz, als habe er all dieses Märchenglück, so sehr es ihm auch verkümmert worden, für immer verloren, und als werde er in Zukunft noch viel, viel mehr verlieren. Ein dumpfes, drückendes Gefühl, von dem er sich keine Rechenschaft abzulegen vermochte, eine unerklärliche Bangigkeit vor einem unbekannten Schicksal begleitete ihn durch seine Knabenjahre und legte sich als Schwermut auf seine Seele. Aber er machte gute Fortschritte in der Schule und freute sich an der Freude des Vaters. Und zu den Ferien durfte er ja wieder zu ihm nach Hause. Aber wenn er dann voll Ungeduld und aufjubelnder

Erwartung auf dem Gutshofe angelangt war, — wie düster und traurig wehte es ihn an! Hier war keine Stätte für Frohsinn und Jubel. Wie ausgestorben, von aller Welt gemieden schien das Haus. Wohl leuchtete ein Freudenschimmer in den Augen des Vaters auf, wohl gab er sich sichtlich Mühe, dem Sohne gegenüber ein heiteres Wesen an den Tag zu legen, aber diese Heiterkeit schnitt Max nur wehvoll ins Herz. Denn wie sehr widersprach ihr die ganze Erscheinung des Vaters! Schienen doch die gebeugte, in abgetragene Kleider gehüllte Gestalt, das vorzeitig gelichtete weiße Haar, die tiefen Furchen auf Stirn und Gesicht, die fahlen, vergrämten Züge lauter Vorwürfe gegen den verirrten Eindringling „Freude". Was hatte sie auch in diesem stillen Hause zu suchen, von dessen Wänden jeder Laut des Frohsinns wie die Störung einer Friedhofsruhe unheimlich widerhallte?

Schwere Sorgen lasteten neben dem unverwindlichen Kummer auf dem Vater. Nur mit außerordentlicher Anstrengung konnte der Besitz noch behauptet werden. Die Schuldenlast wurde immer größer. Die für die beiden ältesten Söhne aufgewandten Mittel waren unverhältnismäßig groß gewesen, schlechte Jahre, allgemeine Krisen, verfehlte Unternehmungen hinzugekommen. Und es konnte

Max nicht verborgen bleiben, wie der Vater in seiner Kleidung, seinen Mahlzeiten, seinen wenigen, ohnehin schon so anspruchslosen Liebhabereien sich einschränkte, nur um für des Sohnes Ausbildung das Nötige zu erübrigen. Die Tante hätte wohl helfen können; hatte sie doch ihr Erbteil schon vor ihrer Verheiratung in einem Hause der aufblühenden Provinzialhauptstadt, die zugleich Universitätsstadt war, sehr glücklich angelegt. Das Haus brachte ihr regelmäßig einen nicht unbedeutenden Mietszins, der sich im Laufe der Jahre, da sie für sich selbst nur sehr wenig verbrauchte, wohl schon zu einer größeren Summe aufgesammelt haben mochte. Aber der Bruder ging sie um Hilfe nicht an. Vielleicht hatte er es früher einmal vergeblich gethan. Sie machte überdies auch kein Hehl aus ihrer Ueberzeugung, daß „hier" jede Hilfe vergeblich sei, weil „doch alles zu Grunde gehen" müsse. All das Ungemach sei Gottes Strafgericht. Sie wolle und werde ja bei ihrem Bruder pflichtgemäß bis zum Ende ausharren und im Hause nach dem Rechten sehen, vielleicht auch später noch eine Aufgabe zu erfüllen haben. Aber sich gegen Gottes Gerichte aufzulehnen, sei sündhaft, dazu werde sie nun und nimmer die Hand bieten. Max behandelte sie mit gemessener Freundlichkeit. Sie mußte mit ihm im allgemeinen wohl zufrieden sein. Nur

wenn doch einmal die jugendliche Ueberkraft einen Sieg über all die häusliche Düsternis davontrug, und er in ungebundener Lebensluft nach einem köstlichen Ritt durch den frischen Wald oder einer erquickenden Ruderfahrt aus der freien Natur mit lautem Jubel ins Zimmer stürmte, dann sah es ihn streng und vorwurfsvoll aus den Augen der Tante an, und er mußte dann stets der Mahnung aus seiner Kinderzeit gedenken: Willst du auch so werden wie deine Brüder?

Das war der Fluch, der ihn auch durch die Schule verfolgte. Der Fall hatte damals in der ganzen Provinz großes Aufsehen erregt, und es war schon vorgekommen, daß Mitschüler darauf angespielt hatten. Mehr noch quälte ihn das eigene Bewußtsein: er kam sich wie gezeichnet vor. Stets hatte er das Gefühl, als dächten die anderen daran, als werde er von ihnen bemitleidet oder beleidigt.

Die schönsten Stunden verlebte er, wenn er in den Ferien allein mit dem Vater durch Feld und Wald streifen durfte. Meist geschah dies nach dem Nachmittagskaffee, wenn die Strahlen der Sonne sich schon rötlich zu färben begannen, das reifende Korn im Abendgolde glänzte und wogte und die Kleefelder ihren kräftigsten Duft ausströmten. Dann schmiedeten sie gemeinsam Pläne für

Maxens Zukunft, oder der Vater erzählte ihm aus der eigenen, reichen und glücklichen Jugend. Mit vielen hochstehenden und berühmten Persönlichkeiten hatte er freundschaftlichen Verkehr gepflogen, vieler Herren Länder auf seinen zahlreichen Reisen kennen gelernt und manches, längst zur Geschichte gewordene bedeutsame politische Ereignis persönlich miterlebt. Seine Studienfreunde waren zum Teil in hohe Aemter und Würden aufgerückt; ihm selbst, dem allbeliebten Gesellschafter und hochbegabten, vielseitig gebildeten Manne, wäre eine glänzende Karriere leicht geworden. Er hätte bei seinen ausgezeichneten Beziehungen eine der höchsten Staffeln im Staatsdienste erklimmen können und hatte doch alle verlockenden Anerbietungen ausgeschlagen und in stolzer Bescheidenheit es vorgezogen, als einfacher Landwirt die väterliche Scholle zu bebauen. Er hätte unter den reichsten Töchtern des Landes wählen können und hatte zum unwilligen Staunen der Gesellschaft ein fast mittelloses junges Mädchen aus kleiner Familie heimgeführt: Maxens schöne, geist- und gemütvolle, aber mit ihrem mystischen, selbstquälerischen Hange doch so unglücklich veranlagte Mutter.

Je länger er aus seiner Jugendzeit erzählte, um so mehr schien er sich selbst zu verjüngen und

alle spätere und gegenwärtige Trübsal zu vergessen. Er war ein vorzüglicher Erzähler, der den Stoff lebendig zu veranschaulichen und die Schärfen und Härten des Lebens, die Lächerlichkeiten und Bosheiten der Menschen in den warmen, mildernden Hauch eines sonnigen, überlegenen Humors zu tauchen wußte. In diesen Stunden fiel all die Sorge und Dürftigkeit um ihn herum wie ein erborgtes, fremdes Kleid von ihm ab, und er fand sich selbst, die freie Heiterkeit des Weltweisen wieder, den die Geschicke des Lebens zwar beugen und erschüttern, nicht aber innerlich brechen können. Mit Spannung und Erregung lauschte ihm der zum Jüngling herangereifte Knabe. Also gab es doch noch eine andere und schönere Welt außer der, die er in seinem jungen Dasein nur kennen gelernt hatte; eine Welt voll Glanz und Freude und Schönheit, eine rauschende und klingende Welt voll Duft und Licht und ragender, schimmernder Gipfel. Und ohne daß er sich selbst dessen recht bewußt wurde, wachten in ihm Wünsche auf, heiße, begehrliche Wünsche, diese andere und schönere Welt auch zu genießen, auch als kühner Schiffer auf ihren schaumperlenden Wogen zu segeln, der Freiheit, dem Glanze, dem Glücke entgegen. Trotzig wollte es sich in ihm aufbäumen, wenn er an seine eigene ärmliche Jugend dachte:

die, die er hinter sich hatte, und — mehr noch — die, die ihm bevorstand. Denn was konnte sie ihm bringen? Entbehrung und Arbeit und abermals Entbehrung, und schließlich das mühselige Los eines Lehrers oder kleinen Beamten. Denn eine viel bessere Laufbahn stand ihm ja nicht offen! So schien ihm sein Leben wie in einen Käfig gebannt, an dessen eisernen Stäben die Pranken seiner aufbegehrenden Wünsche ungestüm rüttelten. Hätte der Vater ahnen können, welche Empfindungen seine glänzenden Schilderungen in dem jungen Busen auslösten, er hätte sicherlich auch auf diese letzte bescheidene Freude verzichtet: den Abglanz seiner Jugend, den Schimmer eines verlorenen Glückes in nachschaffender Erinnerung zu genießen.

So wanderten sie oft durch die Sommerlandschaft, bis die Sonne hinter den Waldeswipfeln untergetaucht, der blasse Mond am Himmel erschienen war und von den Wiesen die Nebel aufwallten. Aber in Maxens erregter Phantasie arbeitete das Gehörte weiter und verfolgte ihn bis in seine Träume. Da wogten märchenbunte Bilder an ihm vorüber, hell erleuchtete Paläste, Kavaliere in goldstrotzenden Uniformen, schöne hoheitsvolle Frauen mit weißen Nacken und rotblühenden, lockenden Lippen.

Oft schweifte das Gespräch auf das philosophische Gebiet hinüber. Dann erörterten sie die tiefsten Fragen des Seins. Mit Begeisterung und jugendlichem Unfehlbarkeitseifer vertrat Max seine menschheitlichen und religiösen Ideale, die er durch Gründe eigener Logik und solche aus den gelesenen Philosophen zu befestigen bestrebt war. Der Vater ließ den Eifrigen mit stillem Lächeln gewähren und versuchte in keiner Weise den hohen Flug des Sohnes zu verkümmern. War er im geheimsten Herzenswinkel doch selbst der Idealist seiner Jugend geblieben. Nur hier und da streute er eine Bemerkung ein, die geeignet war, die Vielheit der möglichen Anschauungen und die Berechtigung auch gegenteiliger zu beleuchten. Der glaubensvollen Begeisterung Maxens that das keinen Eintrag; wohl aber ward dadurch sein Blick geschärft, sein Gesichtskreis erweitert und er immer wieder darauf hingeleitet, in die Tiefe zu dringen und sich vor einseitiger Rechthaberei zu hüten. An den langen Winterabenden, in den Weihnachtsferien, waren solche Gespräche am häufigsten. Vater und Sohn saßen dann im Saal vor dem knisternden Kaminfeuer, draußen heulten die Winterstürme und trieben die Schneeflocken, dann und wann fuhr ein Windstoß den Schornstein herab, so daß das Feuer im Kamin aufzischte

und die Funken in weißlicher Glut auseinanderstoben. Oder man hörte, wenn eine Pause im Gespräch eintrat, den dumpfen Fall der Schneemassen, die von den hohen Bäumen im Garten oder von dem Dache des Hauses hinunterwuchteten.

Inzwischen durchlief Max die Klassen des Gymnasiums, und an einem Junitage konnte er sein glücklich bestandenes Abiturientenexamen nach Hause telegraphieren. Das war ein glücklicher Tag, als er nach morgenfrischer Fahrt durch Flur und Wald als „freier Mann" nach Hause eilte, der freudig bewegte Vater zu Ehren des angehenden Studiosus eine Flasche alten, edlen Rheinweins entkorkte, die aus besseren Tagen vergessen manches Jahr im Keller gelegen hatte, und selbst die Tante ihm mit ungewohnter Freundlichkeit entgegenkam und den stattlich aufgeschossenen Jüngling mit sichtlichem Wohlgefallen betrachtete. Galt ihr doch der Erfolg als ihr eigenstes Werk, als die Frucht ihrer strengen und gewissenhaften Erziehung. Nun sollte er noch bis zum nächsten Sommerhalbjahr zur Erholung zu Hause bleiben — bis die Mittel zu seinem Studium sich gefunden haben würden. Woher sie genommen werden sollten, war freilich noch nicht abzusehen. Denn zu Hause stand es schlimmer denn je. Die Ernte war bereits auf dem Halme verkauft, und die Gläubiger drohten,

das Gut zwangsweise versteigern zu lassen. Ja, der Termin dafür war schon mehrfach anberaumt gewesen, der Vater hatte aber bisher immer noch das Aeußerste abzuwenden gewußt. So ging der Sommer dahin, der Herbst zog ins Land, der Winter . . . Und dann war Max wieder einmal spät abends mit dem Vater allein im Saal, wieder heulte draußen der Sturm und tanzten die weißen Flocken im grauen Dämmerlicht der Winternacht vor den Fenstern. Aber kein lustiges Feuer prasselte heute im Kamin, und der Vater saß nicht mehr neben ihm. Er lag aufgebahrt, starr und schweigsam, auf einem langen, schwarzbehangenen Tische, und um ihn herum brannten Stearinkerzen und waren Zimmerpflanzen aufgestellt. Ein Herzschlag hatte seinem Leben in der Nacht ganz plötzlich ein Ziel gesetzt. Ahnungslos und unvorbereitet war er in die Ewigkeit hinübergeschlummert. Schon lange hatte er an einem Herzübel gelitten; Kummer und Sorge hatten es stetig verschlimmert, und die vorgeschriebene Kur war von ihm schon seit Jahren aus Zeitmangel und Sparsamkeitsrücksichten unterlassen worden. Am Abend war er nur etwas stiller als sonst gewesen, hatte über Atemnot geklagt und sich früh zu Bett gelegt. . .

Und nun schaute der Sohn mit starren, thränenlosen Blicken in das große, rätselhafte Schweigen,

das sich über die geliebten Züge gebreitet hatte. So tief war dieses Schweigen, so erhaben über alles, was menschlich ist! Das war nicht mehr das liebe, gewohnte, gütige Antlitz. Wie abweisende Strenge, feierliche Hoheit lag es auf ihm; tiefer schienen die Furchen in Stirn und Wangen gegraben, und die Lippen waren fest und streng, wie in starrer Entschlossenheit, aufeinandergepreßt. Es war Max, als umschnüre ihn ein Panzer von Eis. Er konnte es noch immer nicht fassen, daß diese Lippen sich niemals mehr zu lieber Rede, diese Augen, aus denen an besseren Tagen der Schalk des Humors so gern zu lächeln pflegte, sich niemals mehr zu freundlichen Blicken öffnen sollten. Dann aber schmolz die fassungslose Starrheit, die ganze Wucht der Erkenntnis brach wie durch eine Eisdecke in die überflutende Seele des Jünglings: sein bester, sein einziger Freund hatte ihn für immer verlassen, nun stand er allein auf der Welt! Tief aufstöhnend barg er sein Gesicht in den Händen, die Thränen stürzten ihm gewaltsam aus den Augen, krampfhaftes Schluchzen durchschütterte den ganzen jugendlichen Körper.

Da fühlte er, wie sich eine Hand sanft auf seine Schulter legte. Es war die Tante, die leise eingetreten war und zu ihm sprach, so sanft, wie

er sie niemals sprechen gehört. Wohl könne sie seinen Schmerz begreifen, und es ehre ihn, daß er mit kindlicher Liebe an seinem Vater hinge, aber auch dieser plötzliche Verlust sei Gottes weiser Ratschluß, eine Prüfung, die er ihm zu seinem eigenen Besten auferlege. Er solle aber nicht glauben, daß er nun ganz verlassen auf der Welt dastehe. Zwar der väterliche Besitz sei nicht zu retten, das Gut mit allem darauf und darin werde demnächst von den Gläubigern versteigert werden, sei doch abermals schon Termin anberaumt worden. Für ihn selbst werde günstigenfalls nur ein winziges Sümmchen übrig bleiben. Sie habe das alles schon längst kommen sehen; aber Maxens Zukunft werde sie fortan in die Hand nehmen, das habe sie dem Vater und sich selbst gelobt, und das werde sie getreulich halten bis ans Ende. Nun wollten sie den Vater zur letzten Ruhe geleiten und die geschäftlichen Verhältnisse ordnen, soweit das nach Lage der Dinge eben möglich sei. Dann werde sie Max zu sich in die Stadt nehmen, wo er bei ihr wohnen und die Universität besuchen solle. An ihm liege es nun, ihr und dem Andenken des Vaters Ehre zu machen. So lange er getreulich seinen Pflichten nachkommen werde, so lange wolle auch sie ihre Hand nicht von ihm abziehen.

Und so geschah es. Ein kleiner Zug erwies dem Vater die letzten Ehren. Auf dem Familienfriedhof wurde er neben seiner Gattin in die harte Erde gesenkt. Das Gut aber kam mit allem beweglichen Eigentum unter den Hammer. Und das war der zweite größte Schmerz in Marens Leben. Vergebens war all sein Flehen, die Tante möge doch selbst das Gut aufkaufen, und wenn schon das nicht, doch wenigstens die bewegliche Habe retten, die alten Familienmöbel und sonstigen altvertrauten Sachen. In diesem Punkte blieb sie unerbittlich, wurde sie wieder die starre, harte Verkündigerin von Gottes Strafgerichten. Nichts aus diesem Hause der Sünde und des Unglaubens solle über ihre Schwelle kommen.

An einem milden Märztage war eine schwatzende, schreiende, lachende und gestikulierende Menge aus den umliegenden Gütern und Ortschaften auf dem Gutshofe versammelt: Juden, benachbarte Gutsbesitzer, Bauern und was sonst noch hier wohlfeil zu kaufen hoffte. Stück um Stück wurde von dem Auktionator ausgerufen: der alte Lehnstuhl, auf dem der Vater zu sitzen pflegte, die Spieluhr mit der Winterlandschaft über dem Kamin — das Werk war freilich schon längst verdorben, und ihre lustigen Stücklein waren längst verstummt — ja sogar das Kinderbettchen mit dem Schutzgitter aus

Holzstäben, darin der Knabe die ersten Träume geträumt, — alles, alles wurde fremden Menschen zugeschlagen. Max stand drinnen vor dem kleinen Flurfenster neben der Hausthür und konnte sich von dem quälenden Anblick nicht losreißen. Und jeder hallende Hammerschlag des Auktionators traf hart und kalt das Herz des jungen Menschen, in dem noch der frische Schmerz um den geliebten Vater blutete. Eine junge Menschenseele schrie zu Gott ob der unerhörten Qual und Schmach, die sie doch nicht verschuldet hatte.

Die Tante aber saß in einem Hinterzimmer und las im Gesangbuche . . .

IV.

Froben strich sich mit der Hand über die Stirn, wie um all diese Bilder der Vergangenheit auszulöschen. Weshalb er sich nur immer wieder in ihr Nebelreich verlocken ließ? Nutzloses Träumen von vergangenen Zeiten! Was hatte er noch mit der Vergangenheit zu schaffen? Fort mit dem, was sich unabänderlich vollzogen hat — vorwärts, vorwärts!

Er nahm wieder die Feder in die Hand, aber es wollte mit dem Arbeiten heute nichts mehr

werden. Unwillkürlich mußte er durchs Fenster blicken und dem Spiel des Windes mit dem dürren Laube gedankenvoll zuschauen.

So war es ihm nicht unangenehm, daß er durch Pochen an seine Thüre in der Arbeit, die doch nicht von statten gehen wollte, unterbrochen wurde. Seine alte Haushälterin erschien in der Thüröffnung.

„Herr Berg wünscht Herrn Doktor Froben zu sprechen."

„Berg?"

Der Besuch schien ihm willkommen zu sein, denn er erhob sich schnell, um dem Angemeldeten entgegenzugehen. Der aber war inzwischen schon ziemlich geräuschvoll eingetreten und rief Froben mit tiefer Baßstimme ein joviales „Prosit, alter Junge!" entgegen.

Die beiden schüttelten sich herzlich die Hände.

Man mußte an das Aeußere des Ankömmlings schon gewohnt sein, um ihm mit unbefangener Freundlichkeit entgegenzukommen. Denn er hatte auf den ersten Blick etwas entschieden Abstoßendes. Stand schon der große Kopf mit der dichten braunen Mähne in keinem rechten Verhältnis zu dem zierlich-kleinen und zarten Körper, so war man sich beim Anblicke des Gesichts zunächst zweifelhaft, ob es mehr einen komischen oder un-

heimlichen Eindruck mache. Der übermäßig breite Mund mit den dicken wulstigen Lippen konnte für sich betrachtet komisch wirken; was aber diesem Antlitze etwas Wildes und Unheimliches verlieh, waren die Blatternarben, von denen es völlig zerrissen war, und außerdem vielleicht ein halbes Dutzend tiefer Schmisse. Faßte man dagegen nur seinen oberen Teil ins Auge, die breite, mächtige Stirn, den klassisch regelmäßigen Nasenansatz und die klaren, großen, scharf blickenden blauen Augen, so konnte einen wohl ein Bedauern überkommen, daß die Natur gleichsam in einer satirischen Laune sich über ihr eigenes wohlbegonnenes Werk lustig gemacht hatte.

„Na, mein Sohn, den schönen Berg hat man wohl schon ganz vergessen, seitdem man die Besserung der sündigen Welt in die Hand genommen hat und nur noch mit Geheimräten und Ministern verkehrt?"

Froben lächelte gutmütig. „Immer der Alte. Aber willst du nicht Platz nehmen?"

„Gern, wenn dieser heilige Sessel durch meinen subalternen Kadaver nicht entweiht wird."

Damit ließ er sich auf einen Stuhl neben dem Schreibtische nieder und streckte nachlässig die Beine vor sich hin. Froben nahm seinen vorigen Platz wieder ein.

„Ja, die Geheimräte! Und die Geheimratstöchter — he?“ Berg blinzelte schalkhaft mit den Augen.

Froben errötete leicht.

„Ich verstehe dich nicht recht.“

„Ach was, wirklich nicht? Laß gut sein, alter Sohn, man weiß doch, was man weiß.“

„Nun, und was weiß man denn?“

„Was alle Welt weiß. Daß ein gewisser Max Froben und eine gewisse Geheimratstochter — Aber ich bitte dich, alter Freund, vor mir brauchst du doch wirklich nicht den Undurchdringlichen zu spielen.“

Der andere erwiderte sehr ernst:

„Worauf du hinaus willst, verstehe ich nachgerade. Ich kann dich aber versichern, daß an der ganzen Geschichte nichts Wahres ist. Wenigstens ist es nie zu einer — ich meine zwischen Fräulein von Cornow und mir ist nie ein Wort gefallen, das solches Gerede rechtfertigen könnte.“

„So, also doch noch nicht. Um so besser, um so besser,“ fiel der andre lebhaft ein.

„Aber lieber Berg, heute bist du doch der Unverständliche. Was soll das ‚Um so besser‘?“

„Sachte, eines nach dem andern. Also du bist noch in keiner Weise gebunden?“

„Gebunden? Lächerlich! Aber gewiß nicht. Wie kommst du überhaupt auf den merkwürdigen Einfall?"

„Ja, sieh mal, wenn man auch bloß ein so armseliges subalternes Geschöpf ist wie ich, ein kleiner Beamter, richtiger Kanzleischreiber im Ministerium, man schnappt doch so manchen Brosamen von den Tischen der Großen auf. Du ahnungsloses Gemüt scheinst also wirklich nicht zu wissen, daß man dich und Fräulein von Cornow sozusagen schon als Brautleute betrachtet."

„Was? Wer wagt das zu behaupten?" Froben sprang erregt vom Stuhle auf, eine jähe Röte ergoß sich über sein Gesicht. „Unerhörter Klatsch!"

Berg zog ihn an der Hand sanft auf den Stuhl zurück. „Aber sei doch nicht gleich so wild, altes Haus. Ueberlege dir die Dinge ruhig und gerecht, und frage dich dann selbst, ob das Urteil der Leute wirklich so ganz unerhört ist. Man sieht euch beide öfter im Theater, bei Uhl, auf Spazierfahrten in der geheimrätlichen Equipage — immer natürlich in Gegenwart des Vaters oder Bruders, aber doch immer en petit comité, quasi im Familienkreise. Man weiß auch, daß du im Hause des Geheimrats aus- und eingehst, und was mehr ist, daß Fräulein von Cornow,

die sonst gar nicht so ist, dir sehr freundliche Blicke zuwirft, sehr freundliche. Glaubst du denn, das Haus des Geheimrats liegt außerhalb der Welt? Ein Glashaus, in das hundert neugierige Blicke hineinspähen! Alle die jungen Leute aus den Bureaus und wer sonst noch alles mit ihm in Beziehung steht. — Glaube mir, lieber Sohn, Berlin ist in dieser Beziehung ein Dorf, ein Dorf sage ich dir! Wer sich hier irgendwie durch Namen, Stand, Rang, Reichtum oder sonst was von der allergrauesten Masse abhebt, über dessen Leben und Treiben wird gewissenhaft Buch geführt. Und da wunderst du dich, wenn die Leute deine nahen Beziehungen zu dem edlen Geschlechte derer von Cornow auf ihre Weise auslegen."

Froben wurde sehr nachdenklich. Der Freund hatte nicht so unrecht. Seit seiner Rückkehr in die Großstadt war er allerdings in regen Verkehr zu dem Cornowschen Hause getreten. Aber war das bei seinen geschäftlichen Beziehungen zum Geheimrat am Ende nicht ganz selbstverständlich? Daß er bei Geheimrats wiederholt den Abend verbracht, mit ihnen auch ein paarmal zusammen in der Loge des Opernhauses gesessen, an dem einen oder anderen Sonntag wohl auch eine Spazierfahrt in den Grunewald mit den Geschwistern

unternommen hatte, das war ja alles richtig. Aber wie hätte er das ausschlagen können, wo er stets so freundlich dazu eingeladen wurde, besonders von Klara — von Fräulein von Cornow. Besonders von Fräulein von Cornow — hier machten seine Gedanken Halt. Das war's ja eben, was der Freund gesagt hatte. Hatte er selbst etwa nicht empfunden, was fremden Leuten schon aufgefallen war: daß Fräulein von Cornow sehr freundlich zu ihm war, viel freundlicher, als es sonst in ihrer Art gegen die junge Herrenwelt lag? Er hatte es wohl empfunden, mit einer tiefen Freude empfunden, das mußte er sich jetzt gestehn. Aber im Drange der ihn ganz beherrschenden Arbeit hatte er sich selbst keine klare Rechenschaft darüber abgelegt und sich an dem angenehmen Bewußtsein genügen lassen; die Stunden, die er in Klaras Gesellschaft verbracht, sorglos genossen, ohne andere Wünsche, als daß diese Stunden sich möglichst lange ausdehnen, daß sie möglichst bald wiederkehren möchten. Der Glückentwöhnte hatte sich an der schönen Gegenwart gesättigt; was die Zukunft bringen könnte, das würde sie schon von selbst bringen; weshalb ihren Schleier vorzeitig lüften? Er hatte in jenem zukunftsscheuen Leichtsinn, der nur geprüften, schweren, tiefen Naturen eigen ist, zum Augenblicke

gesagt: Verweile doch, du bist so schön. War es nicht so? fragte er sich jetzt. Und er mußte sich selbst gestehen: Ja, es war so.

Und er schwieg und sah vor sich hin, an dem Freunde vorüber.

„Nun, siehst du wohl," sagte der lächelnd, „jetzt kommt dir wohl selbst die Sache nicht mehr so unwahrscheinlich vor. Aber", fuhr er fort, indem seine Züge einen ernsten Ausdruck annahmen, „du glaubst doch nicht etwa, daß ich gekommen bin, dir bloßen Klatsch zu erzählen? Um es kurz zu machen: Lieber alter Max" — hier wurde seine Stimme weich und bittend, und in seinen großen klaren Augen lag es wie ein feuchter Glanz der Wehmut, des Mitleids — „ich kann dir nur raten, kann dich nur bitten —: Laß ab! Verzichte auf Fräulein von Cornow und zieh' dich möglichst unauffällig, aber auch möglichst bald von dem ganzen geheimrätlichen Kreise zurück."

Froben sah ihm voll Verwunderung ins Gesicht, schüttelte den Kopf und zuckte mit den Achseln.

„Weißt du, Berg, ich verstehe dich heute wirklich nicht. Was willst du denn mit dem ganzen Gerede von mir und Fräulein von Cornow? Angenommen, ich hätte die Absichten, die du mir zu-

schreibst, glaubst du, ich würde auf deinen bloßen väterlichen Rat hin solche Absichten aufgeben? Und warum denn das alles? — Sollte — solltest du am Ende — selbst —?" Er sah dem Freunde mißtrauisch ins Gesicht. — „Aber das ist ja doch gar nicht möglich!"

„Was ist nicht möglich?"

Berg begriff zuerst nicht. Dann blitzte es wie lustiges Verständnis in seinen Augen auf, und er brach in schallendes Gelächter aus.

„Ach so, ja, wie konnte ich das nur vergessen! Ganz recht ja: ich habe selbst Absichten auf Fräulein von Cornow. Na, das mußt du doch zugeben: einen schöneren Mann kann sie sich auch gar nicht wünschen, und der Geheimrat wird es sich zur Ehre rechnen."

Berg sagte das mit einem grimmen Hohn, einer grausamen Ironie gegen sich selbst. Dann fuhr er mit einem leisen, bittern Lächeln fort:

„Weißt du, Max, es ist nicht schön, daran erinnert zu werden, daß man von der Natur geschändet, von den Menschen —"

„Aber ich bitte dich, Hermann, davon kann doch gar keine Rede sein. Verzeih', wenn ich da eben einen recht thörichten Gedanken äußerte. Er blitzte mir auch nur eine Sekunde lang durch den Kopf. Bei deinen geheimnisvollen Reden kann

man ja auf die sonderbarsten Einfälle geraten. — Also du meinst, ich soll mich von Klara — von dem Geheimrat gänzlich zurückziehen? Aber Mensch, weißt du denn gar nicht, daß dies ganz unmöglich ist, daß ich mit seinem ‚Neuland' auf das innigste verwachsen bin, jetzt eben erst ein Organ für die Gesellschaft ins Leben gerufen habe, das ich verantwortlich leite?"

„Auch das, alter Freund," erwiderte der andere im Tone teilnehmender Betrübnis, „auch das alles wirst du aufgeben müssen."

„Na, nun wird's mir aber doch zu bunt!"

Froben sprang abermals vom Stuhl auf und stand nun dem Freunde fast drohend gegenüber. „Jetzt muß ich dich aber ernstlich bitten, endlich deutlich zu werden. Was soll das alles? Warum soll ich alles aufgeben?"

Berg war ruhig sitzen geblieben, als habe er diesen Ausbruch erwartet. Er sagte langsam und nachdrücklich:

„Weil du müssen wirst, armer Junge. Weil man kein Mittel scheuen wird, dich dazu zu zwingen, was du jetzt noch freiwillig kannst. Weil man nötigenfalls deinen Namen zerfleischen, deine gesellschaftliche Stellung ruinieren wird, um dich aus dem Wege zu räumen. Weil man eben dabei ist, gewisse alte Geschichten aus

deiner Vergangenheit auszugraben, um sie dir als Dynamitbomben unter die Füße zu werfen. Mit einem Wort: weil man dich unmöglich machen wird. — So, da wär's heraus. Leicht war's nicht." Berg holte tief Atem, wie nach einer schweren Arbeit. „Laß es mich nicht entgelten, lieber Max!"

Der hatte ihm mit starren Blicken zugehört. Jetzt zuckte er wie unter einem körperlichen Schmerze zusammen und griff sich mit der Hand an die Stirn.

„Das also ist es, das! Die Vergangenheit! Freilich, freilich, wie konnte ich nur hoffen! Ja, einmal mußte es wohl kommen. Die alte begrabene Geschichte! Du kannst doch nur die Sache — —"

„Ja."

„Und weshalb glaubst du, daß — ?"

„Ich glaube nicht, ich weiß. Man hat schon seit langem Nachforschungen angestellt, an Pontius und Pilatus geschrieben, dein ganzes Leben, ich glaube, von der Geburt an, durch und durch gewühlt. Nun sind auch die Akten aus K. eingetroffen, ein ganzer Stoß. — Aber um Himmels willen, Max, laß dir nichts merken, sonst geht es mir an den Kragen. Du weißt ja, Amtsgeheimnis 2c."

„Aber wer kann denn ein Interesse daran haben? Ich habe doch niemand was zu leide gethan. Solch bodenlose Niedertracht!

„Du liebe Einfalt! Als ob das nötig wäre! Du stehst eben wahrscheinlich jemand im Wege, und der hat das Interesse. Solltest du selbst nicht ahnen, wer der jemand ist? Na, genau weiß ich's auch nicht, aber ich habe so meine bestimmten Vermutungen. Bis etwas von oben zu mir armem Schreiberlein gelangt, ist es schon durch so viel Hände gewandert, daß es den Geruch seines Ursprungs fast ganz verloren hat."

Froben durchmaß mit raschen Schritten das Zimmer. Vermutungen hatte auch er. Aber was kam es schließlich darauf an? Hier handelte es sich nicht um eine Person, mit der man kämpfen, die man allenfalls niederzwingen konnte, sondern um ein blutloses Gespenst, um die Vergangenheit, die aus ihrem Grabe gestiegen war, sich mitten in seinen Weg stellte und ihre knöchernen Arme drohend und abwehrend gegen ihn ausstreckte.

„Ich begreife ja," fuhr Berg fort, „daß dich der Entschluß, hart vor dem Ziele deiner Wünsche umzukehren, bitter, sehr bitter ankommen muß. Aber du wirst mir jetzt wohl recht geben, daß er gefaßt werden muß, dieser Entschluß."

Froben unterbrach seine Wanderung.

„Muß?“ fragte er, indem er vor Berg stehen blieb. Er lächelte verächtlich. „Also auch du, Berg, hältst diese alte Geschichte für so furchtbar belastend, für so verbrecherisch, so unsühnbar, daß ein halbes Leben voll Leid, Sorge, Arbeit und Demütigung aller Art nicht hinreicht, diesen ‚Makel‘ abzuwaschen?“

„Ich —?“ Berg lachte auf. „Kostbarer Einfall! Ich als Tugendprediger! Bei meinen ‚umstürzlerischen‘ Ansichten! Ich pfeife auf die ganze Geschichte. In meinen Augen bist und bleibst du der, als welchen ich dich immer gekannt und geschätzt habe. Daß du einmal — na, sagen wir, dich verplempert hast, das — war am Ende auch nur menschlich. Du armer Kerl hast ja auch schwer genug dafür büßen müssen. Aber was hilft das alles? Mein Urteil ist hier leider sehr gleichgiltig.“

„Die andern aber, meinst du, die haben ein Recht, mich zu verurteilen? Die stehen so hoch und erhaben da, daß sie mich als räudiges Schaf aus ihrer Mitte ausstoßen müssen, daß ich in ihren Augen nicht würdig bin, an einer reinen und großen Sache mitzuarbeiten, weil sie durch mich — geschändet würde?“

„Reine und große Sache? Giebt's denn so was heutzutage?“

Berg sagte das halblaut vor sich hin, indem er die Augenbrauen spöttisch in die Höhe zog.

„Lieber Freund," fuhr er dann gelassen fort, „du faßt die Sache doch wohl am verkehrten Ende an. Ob die Leute ein Recht haben, über dich abzuurteilen, das ist ja wiederum ganz nebensächlich. Genug, daß sie es thun würden. Verstehe wohl: der Einzelne für sich betrachtet ist ja gar kein Unmensch; der Einzelne für sich allein ließe schon mit sich reden, weil er ganz genau weiß, was er selbst auf dem Kerbholz hat. Der Einzelne ist in der Regel ein ganz friedfertiges Lämmchen. Aber die vielen Lämmer zusammen, siehst du, — das ist das Komische bei der Sache — die vielen zusammen sind ein Rudel blutdürstiger Wölfe, die jeden zerreißen, auf dessen Fell ein paar Flecken — zu sehen sind. Man nennt das ‚Sitte'. Auch ‚öffentliche Moral' ist ein sehr wohlklingender Ausdruck dafür."

„Das wäre doch aber ganz gewöhnliche Heuchelei!"

„Heuchelei? Meinetwegen. Du könntest auch sagen: Feigheit. Oder noch besser: Halbheit. Denn sieh mal, es ist im Grunde viel weniger bewußte Bosheit, bewußte Gemeinheit dabei als Hilflosigkeit, Schwäche, Zerfahrenheit. Hat dich die Meute übel zerbissen, und du stellst dich mit

deinen blutenden Wunden der Reihe nach vor jeden Einzelnen hin, beklagst dich bei ihm für die erlittene Unbill, so wird dich der Einzelne von Herzen bemitleiden, und, wenn er nicht ein kompletter Lump oder Narr ist, und es sich nicht gerade um ein Kapitalverbrechen handelt, so wird der besagte Herr Einzelne zu dir sprechen: ‚Ja, lieber Freund, ich hätte ja gewiß nichts gegen Sie, ich weiß ja, wir sind alle Menschen, allzumal Sünder, ich gewiß nicht ausgenommen; denn ich muß ja zugeben, daß ich auch nicht immer auf dem engen Pfade der Tugend gewandelt bin. Und wenn ich mir Ihren Fall recht überlege, so sind Sie noch lange nicht der Schlimmste. Aber‘ — wird er dann fortfahren und sich den Kopf kratzen, — ‚was soll man thun?! Die andern, die andern! Mit den Wölfen muß man heulen und gelegentlich wohl auch zubeißen, damit man selber nicht gebissen wird.‘ Das ist eben die öffentliche Moral. Und, lieber Max, das muß doch wahr sein: eine öffentliche Moral müssen wir doch haben. Denn was bliebe uns noch, wenn wir nicht wenigstens die öffentliche Moral hätten? Allenfalls das Strafgesetzbuch, was ja in unverletztem Zustande für die meisten auch ein ganz gutes Ruhekissen abgiebt. Also: Schlafe patent, koche mit Gas, heule mit den Wölfen — da hat ein kategorischer Im-

perativ genau so viel moralischen Wert wie der andere."

„Du scheinst ja heute recht scherzhaft aufgelegt," warf Froben unmutig ein, ohne seine wieder aufgenommene Wanderung durch das Zimmer zu unterbrechen.

„Was willst du! Es ist so. Verstehe mich aber auch recht. Ich spreche nicht von der Moral als solcher, sondern von unserer öffentlichen Moral. Es hat Zeiten gegeben, deren öffentliche Moral sich mit der privaten deckte. Das waren Zeiten, die eine positive, bestimmte Weltanschauung hatten; solche Zeiten waren das griechische Altertum oder auch das deutsche sogenannte Mittelalter. Wenn z. B. die Nürnberger den Bäcker, der ein zu kleines Brot geliefert hatte, an den Pranger stellten, oder das ehebrecherische Weib mit einem eisernen Zierat schmückten, oder wenn man damals gar Hexen öffentlich verbrannte, so entsprach das wirklich den sittlichen Ueberzeugungen jener Zeit. Das mag nach unsern Begriffen roh, grausam, barbarisch gewesen sein, aber es war doch wenigstens ehrlich. Denn der Betrug und der Ehebruch galten damals wirklich als Verbrechen, und an Hexen, die mit dem Teufel Umgang pflogen, glaubte man wirklich. Heute? Du lieber Himmel! Der heißt ein schlechter Kauf-

mann, der seine Kunden nicht zu übervorteilen sucht. Und für das Weib, das auf verbotenen Wegen wandelt, gilt dasselbe: Laß dich nicht erwischen, dann ist alles schön und gut. Nun ja, wer ungeschickt genug ist, sich in den Maschen des Strafgesetzbuches zu verstricken, den läßt man achselzuckend darin zappeln. Und wer gar das Unglück hat, daß ihm der Paragraph in Form einer ‚entehrenden' Strafe von außen auf den Leib gebrannt wird, der —"

Berg brach plötzlich ab. Froben war stehen geblieben.

„Fahre nur fort, der —?"

„Ach was, mit Moral, mit dem, was wir darunter verstehen, hat das ja alles nichts zu thun. Aber so ist es: je weniger echtes, wahrhaftiges Gefühl für das Gute und Böse, um so größer die sittliche Entrüstung, um so lauter die Rufe nach neuen und immer wieder neuen weltverbessernden Gesetzen. Was heute als öffentliche Moral gilt, das ist doch im großen Ganzen ein ausgepustetes Ei, Schale ohne Kern. Kern kann eben nur eine einheitliche feste Weltanschauung sein, und — wie viele haben die heute? Wo aber der Kern fehlt, klammert man sich krampfhaft an die Schale: die öffentliche Meinung, das Hergebrachte, die Sitte, das, was in den betreffenden Kreisen

als gut oder böse, erlaubt oder unerlaubt gilt. ‚Gilt', verstehst du, nicht ‚ist'. Denn wer weiß denn heute noch in so und so vielen Fällen so ganz genau, was gut oder böse, was sittlich erlaubt oder nicht erlaubt ist? Hand aufs Herz, weißt du es immer? Hast du es immer gewußt?"

Froben schwieg. „In manchem", sagte er dann nachdenklich, „magst du wohl recht haben. Es besteht wohl in vielen Fällen eine Kluft zwischen unserer hergebrachten Moral und der, die in uns lebt. Diesen Konflikt hat wohl jeder denkende Mensch von einiger Erfahrung einmal an sich erlebt. Aber im ganzen malst du doch viel zu schwarz. Leben wir nicht gerade jetzt in einer Zeit der sittlichen Selbstbesinnung, der socialen Erneuerung, ja des religiösen Aufschwungs? Denke doch nur an die vielen Stimmen, die sich jetzt allerorten zu Gunsten der Elenden und Schwachen erheben. Liegt darin nicht eine Rückkehr zu der Grundlage unserer Weltanschauung, zum Christentum? Betrachte z. B. doch nur die rapide Entwicklung unserer Neuland-Gesellschaft. Es sind noch keine drei Monate seit ihrer Begründung ins Land gegangen, und schon verfügen wir nicht nur über ein ganz beträchtliches Kapital, wir finden auch überall moralische Unterstützung, überall

offene Thüren. Es ist, wie wenn ein Frühling durchs Land ginge und das alte trotzige Eis der Selbstsucht endlich, endlich zu schmelzen begönne. Nein, nein, lieber Hermann, ich habe gewiß genug durchgemacht, um gegen allen überflüssigen Optimismus gewappnet zu sein. Aber das sehe ich doch: hier sind neue Kräfte am Werke, ein neues Land zu bebauen, und unser Neuland —"

„Ach, euer Neuland! Da sind wir ja wieder an dem bewußten Punkte angelangt. Lieber Junge, hältst du denn immer noch daran fest?"

Berg sagte das in dem resignierten Tone, in dem man Kranken eine eigensinnige Wahnvorstellung oder einen unmöglichen Lieblingswunsch ausreden will. Froben aber schien aus einem schönen Traume zu erwachen. Das eben noch in freudiger Begeisterung erhobene Haupt glitt langsam auf die Brust herab, eine tiefe Falte erschien auf seiner Stirn. Er starrte finster zur Erde. Dann ließ er sich auf seinen Stuhl nieder, stützte das Haupt mit der Linken auf den Tisch und sah dumpf brütend ins Leere. Er schwieg. Aber aus diesem Schweigen, aus diesen fest geschlossenen Lippen, den charaktervollen Linien und den düster lohenden Augen sprach ein trotziger, leidenschaftlicher Wille.

Der andere betrachtete ihn mit prüfenden Blicken.

„Thu, was du nicht lassen kannst. Meine Pflicht als Freund habe ich erfüllt. Aber wenn es sich nur um euer Neuland handelt und etwa doch nicht um eine ernste Liebesgeschichte — in solchen Dingen ist ja alles Zureden bekanntermaßen vergeblich — dann brauchst du dir die Sache wirklich nicht so zu Herzen zu nehmen. Versorgt bist du ja glücklicherweise, für deine materielle Zukunft braucht dir also nicht bange zu sein. Na, und weiter hat's ja auch keinen Zweck. Warum willst du dir also unnützerweise die Meute —"

„Wie? Was hat weiter keinen Zweck?" unterbrach ihn Froben unwillig.

„Nun, ich meine ja nur. Du brauchst mich nicht gleich so vernichtend anzusehen. Glaube mir, alter Sohn: viel kommt auf keinen Fall dabei heraus."

„Wobei heraus? Du meinst doch nicht etwa —"

„Gewiß meine ich. Es kommt nichts Gescheites heraus bei eurem Neuland. — Nun, nun, laß mich doch erst ausreden. Ich weiß, was du mir alles einwenden wirst. Und es läßt sich ja auch vorläufig ganz schön an, euer Neuland. Ihr habt eine Druckerei und ein Organ begründet, habt Grund und Boden, allerdings ein bißchen weit ab von hier, angekauft und wollt nun daraus nach

deinen Theorien eine großartige Arbeiterkolonie machen. Diese Theorien wollt ihr womöglich im ganzen Reiche durchführen, die Presse, die Parlamente, die Regierungen im Sturm mit euch fortreißen, daneben wollt ihr den Mittelstand heben, bahnbrechende hygienische und was weiß ich sonst für Reformen einführen, die Monarchie stützen, die Religion wieder ins Volk tragen — nun sag einmal, lieber Junge: was wollt ihr eigentlich — nicht?"

Es war Froben anzumerken, daß diese Kritik Bedenken Ausdruck gab, die ihm wohl selbst schon öfter zu schaffen gemacht hatten.

„Daß die Ziele etwas weit gesteckt sind," sagte er mit sichtlichem Unbehagen, „gebe ich zu. Und gegen die Verquickung unseres Programms mit Allotria, die gar nicht vor unser Forum gehören, habe auch ich schon entschieden Stellung genommen. Auch das Betonen gewisser politischer Tendenzen will mir nicht recht passen, weil wir dadurch leicht in die alten ausgefahrenen Geleise gedrängt werden können. Das alles hat mir selbst schon Verdruß und Sorge bereitet. Aber schließlich sind es doch nur Kinderkrankheiten, wie sie jedes neue Unternehmen durchmachen muß, und ich habe Gott sei Dank Einfluß genug, um alledem noch beizeiten einen Riegel vorzuschieben."

„Kinderkrankheiten? Na, na, wenn nur diese Kinderkrankheiten am Ende nicht der normale Zustand eurer ganzen Neulandsgesellschaft sind. Solltest du dich nicht auch über deinen Einfluß täuschen? Und nun willst du der Sache noch die politische Spitze abbrechen! Aber lieber, guter Max, hast du dir denn auch klar gemacht, was das eigentlich bedeutet? Das würde nichts mehr und nichts weniger bedeuten, als den Untergang eures ganzen schönen Neulandes! Denn wo bliebe dann der ‚Segen von oben', auf den doch alle eure angehenden Hoflieferanten, Kommerzienräte, Ritter pp. brünstiglich warten? Und nun gar die Beamten, die Hofkavaliere u. s. w. in euren Reihen! — Sieh dir doch bloß mal die Nase deines teuren Geheimrats, meines hohen Chefs an: macht sie dir nicht auch den aufregenden Eindruck, als sei sie beständig auf der Jagd nach einem neuen Ordensstern oder gar einem Ministerportefeuille, die sie irgendwo in der Luft —"

„Herr Geheimer Regierungsrat von Cornow," meldete in diesem Augenblicke mit hastiger Wichtigkeit Frobens Haushälterin, indem sie ihm gleichzeitig eine Karte überreichte. Die Freunde hatten ihr mehrmaliges Klopfen im Eifer des Gesprächs überhört. Sie tauschten einen überraschten, bedeutungsvollen Blick und erhoben sich gleichzeitig.

„Das muß er doch entschieden gewittert haben, daß wir gerade von ihm sprachen," meinte Berg halblaut. „Na, bei dem Riechapparat! Nein, diese Ehre, diese Ehre! Du scheinst wirklich in hohem Ansehen zu stehen. Aber für mich ist es nun wohl Zeit —"

„Aber warum denn? So bleibe doch noch etwas."

Froben schob den Freund, der sich zum Aufbruche anschickte, auf seinen Platz zurück und eilte dem Geheimrat entgegen, der sich soeben im Vorzimmer mit umständlicher Langsamkeit seines Ueberziehers und eines Paares sehr hoher Gummischuhe entledigte. Letzteres Geschäft, bei dem er sich mit beiden Händen an die Kleiderhaken klammerte, nahm eine geraume Weile in Anspruch. „Verfl— Dinger," murmelte er ärgerlich. Endlich konnte er Froben, der ihn bewillkommnete, die freigewordene Hand zur Begrüßung reichen.

„Wohnen ja in sehr noblem Hause, lieber Doktor."

„Aber bitte, Herr Geheimrat, wollen Sie nicht näher treten."

Herr von Cornow betrat das Arbeitszimmer, das gleichzeitig als Empfangssalon eingerichtet war, blieb aber hinter der Schwelle eine Minute lang stehen, indem er mit prüfenden Blicken die Räum-

lichkeit und ihre Ausstattung musterte. Seine wohlgefälligen Mienen verrieten, daß das Ergebnis der Prüfung ein günstiges war. Er wohnte doch wirklich sehr anständig, dieser Doktor Froben, gar nicht wie andere „Litteraten", von denen man ihm gesagt hatte, daß sie meist in schrecklich unsauberen Höhlen hausten, zu denen man erst durch allerlei abscheuliche Höfe und Hintertreppen gelangen könne. „Aufgang nur für Herrschaften", „Bitte die Füße zu reinigen". Schon das machte einen recht gewinnenden Eindruck. Und nun der hohe, weite Raum mit den elegant-soliden Möbeln, den schweren Portieren und dem dicken, weichen Smyrnateppich — sehr nobel in der That, für einen Litteraten alles Mögliche. Und was Vornehmes hatte dieser Froben auch in seinem Wesen. Schien er doch durch den Besuch gar nicht besonders überrascht, als wäre es so etwas Selbstverständliches, daß ein königlich preußischer Geheimer Rat einen Litteraten in seiner Wohnung besucht. Aber am Ende war er gar nicht Litterat? Der Geheimrat sann einen Augenblick darüber nach, welcher anständigen bürgerlichen Sphäre er den Inhaber dieser schönen Wohnung wohl zuzählen könne, da doch Litterat kein rechter, ordentlicher Beruf sei. Schade, schade, daß er nicht Offizier oder wenigstens königlicher Beamter

von einigem Range ist. Na, auf alle Fälle ist er doch Doktor.

Berg, der rechts vom Eingange stand, hatte er bisher wohl nicht bemerkt.

„Darf ich die Herren miteinander bekannt machen?" sagte jetzt Froben, indem er mit einer Handbewegung auf Berg hinwies. „Herr Geheimrat von Cornow, mein Freund — aber die Herren kennen sich ja wohl schon."

„Habe bereits die hohe Ehre. Gehorsamster Diener, Herr Geheimrat." Damit machte Berg eine so unheimlich tiefe Verbeugung, daß Froben ihn befremdet ansah.

Herr von Cornow nickte ein wenig mit dem Kopfe. Gleich darauf aber machte die Nase einen merklichen Ruck nach oben, die wohlgefälligen Mienen verdüsterten sich. Es paßte ihm durchaus nicht, daß er hier seinem Untergebenen in aller Form vorgestellt werden sollte.

„Herr — Herr — Bergmann, nicht wahr?" fragte er nachlässig von oben herab.

„Berg, Herr Geheimrat, nur Berg, Herr Geheimrat, ganz bescheiden Berg, Herr Geheimrat, wenn Herr Geheimrat gütigst gestatten."

Froben bat Herrn von Cornow, auf dem Sopha Platz zu nehmen. Dieser folgte der Einladung, indem er die Schöße seines Gehrocks vor-

sichtig emporhob, wobei die rundlichen Formen eines sehr umfangreichen Körperteils zum Vorschein gelangten. Froben setzte sich neben Herrn von Cornow.

Berg war stehen geblieben und machte Miene, sich zu entfernen.

„Bitte, Hermann, nimm doch noch einen Augenblick Platz."

„Wenn Herr Geheimrat gestatten. Aber wirklich nur einen Augenblick."

Berg ließ sich auf dem Fauteuil Froben gegenüber nieder, nicht ohne abermalige sehr tiefe Verbeugung vor Herrn von Cornow.

„Ja so, hm, lieber Doktor," begann dieser zu Froben gewandt, ohne weiter von Berg Notiz zu nehmen, „Sie werden durch meinen Besuch vielleicht sehr überrascht sein."

„O, doch nicht so sehr, Herr Geheimrat," erwiderte Froben lächelnd, „aber es ist mir eine Freude und Ehre. Darf ich Ihnen vielleicht eine Zigarre anbieten?" Er reichte ihm einen mit Rauchwerk gefüllten Becher hin.

Herr von Cornow warf einen etwas mißtrauischen Blick in den Inhalt, langte dann aber eine Zigarre heraus. Froben reichte ihm Messer und Feuer. Herr von Cornow that ein paar Züge: die Zigarre war gut. Ausgezeichnet sogar.

Muß entschieden Mittel haben, dieser Doktor. Herr von Cornow befestigte sich in der Ueberzeugung, daß Froben, wenn schon Litterat, so doch sicher „kein gewöhnlicher" Litterat sei.

„Zünde dir doch auch eine an, Hermann."

Aber Berg wies den Zigarrenbecher mit einer entrüstet abwehrenden Miene und Geste zurück, als sei es eine ganz ungeheuerliche Zumutung, daß er es wagen sollte, in Gegenwart seines hohen Chefs zu rauchen.

„Ich komme, verehrter Herr Doktor," begann Herr von Cornow wieder, „ich komme, hm" — er stockte. Es war ihm offenbar peinlich, mit dem Zwecke seines Besuches in Gegenwart Bergs herauszurücken. Er warf ihm einen Blick zu, der deutlich sagte: Du siehst doch, daß du hier überflüssig bist.

Aber diesmal schien Berg den Geheimrat nicht zu bemerken, als wollte er sich an dessen Verlegenheit weiden.

„Ja so, ganz recht, Sie haben doch unsere morgen stattfindende Sitzung nicht vergessen?"

„Der mir anvertraute Vortrag ist bis auf einige unwesentliche Ausführungen fertig. Ich werde ihn jedenfalls noch im Laufe des Nachmittags vollenden."

„Schön, sehr schön. Dann — dann wollte ich noch — ja, dann wollte ich noch —" er stockte wieder, aber der Blick, mit dem er sich jetzt zu seinem Untergebenen wandte, war so beredt, daß dieser sich erhob.

„Gestatten die Herren, daß ich mich empfehle. Gehorsamer Diener, Herr Geheimrat" — tiefe Verbeugung — „ganz gehorsamer Diener, Herr Geheimrat" — abermalige, noch tiefere Verbeugung. Vor der Thüre, zu der ihn Froben geleitete, wandte sich Berg um und verneigte sich, fast bis zur Erde, nochmals vor Herrn von Cornow. „Empfehle mich nochmals vielmals ganz gehorsamst, Herr Geheimrat." Seine Mienen trugen dabei einen feierlichen Ernst zur Schau. Aber aus seinen Augen, aus alle den Narben seines blatterzerrissenen Gesichts flackerte es wie heimlicher Hohn, und der ohnehin schon übermäßig breite Mund schien sich noch mehr in die Breite verzogen zu haben.

Den Geheimrat überkam ein peinliches Gefühl. Dieser Grad von Ehrerbietung und Devotion mußte selbst ihm, dem darin doch sehr Verwöhnten, auffallen. Dieser subalterne Mensch machte sich doch nicht etwa über ihn lustig? Aber das war ja doch eigentlich ganz ausgeschlossen. Immerhin —: ein unangenehmer Mensch!

„Wissen Sie, Doktor," bemerkte er, als Froben, der sich inzwischen im Flur von dem Freunde verabschiedet hatte, zurückgekommen war, „wissen Sie, dieser Herr — wie heißt er doch gleich? — dieser Herr Bergmann —"

„Berg, Herr Geheimrat."

„Oder auch Berg. Also dieser Herr Berg —"

Froben blickte ihn ruhig fragend an.

„Sie kennen ihn schon lange?"

„Er ist mir ein lieber, treuer Freund. Der älteste, den ich habe, und vielleicht auch — Wir sind schon von der Universität her befreundet."

„So so, also studiert hat er auch. Freilich, hat ja auch Schmisse."

„Er hat einer schlagenden Verbindung angehört und war seinerzeit einer der gefürchtetsten Schläger, trotz seiner scheinbar schwächlichen Konstitution."

„Was Sie sagen. Also fast Corpsstudent. Das ändert ja — Aber wie kommt es denn, daß er so gar keine Karriere gemacht hat? Er muß doch schon nahe an den Vierzig sein."

„Mein Freund Berg hat leider sein Studium aus Mangel an Mitteln aufgeben müssen, zumal er schon als Student durch den Tod seines Vaters genötigt wurde, für seine Mutter und eine jüngere Schwester, damals noch ein Kind, sorgen zu müssen. Da hat er dann den ersten besten Broterwerb er-

griffen und war schließlich froh, als es ihm gelungen war, im Ministerium einen kleinen Posten zu bekommen."

„Dienstlich hat er sich aber niemals ausgezeichnet. Ich wenigstens habe von ihm kaum mehr gehört als seinen Namen."

„Vielleicht weil er in seiner subalternen Stellung keine Gelegenheit hatte, sich hervorzuthun. Und zu höheren Posten ist er wohl mangels bestandener Examina nicht qualifiziert. Er ist ein sehr begabter Mensch, dem es nur an dem rechten Wirkungskreise fehlt."

„So so, hm, ja. — Um nun auf etwas anderes zu kommen — können Sie über den heutigen Abend disponieren, Herr Doktor?"

„Wenn es notwendig ist, stehe ich jederzeit zur Verfügung. Wohl noch etwas für die Sitzung morgen?"

„Das wohl weniger — das eigentlich nicht. Aber zu besprechen wird ja vielleicht noch manches sein. — Ich möchte Sie nämlich bitten," — Herr von Cornow räusperte sich mehrmals, fuhr dann aber wie in heroischem Entschlusse schnell fort — „heute abend unser Gast zu sein. Meine Tochter meint,. Sie hätten sich schon seit elf Tagen —"

Hier hielt Herr von Cornow erschreckt inne.

Warum war ihm nur diese Reminiszenz aus den Worten der Tochter entschlüpft? Würde der Doktor nicht am Ende erraten, daß er, der Vater, im direkten Auftrage seiner Tochter komme, die ihm keine Ruhe gelassen, bis er sich endlich mit der Einladung zu Froben verfügt hatte? Ueberhaupt, er machte sich schon allerlei Gedanken und mußte nachgerade auf alles Mögliche gefaßt sein. Aber was war da zu thun? Gegen diesen Willen war nicht anzukämpfen. Ihr endgiltig etwas abzuschlagen, war unmöglich, schlechterdings unmöglich. Ach, es war manchmal wirklich nicht leicht, Vater einer solchen Tochter zu sein!

Froben antwortete nicht sogleich. Er sah mit gerunzelter Stirn gedankenvoll vor sich nieder und schien um einen Entschluß zu ringen. Elf Tage, — ja, so lange mochte es wohl her sein. Warum hatte er sich in der geheimrätlichen Familie, mit der er doch sonst wöchentlich mindestens einmal zusammenzukommen pflegte, so lange nicht sehn lassen? Warum? Er prüfte sich selbst. Hatte er nicht vielleicht einer Entscheidung aus dem Wege gehen, sie mindestens, zwischen Furcht und Hoffnung schwankend, aufschieben wollen? Und hatte er nicht unbewußt empfunden, daß die Dinge zu einer solchen Entscheidung drängten? Sie aber

hatte die Tage gezählt, und nun kam der Vater zu ihm!

Eine von dem Geheimrat recht peinlich empfundene Pause trat ein.

Er nimmt sich wahrhaftig noch Zeit mit der Antwort! Ich werde ihn wohl noch kniefällig anflehen müssen, mir die hohe Ehre zu geben, dachte er. Aber was half's? Unverrichteter Sache durfte er nicht nach Hause kommen. Das würde ja eine schöne Scene geben! Er fügte also seiner Einladung etwas kleinlaut hinzu:

„Wir werden ganz unter uns sein, nur eine Nichte vom Lande, Herr von Selling und vielleicht auch Direktor Wespe werden noch zugegen sein."

Jetzt erhob Froben den Kopf. Die Falten auf seiner Stirn waren geschwunden. Er blickte klar und entschlossen.

„Meinen besten Dank, Herr Geheimrat." Er verneigte sich verbindlich. „Ich werde mir die Ehre geben. Entschuldigen Sie nur, bitte, mein unhöfliches Zögern, ich wußte aber nicht gleich, ob es mir möglich sein würde."

Herr von Cornow seufzte erleichtert, wenn auch etwas resigniert auf. Seine Mission war also glücklich erfüllt. Jetzt konnte er wenigstens ruhig nach Hause fahren.

Er legte den Rest seiner Zigarre in den Aschenbecher und erhob sich zum Abschied. —

Als Froben seinen Besuch hinausgeleitet hatte und in sein Arbeitszimmer zurückgekehrt war, blieb er sinnend vor dem Fenster stehn. Draußen hatte sich der Wind gelegt, das welke Laub lag ruhig am Boden, und die klare Herbstsonne schien leuchtend darauf. Und auch Froben blickte klar, heiter und kühn. Er umfaßte mit festem Griff die Lehne seines Schreibstuhls und pfiff leise das Bruchstück eines Liedchens vor sich hin, das ihm aus irgend einer Operette haften geblieben war:

„. . . Drum, Schicksal, schlag' nur zu! Wir wollen sehn, wer stärker ist: ich oder du!"

V.

Man erhob sich von der Tafel und ging in den an das Speisezimmer angrenzenden Salon. Dort plauderte man eine Weile zwanglos umherstehend. Froben hatte Fräulein von Cornow geführt, von Selling Fräulein Agathe, die Nichte des Geheimrats, eine sehr junge, sehr blühende und sehr blonde Dame aus der Provinz. Leutnant von Cornow gab sich alle Mühe, seinem Bäschen

nach seiner Art die „Cour zu schneiden", indem er es mit allerlei Neckereien und zum Teil etwas fragwürdigen Scherzen in Verlegenheit zu bringen suchte.

Es gelang ihm denn auch einige Male, Agathens ohnehin schon in gesunder Röte prangendes Gesichtchen mit Purpurglut zu übergießen und ihr ein schmollendes: „Gräßlicher Mensch!" zu entlocken. Aber ihre Aufmerksamkeit dauernd zu fesseln, gelang ihm heute nicht. Herr von Selling schien es ihr angethan zu haben. Sie schmachtete ihn förmlich an und wandte keinen Blick von ihm. Das einfache Landpomeränzchen verstand es eben noch schlecht, seine Gefühle in die regulierten und temperierten Formen der Weltdame zu zwängen.

Herr von Selling schien aber durch diese Eroberung keineswegs beglückt. Schon bei Tische hatte sie ihn derart in Anspruch genommen, daß er es kaum vermocht hatte, dem eifrigen Gespräch des ihm gegenübersitzenden Paares, Fräulein von Cornows und Frobens, zu folgen. Und doch interessierte ihn der Meinungsaustausch dieser beiden weit mehr als das „Geschnatter des albernen Gänschens", wie Selling im stillen das harmlose Geplauder seiner Nachbarin unhöflich genug verwünschte. Und jetzt schien sie ihn wiederum mit Beschlag belegen zu wollen. Es half auch nichts,

daß er seine anfangs liebenswürdig galante Aufmerksamkeit gegen sie gradweise zu kühl gelassener Höflichkeit erstarren ließ und sich zuletzt in eine, wie er hoffte, undurchdringliche Atmosphäre väterlich wohlwollender Protektion hüllte. Das unverfälschte naive Naturkind hatte auch für diese Feinheiten der gesellschaftlichen Distanzbestimmung nur sehr ungenügendes Verständnis. So oft er sich Fräulein von Cornow mit einer Bemerkung näherte, erfolgte die Antwort prompt von den unermüdlichen Lippen seiner liebenswürdigen Tischdame, so daß es den Anschein gewinnen konnte, als habe er an diese und nicht an Fräulein von Cornow das Wort gerichtet. Wenigstens schien letztere es so aufzufassen, da sie es meist dabei bewenden ließ.

„Rauchen die Herren ihre Zigarre nebenan in meinem Kabinett oder — wenn die Damen gestatten — hier?" fragte jetzt der Geheimrat.

„Aber Papa," meinte Klara vorwurfsvoll, „du wirst uns beide kleine Mädchen doch nicht etwa hier kalt stellen wollen! Gewiß gestatten wir, nicht wahr, Agathchen?"

„Ach ja, Onkel, bitte hier." Dabei konnte sich Fräulein Agathe nicht enthalten, einen besorgt zärtlichen Blick auf Selling zu werfen, der ihr plötzlich so schnöde entführt werden sollte.

„Na denn los!“ meinte von Cornow junior, indem er sein Porte-Cigarres zog und es den Herren ohne Umstände darbot. „Is alles da.“

Selling und Froben langten jeder eine Zigarette heraus.

„Was mich betrifft,“ erklärte Direktor Wespe in dem ihm eigenen zärtlich süßen Tone, „so nehme ich die gütige Einladung auf eine Zigarre im Kabinett des Herrn Geheimrats mit Dank an, zumal ich auch sonst noch mit dem Herrn Geheimrat —“

„Recht so,“ fiel dieser gutgelaunt ein. „Kommen Sie, Direktorchen, überlassen wir die junge Welt ihrem Schicksal! Wollen uns ja doch nur los sein.“ Er legte seinen Arm über den Rücken des Direktors und schob ihn in das Zimmer zur Rechten. —

„Habe ich Ihnen schon meine neusten Malversuche gezeigt?“ fragte Fräulein von Cornow Froben. „Aber wie hätte ich gekonnt? Kommen Sie! Dort ist meine Ausstellung.“ Sie wies auf den geräumigen Erker in der linken Ecke des Zimmers, in dem ein mit Mappen und Büchern beladenes polygones Tischchen zwischen zwei Tabourets stand. Ueber dem Tischchen hing von der Decke eine Ampel mit einer Glocke aus rosa Milchglas herab.

„Sie Böser," sagte Fräulein von Cornow halblaut, indem sie sich mit Froben dem Erker näherte, „Sie hatten es nicht sehr eilig."

„Ich fühle mich in der That tief beschämt und zerknirscht, gnädiges Fräulein," erwiderte Froben lächelnd. „Kann aufrichtige Reue mir Verzeihung erwirken?"

„Reue genügt noch nicht."

„Sondern?"

„Besserung."

„Ich gelobe sie."

Sie nahmen auf den Polstersesseln zu beiden Seiten des Tischchens Platz. Klara reichte ihm eine Mappe mit Aquarellstudien hin.

Selling war eine Weile unschlüssig bei den andern stehen geblieben. Dann näherte er sich den beiden:

„Darf ich meine Huldigung nicht auch der Künstlerin zu Füßen legen?"

Fräulein von Cornow musterte ihn mit einem Blicke scheinbar tiefen Erstaunens. Dann lachte sie heiter auf.

„Aber so viel Sie wollen, Herr von Selling! — Welche Künstlerin meinen Sie übrigens? Es giebt deren viele, wie ich gehört habe."

„Mein gnädiges Fräulein, diese Bescheidenheit —"

„Aber Herr von Selling, ein Kavalier wie Sie —!" Sie deutete mit der Hand auf Agathe, die jetzt mit dem Vetter gleichfalls herzugetreten war. „Wollen Sie sich denn gar nicht ein wenig Ihrer Dame widmen?"

„Willst du nicht das Lämmlein hüten? Lämmlein ist so fromm und sanft", recitierte von Cornow junior mit vielem Gefühl, indem er der Silbe „Lämm" ein Tremolo angedeihen ließ, als enthielte sie statt des einen „L" deren mindestens ein halbes Dutzend. Verzehrender genialischer Leidenschaft war Herr von Cornow junior offenbar nicht fähig, da er sogar das hübsche Bäschen einem schönen Citate zu liebe der „Hütung" durch einen andern preisgab. Aber das Opfer, weit davon entfernt, diese bildliche Ausdrucksweise übel zu nehmen, sah den poesiebeflissenen Vetter vielmehr mit einem dankerfüllten Blicke an. Anders freilich war der, den ihm Selling zusandte.

Klara überließ sich zwanglos ihrer Heiterkeit. Diesmal gefiel ihr das brüderliche Citat. Auch Froben konnte sich nicht enthalten zu lächeln. Die Blicke der beiden Männer begegneten sich. War der Sellings einem Pfeile vergleichbar, so der Frobens einem blanken Schilde, von dessen eherner Fläche der Pfeil ab- und zurückprallte. Sie wußten nun, woran sie miteinander waren,

und jetzt stand es in Froben fest: Nun erst recht!

„Uebrigens, Herr von Selling," sagte Klara, als ihre Heiterkeit sich gelegt hatte, „einen Gefallen könnten Sie mir, d. h. uns allen wohl erweisen?"

„Gnädiges Fräulein haben nur zu befehlen."

„Wollen Sie uns nicht wieder einmal etwas auf dem Flügel zum besten geben? Sie kennen meine Leidenschaft für Musik und sind ja ein Meister auf dem Klavier."

„Ach ja, bitte, bitte, Herr von Selling!" rief Fräulein Agathe, indem sie mit kindlicher Freude die Handflächen aneinander schlug und Selling einen grenzenlos schmachtenden Blick widmete. „Ach bitte ja, Herr von Selling. Ich werde Ihnen selbst die Noten umwenden."

Das hatte noch gefehlt. Der Flügel befand sich an der gegenüberstehenden Wand, so daß der Spielende den im Erker Sitzenden den Rücken zuwenden mußte.

Aber es war nicht zu ändern. Leutnant von Cornow war bereits beschäftigt, die Stearinkerzen auf beiden Seiten des Notenhalters anzuzünden. Fräulein Agathe war ihm nachgeeilt und kramte unter den Noten auf dem Regal neben dem Klavier. Selling folgte ihnen, indem er sich bemühte, seinen Aerger hinabzuwürgen.

An der Thür des Speisezimmers erschien der Livreediener, der beim Essen serviert hatte. Er winkte dem Leutnant bedeutungsvoll.

„Komme sofort," rief dieser eifrig. „So," erklärte er dann, nachdem er die zweite Kerze in Brand gesetzt hatte, „jetzt bitte mich aber einen Augenblick zu entschuldigen. Bowle brauen. Höchst eigenhändig selbstgedichtete Mischung, rühmlichst bekannt unter dem Titel: ‚Waldvögleins Abendlied'. Einfach großartig."

Er verschwand im Speisezimmer.

Agathe und Selling hatten sich nach kurzer Beratung über das zu spielende Stück geeinigt. Selling ließ sich mit künstlerisch eleganter Pose auf dem Klavierschemel nieder und begann.

Klara und Froben hörten eine Weile schweigend zu. Froben vertiefte sich dabei in Klaras Aquarelle.

Seltsam, er mußte unwillkürlich diese Malereien mit jener Musik vergleichen, als bestünde zwischen beiden eine geheime Verwandtschaft. Beide waren sehr sauber, sehr korrekt. Nur fehlte jenen Musikstücken die Seele und diesen Blumenstücken der Duft. Etwas wie ein leises Unbehagen, wie ein kühler Hauch überschauerte ihn. Aber nur einen Augenblick lang. Er fühlte, daß Klaras Blicke auf ihm ruhten, und daß diese Blicke — nicht kalt waren.

Als er aufsah, lächelte sie.

„Nicht wahr, es ist nicht weit her mit meiner Malerei? Still, keine heuchlerischen Komplimente. Ja, es ist so, auch mir kommen diese Rosen wie verblüht vor.“

Das sagte sie natürlich, ohne alle gezierte Bescheidenheit, mit einem leisen, ganz leisen Anfluge von Trauer. Dann, in einen scherzhaften Ton übergehend, durch den doch ein gewisser bedeutsamer Ernst durchzitterte:

„Es ist eben wie im Liede: ‚Ihr verblühet, süße Rosen, meine Liebe trug euch nicht. Blühtet, ach, der Hoffnungslosen‘ — Sie sehen, ich bin, was Citieren anbelangt, die würdige Schwester meines Bruders.“

„Ein Citat,“ erwiderte Froben, „und ein schönes. Aber eben doch nur ein Citat?“ Er sah ihr fest, durchdringend ins Auge.

„Wer weiß,“ sagte sie leise, indem sie errötend lächelte und ihren Blick vor dem seinen senkte. Froben sah sie noch immer unverwandt an, als läse er auf dem Grunde ihrer Seele.

„Klara?!“

Sie erhob den Kopf und lächelte ihm glücklich zu, mit jenem verwirrenden, schwimmenden Blick, den er an ihr schon kannte.

„Klara!“ wiederholte er innig, „so dürfte ich wirklich — Sie wollten wirklich —“

Er griff an dem Rande des Tischchens vorüber nach ihrer Hand. Sie streckte sie ihm auf halbem Wege entgegen.

„Nicht Sie — du!“ flüsterte sie mit heißer Stimme, indem sie den Druck seiner Hand erwiderte. „Schon längst.“

Er hielt ihre schmale, weiße, vornehme Hand wohl eine Minute lang in der seinen. Sie schwiegen. Nur ihre Blicke, die sich tief in einander senkten, sprachen. Der rosenfarbene Schein der Ampel ergoß sich über ihr Gesicht. Vom Klavier her ertönte ein Adagio.

„Schon damals,“ fügte sie nach einer Pause hinzu.

Er verstand sie. Auch er wurde von demselben Gedanken ergriffen, von der Erinnerung an jenen Abend auf der Veranda in dem süddeutschen Kurstädtchen.

„Damals — ja, seltsam: das rosa Licht — die Musik —“

„Und derselbe böse Zweifler,“ ergänzte sie mit liebreizend schalkhaftem Lächeln.

„Ach, wenn die Wolke nicht gewesen wäre!“ Sein Gesicht verdüsterte sich.

„Die Wolke?“

„Ja, sie stand zwischen uns. Ich glaubte sie verschwunden, aber sie kam wieder. Eine graue, schwere Gewitterwolke. Und auch jetzt noch — Klara, Sie wissen nicht —"

Sie drohte ihm neckisch mit dem Finger.

„Und gerade du mußt es wissen," fuhr er in aufwallender Leidenschaftlichkeit fort, heftig, erregt, wie ein Spieler, der alles auf eine Karte setzt.

Klara machte ihm schnell ein abwehrendes Zeichen. Das Klavierspiel verklang soeben in einem leisen Akkord. Er hätte es kaum wahrgenommen. Jetzt verstummte auch er.

Selling erhob sich und wandte sich rasch um. Er warf einen scharfen Blick auf die beiden. Fräulein von Cornow war nichts Besonderes anzumerken. Sie klatschte freundlich gelassen Beifall. Dagegen kam ihm Frobens ganze Haltung ungewöhnlich, befangen vor. Selling schickte sich an, den Flügel zu verlassen.

„Ach bitte, Herr von Selling," bat Fräulein von Cornow, „noch etwas, ja?"

Froben fiel es auf, wie völlig sie ihre gewohnte Haltung wieder gewonnen hatte.

„Ach ja, bitte!" rief nun auch Agathe. Sie war wohl müde geworden, denn sie hatte sich auf einen Fauteuil rechts vom Klavier niedergelassen.

Wollte sie vielleicht ihr heimlich süßes Empfinden in stiller Träumerei genießen?

Selling machte Fräulein von Cornow eine schweigende, etwas steife Verbeugung, fuhr sich mit dem Taschentuche über die Stirn und setzte sich gehorsam wieder ans Klavier. Er dachte etwas nach. Dann erklangen die Tasten abermals unter seinen kunstgeübten, wohlgepflegten Händen, an denen mehrere Brillantringe blitzten.

„Nun?" wandte sich Klara nach einer kleinen Weile sorglos lächelnd an Froben. „Was ist es denn, das ich durchaus wissen soll und muß?"

Daß ich vielleicht kein Recht habe, nach so hohen Gütern zu streben —"

„Recht?" fiel sie ihm ins Wort, „dein Recht ist meine Liebe. Kannst du an diesem Rechte noch zweifeln?"

Fast wie ein Vorwurf klangen diese Worte.

„Nein, Klara, ich zweifle nicht daran," sagte er mit starker Betonung, „denn sieh, hegte ich Zweifel an deiner Liebe, glaubte ich nicht an sie, wie man an das Göttliche glaubt, ich hätte nicht den Mut, durch ein ganzes Meer von stürmenden Gedanken zu dir zu kommen. Ich würde wie Petrus in den Wellen versinken."

Sie lächelte.

„Petrus! Was du nur immer mit diesem Petrus hast! Er spielte schon damals eine große Rolle in unserem Gespräch."

„Ja, ich habe öfter über den tiefen, geheimnisvollen Sinn in seiner Meerwanderung nachdenken müssen."

Sie lächelte wieder; gütig, liebevoll, aber doch mit einer gewissen Ueberlegenheit, wie man auf die Phantasieen eines lieben Kindes eingeht, um ihm das Spiel nicht zu verderben.

„Nein, ich zweifle nicht," fuhr er fort, „aber dennoch muß ich mich fragen: wird deine Liebe, wenn du erst alles weißt, nicht Opfer bringen müssen, die ich nicht fordern und nicht annehmen darf? Um meiner selbst willen nicht. Weil ich einer Liebe nicht froh werden könnte, die sich erst zu mir herablassen müßte, nachdem sie meine Blößen mit dem Mantel des Vergebens gnädig bedeckt hat. Eine Liebe, bei der sich der eine Teil bewußt ist, daß der andere tief in seiner Schuld steht, die er ihm täglich von neuem erlassen muß — nein, eine solche Liebe aus Gnade würde uns nicht glücklich machen. Dich nicht und mich nicht".

Seine Stimme hatte bei den letzten Worten etwas Hartes angenommen.

Sie sah ihn mit einem Ausdrucke banger Verwunderung an. Sollte ihr das heiß ersehnte Glück,

das sie schon in Händen hielt, wieder plötzlich entgleiten? Was wollte er nur mit diesen sonderbaren, unverständlichen Reden?

„Aber Max, lieber, teurer Max, wie kannst du nur so sprechen? ‚Aus Gnaden!' Meine Liebe eine Gnade! Kann ich denn noch mehr thun, um dir zu beweisen, welcher Art meine Empfindungen sind? Muß ich dir erst sagen, daß ich — ich es bin, die deine Liebe als ein Gnadengeschenk des Schicksals betrachtet, als das höchste Glück, auf das ich kaum noch zu hoffen wagte, nachdem du mich so lange, lange nicht verstehen konntest oder wolltest? — ‚Aus Gnaden!' Mußtest du mir das erst anthun? Heute — jetzt? Du schlimmer, lieber, unverbesserlicher Zweifler!"

In ihren Augen glänzte es feucht.

„Verzeih' mir, Klara, von Herzen bitte ich, verzeih' mir, wenn ich dir weh gethan habe. Daß ich meine Schroffheit auch gar nicht ablegen kann! Aber siehst du, das ist das Leben: es zermürbt und macht doch hart.

„Und sagen muß ich es dir doch," fuhr er mit gepreßter Stimme fort. „Ich bin nicht der Makellose, Reine, für den du mich vielleicht hältst. Nicht nur der geistige Kämpfer für hohe Ideale und Vertreter mehr oder weniger idealer Anschauungen und Ziele, ich bin Mensch, Klara, verstehe

mich wohl, Mensch aus Fleisch und Blut, und es giebt wenig Menschliches, das ich nicht an mir selbst erfahren habe — mit Scham und mit Schaudern. Nein, ich bin kein Held, kein Parzival, kein reiner Thor. Nichts weniger als das. Ein solches Idealbild von mir müßte ich mit eigener Faust schonungslos zertrümmern. Auch in mir haben Leidenschaften geglüht, reine und — unreine."

Sie hatte gespannt zugehört. Sie sann einen Augenblick nach, dann atmete sie wie erleichtert auf. Also darauf lief es hinaus! Das Lächeln erschien wieder auf ihren Lippen. Wenn es weiter nichts ist —! Als ob man nicht wüßte, wie's die jungen Herren in manchen Dingen zu halten pflegen. Mein Gott, worüber alles doch dieser liebe grüblerische Mensch sich den Kopf zerbrechen muß! Und warum muß er heute schon damit kommen? Ist das nicht etwas unzart? Hätte das nicht Zeit gehabt bis — bis später?

Sie errötete leicht. Sie erinnerte sich gewisser, zufällig von ihr in Erfahrung gebrachter Beziehungen ihres Bruders zu einer Theaterdame. Ihr Blick glitt befangen über des Mannes Gesicht, und sie errötete wieder.

„Ach Lieber," sagte sie, an ihm vorübersehend, „laß doch das. Welcher rechte Mann hat nicht

einmal getobt! Es wird so schlimm nicht gewesen sein."

„Doch!" erwiderte er mit qualvoller Selbstüberwindung, „doch, es war schlimm. Der Druck war zu groß, die geknebelte Natur mußte sich rächen, früher oder später einmal. Und sie hat sich gerächt. Schwer, schwer." Er sagte das kaum hörbar, wie zu sich selbst. Sie sah ihn fragend, aber ohne Erregung an.

„Nein, du kannst das nicht verstehn, und ich weiß nicht einmal, wie ich dir alles erklären soll —"

„Ist denn das aber durchaus notwendig?" unterbrach sie ihn. „Und grade heute? Warum willst du dir und mir die glückliche Stunde verderben?"

Die Situation wurde ihr unbehaglich, und sie beschloß, ihr ein Ende zu machen. Zwar seine Ehrlichkeit, sein mit sichtlicher Qual begonnenes Geständnis brachten etwas wie Rührung in ihr hervor und machten ihn ihr noch werter. Gerade das hatte sie ja von Anfang an so sehr zu ihm hingezogen, daß er so ganz anders war als andere. Und seine Zweifel und Selbstanklagen bewiesen ihr deutlicher als alles, wie hoch er sie hielt. Aber auf die Dauer konnte diese Aufrichtigkeit peinlich werden. In seinem übertriebenen Ehrlichkeitsdrange konnte er ihr womöglich noch

Dinge erzählen, die sie nicht anhören durfte, wenigstens jetzt noch nicht. Sie konnte die Bemerkung nicht unterdrücken, daß der wahrhaft feine Takt doch nur in der „Gesellschaft" zu finden sei. Und sie beschloß, ihn in dieser Richtung noch zu erziehen.

Was konnten denn schlimmstenfalls seine Verfehlungen gewesen sein? Der ungewöhnliche Mann wird vielleicht eine ungewöhnlich stürmische Jugend hinter sich haben. Sie fand, daß ihr dieser Gedanke gar nicht einmal unangenehm war. Er war also nicht so kühl und starr, wie er sich äußerlich gab, er selbst hatte ja soeben gestanden, daß auch er glühender Leidenschaften fähig war. Und eine wahrhaft große Leidenschaft, das war es ja, was sie so lange bei all den Herren, die sie kennen gelernt, gesucht und nicht gefunden. Von der ersten Begegnung an hatte sie instinktiv geahnt, daß der scheinbar kühle Mann Gluten in sich barg, die aus ihren Tiefen hervorzulocken köstlich sein mußte. Nein, dies Haupt mit den männlich schönen, kraftvoll ausgeprägten Zügen hatte sich gewiß noch nie gedemütigt und erniedrigt. Wenn er vielleicht manches Blümlein auf seinem Wege gebrochen und in den Staub getreten hatte, — mochte er doch! Was fragte sie danach! Ihn hatte gewiß niemand in den Staub getreten. Er

war ein Mann, ein ganzer Mann. Ihr aber war es vorbehalten, den Freien in Fesseln zu schlagen. Ja, köstlich mußte es sein, den Stolzen, Herben, der mit seinen stillen, ruhigen, stets wie in unbekannten Tiefen forschenden Augen frei und einsam seiner Wege ging, in Gluten zu ihren Füßen dahinschmelzen zu sehen.

„Ja, warum?!" begann Froben wieder. „Du hast ein Recht, so zu fragen. Schon die erste Stunde, die Stunde, die sonst für zwei Menschen in unserer Lage das reinste, ungetrübte Glück bedeutet, muß ich dir vergällen. Ich kann nicht anders, ich muß. Denn es muß Wahrheit zwischen uns sein. Du mußt wissen, Klara, das bin ich dir und mir schuldig, daß diese meine Hände, die sich jetzt nach dem reinen, heiligen Kranze deiner Liebe ausstrecken, daß ich sie nicht immer nur — wie soll ich sagen? — ins ‚Morgenrot der Ideale' getaucht habe, daß sie auch tief —"

„Und wenn sie in Blut getaucht wären, deine Hände, ich würde sie dennoch küssen! Weil ich dich liebe, hörst du, liebe, liebe!"

Wie sengende Lohe war es aus ihr herausgeschlagen, wie eine Feuersbrunst aus nächtigen Tiefen, überwältigend, plötzlich, ohne daß sie recht wußte, wie. Sie erschrak vor sich selbst, vor diesem elementaren Ausbruch einer auch in ihr

waltenden Naturkraft, die blind und brutal und erbarmungslos ihren eigenen geheimen Zwecken entgegendrängt, gleichviel, ob ihre Wege rein oder unrein, ob sie das einzelne Individuum zu heiligen Höhen hinaufführen oder hinab in den Abgrund geistiger und seelischer Verderbnis. Undurchdringlich dem geistigen Auge ist diese Glut. Grauen, quirlenden Qualm und zischende, bald versprühte Funken, blitzendes Edelgestein und verheerenden Feuerschlamm, Segen und Unheil, physisches Leben und geistigen Tod stößt und schüttet sie aus ihren keuchenden Riesenlungen über die dampfende Welt: das von den Elementen der Natur, über das der Mensch zuletzt Meister werden wird, und vielleicht nicht eher, als bis sich sein Geschick auf diesem Planeten erfüllt hat.

Sie empfand dunkel, daß sie soeben eine Schranke durchbrochen, daß mehr aus ihr gesprochen hatte, als bloße „Sympathie der Seelen". Ihre Eigenliebe empörte sich gegen die fremde herrschsüchtige Macht, die Besitz von ihr ergreifen und sie rücksichtslos mit sich dahin fegen wollte auf unbekannten Bahnen, unbekümmert um die Gesetze der Welt und den eifersüchtigen Stolz ihrer Jungfräulichkeit. Jähe tiefe Röte überflammte ihr Gesicht.

Aber sie war schön in dieser Purpurglut, wie ein über Nacht erblühtes Rosenwunder. Und weib-

lich begehrenswert, wie von allen Blumen nur Rosen weiblich sind. Dem Manne ihr gegenüber ging es durch den Sinn, wie er beim Anblick von Rosen immer an Frauenschönheit hatte denken müssen. Es überrieselte ihn wie warmer, prickelnder Regenschauer im Sommersonnenschein und durchquoll ihn wie geheimes Ahnen von fernher reifender Fruchtfülle.

Eine selige Gewißheit aber leuchtete ihm durch all dies Gewoge der Empfindungen: diese Töne waren echt. —

„Das wolltest du, Klara?"

„Ja, Geliebter." Scheu und trotzig rang es sich aus ihr los. „Und nun genug davon."

Froben wollte etwas erwidern, aber was er empfand, vermochte er mit Worten doch nicht auszudrücken. So schwieg er. Sie sannen beide vor sich hin und schienen dem Klavierspiele zuzuhören. Aber als es verstummte, wurden sie dessen kaum gewahr. Selling erhob sich vom Klavierschemel, aber kein Beifall lohnte ihm diesmal. Nur Fräulein Agathe machte einen schüchternen Versuch dazu, den sie aber, von den übrigen Zuhörern im Stiche gelassen, errötend gleich wieder einstellte.

Man scheint mich völlig vergessen zu haben, dachte Selling. Er blieb, die Hände auf dem Rücken gefaltet, vor seinem Platze stehn, indem

er seine Blicke über das Paar schweifen ließ: Kein Zweifel, hier war etwas vorgefallen. Ein böses Lächeln zuckte um seine Lippen: Nun, wir werden ja sehen, wir werden ja sehen. Aber er verbarg seine Erregung; nur ein leises, zitterndes Schaukeln mit dem Absatze seines rechten Fußes hätte sie verraten können.

Der Diener brachte ein Tablett mit Weingläsern. Ihm auf dem Fuße folgte strahlenden Antlitzes Leutnant von Cornow.

„Achtung! Waldvögleins Abendlied!"

„Stellen Sie nur hin," sagte er zum Diener, als dieser sich fragend umsah, ob er das Tablett herumreichen oder auf den Sophatisch niedersetzen sollte.

„Waldvöglein singt nur vor andächtig versammeltem Publikum. Immer heran, meine Herrschaften, wenn ich bitten darf, immer ran."

Klara und Froben erhoben sich von ihren Plätzen. Auch Agathe näherte sich dem Tische. Nur Selling verharrte noch wie abwesend auf seinem Platze.

„Na, Selling?" mahnte der Leutnant. Dann, indem er den finstern Ausdruck auf seinem Gesichte bemerkte:

„Fernando, was schaust du so trüb und so bleich? — Na, macht nichts. Sollen dafür auch

Orchesterloge sitzen." Er wies mit der Hand auf den dem Tablett am nächsten stehenden Fauteuil.

„Lassen Sie doch die blödsinnigen Witze," raunte ihm Selling böse zu, nachdem er nun auch zum Tische getreten war.

„Nanu?"

Der Leutnant machte ein höchst erstauntes, nicht sehr geistreiches Gesicht, das aber gleich wieder in Verklärung überging. Er klatschte schallend in die Hände und rief mit dröhnender Kommandostimme durch den Saal:

„Papa! Direktor! An — die — Ge- — wehre!"

„Aber Robert!" Fräulein von Cornow hielt sich mit beiden Händen die Ohren zu. „Wir sind doch nicht auf dem Exercierplatze." Aber sie vermochte ihm nicht zu zürnen — heute nicht.

Jetzt erschienen auch der Geheimrat und Direktor Wespe. Ihre Unterhaltung mußte sich in angenehmen Perspektiven bewegt haben, denn des Geheimrats rosige Laune hatte sich noch erhöht, und so unterließ auch er die Rüge, die er dem allzufröhlichen Komponisten von ‚Waldvögleins Abendlied' sonst wohl erteilt hätte, der übrigens von seiner Schöpfung schon etliche Noten geprobt zu haben schien.

Man stieß mit den Gläsern an — nur die Sellings und Frobens schienen wie durch Zufall

aneinander vorüberzuschweben — und setzte sich dann um den Tisch herum. Aber das „allgemeine" Gespräch wollte nicht recht in Fluß kommen. Fräulein von Cornow war unverkennbar in einer eigentümlich gehobenen Gemütsverfassung, aber ihre sprunghaften Aeußerungen wollten sich keiner regelrechten Unterhaltung einfügen. Sie brach oft mitten im Satze ab, um dann unwillkürlich Froben zuzulächeln. Das geschah in so selbstvergessener, unbekümmerter Weise, daß der Geheimrat mehrmals bedenklich und unruhig das Haupt leise wiegte. Fräulein Agathens, die zur Linken Klaras auf dem Sopha Platz genommen hatte, bemächtigte sich nach verschiedenen vergeblichen Versuchen, Sellings, ihres Nachbars zur Rechten, Aufmerksamkeit zu fesseln, allmählich eine trübselig-resignierte Stimmung. Sie ließ das blonde Köpfchen hängen wie ein Knöspchen, das der Nachtfrost gestreift hat. Selling war artig wie immer, aber die Talente, mit denen er sonst die Gesellschaft zu beleben wußte, versagten heute. Er ging über das Notwendige nicht hinaus. Froben war es nicht gegeben, die schwingenden Saiten seines Innern auf den Ton konventioneller Konversation zu stimmen. Er blieb einsilbig und zerstreut. Er sehnte sich nach Stille und Einsamkeit, um die tiefen Eindrücke dieses Abends in sich ausklingen

zu lassen und das aufgewühlte Meer seiner Empfindungen zur Ruhe zu bringen.

Es war etwa die elfte Stunde, als er erklärte, sich empfehlen zu müssen, um zu Hause noch einige Arbeiten für die morgen stattfindende Komiteesitzung zu erledigen.

Selling schien darauf gewartet zu haben. Auch er erhob sich. Er habe sich mit einigen früheren Regimentskameraden verabredet, die ihn nach Schluß der Oper in einem Restaurant unter den Linden erwarteten.

Die Bemühungen des Leutnants, die beiden Herren noch zurückzuhalten, wurden vom Geheimrat nur sehr notdürftig, von Klara überhaupt nicht unterstützt. Sie mochte wohl ahnen, was in Froben vorging, und an einer längeren Anwesenheit Sellings war ihr nichts gelegen. Mit einem Seufzer der Resignation ergab sich Herr von Cornow junior in die trübselige Notwendigkeit, Waldvögleins Abendlied nun allein mit dem Vater und Direktor Wespe genießen zu müssen. Die Damen zählten ja hier nicht mit; die verstanden ja doch nichts von „höheren Dingen" und nippten nur — „wie die Hühner", meinte er — an ihren Gläsern. Man könne ihnen ebensogut Gurgelwasser vorsetzen.

Es war ein langer, warmer Händedruck und

ein langer bedeutungstiefer Blick, mit dem sich Fräulein von Cornow und Froben von einander verabschiedeten . . . . . .

Die Hausthüre hatte sich hinter den beiden Herren geschlossen.

„Wir haben wohl denselben Weg," sagte Selling.

„Nicht daß ich wüßte," erwiderte Froben. „Sie wollten doch, denke ich, nach den Linden, während ich —"

„Es kommt nicht darauf an. Sie gestatten wohl, daß ich Sie ein Stück begleite."

„Wie es Ihnen beliebt."

Sie gingen ein paar Schritte schweigend nebeneinander her.

„Uebrigens," erklärte Selling, indem er stehen blieb, „wir können das ja auch gleich hier abmachen."

„Ich wüßte nicht, Herr von Selling, was wir beide miteinander abzumachen hätten."

„Vielleicht doch mehr, als Sie glauben, mein verehrter Herr Doktor."

Scharf und herausfordernd kam es von Selling.

„Ich muß Sie dringend ersuchen, deutlicher zu werden. Im übrigen — Froben zog seine Uhr — ist meine Zeit gemessen. Sie wünschen?"

„Nun denn: ich wünsche und fordere, daß Sie Ihre — unpassenden Bemühungen um Fräu-

lein von Cornow einstellen, und zwar von heute ab. Ich wünsche ferner —"

„Was unterstehen Sie sich, Herr!"

Froben machte eine Bewegung, die Selling veranlaßte, einen Schritt zurückzutreten. Drohend, mit unwillkürlich geballten Fäusten stand der andere vor ihm.

Selling hatte sich schnell gefaßt.

„Ich kann nicht annehmen, daß Sie beabsichtigen, hier auf offener Straße einen Faustkampf zu inscenieren. Es ist dies — wenigstens in meinen Kreisen — nicht Sitte."

Froben maß ihn mit einem verachtungsvollen Blicke.

„Beunruhigen Sie sich nicht unnütz, an Ihnen werde ich mich gewiß nicht vergreifen."

Deutlicher als die Worte, drückte der Ton ihren Sinn aus.

„Diese gütige Versicherung ist mir außerordentlich wertvoll," entgegnete Selling höhnisch. „Vielleicht setzen Sie Ihrer Großmut die Krone auf, indem Sie mir Gehör zu schenken belieben."

Froben sann einen Augenblick nach, dann sagte er:

„Bitte. Aber kurz, kurz!"

„Es ist mir nicht entgangen, daß Sie sich schon seit längerer Zeit an Fräulein von Cornow

herangepürscht —" eine auffahrende Bewegung Frobens veranlaßte ihn, dem Satze eine andere Wendung zu geben — „daß Sie sich um Fräulein von Cornow bewerben. Wie ich bei der Unwissenheit der Dame in manchen Dingen befürchte, leider nicht ohne Erfolg. Ich habe Gründe, eine solche Verbindung zu verhindern."

Froben hatte seine Ruhe äußerlich wieder gewonnen.

„Angenommen, Ihre Beobachtungsgabe habe Sie nicht getäuscht — darf man erfahren, welches die ‚Gründe' sind, die Sie zu einer solchen, doch wohl von keiner Seite erbetenen Einmischung in fremde Angelegenheiten berechtigen?"

„Meine Freundschaft für die Familie des Herrn Geheimrats. Ich kann unmöglich —"

„Gestatten Sie, bevor Sie fortfahren, eine Frage: Sonst, Herr von Selling, haben Sie keine Gründe? Es ist die reine, selbstlose Freundschaft, die Sie veranlaßt, über der ‚Familie' des Herrn Geheimrats sozusagen als Schutzengel zu wachen?"

Selling stutzte betroffen, dann warf er hochfahrend den Kopf zurück.

„Ich bin weder verpflichtet, noch geneigt, Ihnen über die Beweggründe meines Handelns Rechenschaft abzulegen. Genug, daß ich eine Ver-

bindung zwischen Ihnen und der Familie von Cornow zu verhindern wissen werde. Und ich richte nun an Sie ganz einfach die Frage, ob Sie gutwillig zurücktreten oder es darauf ankommen lassen wollen, daß ich andere Maßregeln ergreife."

„So. Maßregeln wollen Sie ergreifen. Und die wären?"

„Sollten sich der Herr Doktor nicht einer gewissen Dame Laczynska erinnern?"

Der ganze brutale Hohn des sich in der Uebermacht Fühlenden kam hier in Haltung und Stimme triumphierend zum Ausdruck.

Würde es das ungewisse Laternenlicht gestattet haben, Selling hätte sich an dem Eindrucke weiden können, den seine Frage hervorbrachte. Aber so konnte er nicht sehen, was sich an Schmerz und Bitterkeit in den Gesichtsmuskeln Frobens zusammenkrampfte. Froben war ja darauf gefaßt gewesen, — nach den Eröffnungen Bergs und nach den mit so großer Dreistigkeit und Sicherheit auftretenden Herausforderungen Sellings. Jetzt aber, wo das Erwartete Ereignis wurde, traf es ihn mit der ganzen Wucht eines Schicksalsschlages, — wie denn der Mensch auch im Angesichte eines unentrinnbaren Uebels, das von der Vernunft klar als solches erkannt wird, immer noch eine leise

mystische Hoffnung auf Rettung hegt, die Hoffnung auf das Wunder!

Aber Selling las weder im Gesichte noch in der Seele Frobens. Er hörte nur nach einer kleinen Pause die mit auffallender Ruhe gesprochenen Worte:

„Doch, ich erinnere mich, eine Dame dieses Namens gekannt zu haben."

„Und Sie erinnern sich weiter wohl auch der Folgen, die diese Bekanntschaft gehabt hat? Der moralischen und — der — sagen wir: rechtlichen Folgen?"

„Auch deren erinnere ich mich."

„Wir verstehen uns also. Und da wollen Sie, mein Herr, es wagen, ein nichts ahnendes, unschuldiges junges Mädchen, die Tochter eines königlich preußischen Geheimen Rats, in Ihr — eigenartiges Schicksal zu verstricken? Mit dieser Ihrer Vergangenheit wollen Sie in eine hochangesehene Familie eindringen, auf deren Namen noch nie ein Makel geruht hat? Ja, glauben Sie denn, verehrter Herr, daß man Ihnen das so ohne weiteres gestatten wird? Nun, ich bin auch noch da, und ich erkläre Ihnen hiermit kurz und bündig: Entweder Sie ziehen sich unter irgend einem Vorwande von der Familie des Geheimrats, wie auch aus dessen ganzem Lebens- und Wirkungskreise

zurück, oder ich werde dafür Sorge tragen, daß Herrn von Cornow sowohl wie auch seiner Tochter die Augen darüber geöffnet werden, welchen feudalen Vorlebens sich der Herr Schwiegersohn und Gatte in spe zu erfreuen gehabt, und unter welchen — eigentümlichen Verhältnissen er einen gewissen Teil seines damals noch minder berühmten Daseins verbracht hat. Ich wäre genötigt, dies in einer Weise zu thun, die Sie auch vor der Oeffentlichkeit schonungslos bloßstellen würde. Denn ich kann ebensowenig dulden, daß Unternehmungen, wie unser ‚Neuland', durch Ihre weitere Beteiligung kompromittiert werden. Welches die einzig möglichen Folgen für Sie wären, werden Sie sich wohl selbst sagen. Es liegt in Ihrer Hand, ihnen vorzubeugen. — Ich hielt es für korrekt, Sie vorher darauf aufmerksam zu machen."

Ja, wirklich, er sagte „korrekt".

In all seiner tiefen Erregung, so grausam an an seinen zartesten Lebenswurzeln gezerrt wurde, und so wenig der Augenblick dazu geeignet schien: — Froben konnte den Beobachter in sich nicht verleugnen. Ihn interessierte — vom psychologischen Standpunkte aus — diese Menschenspezies, die über die wunderbare Kunst verfügt, in allen Lebenslagen und bei allen Handlungen stets korrekt zu bleiben. Und er war wirklich korrekt, der Sel-

ling — wie der Straßenräuber, der dem Wanderer den Revolver vors Gesicht hält: „Mein Herr, Sie werden mir Ihre Börse geben, widrigenfalls ich Ihnen eine Kugel durch den Kopf jage. Ich halte es für korrekt, Sie vorher darauf aufmerksam zu machen.“

„Die Wahl dürfte einem so klugen Manne nicht schwer fallen,“ fuhr Selling fort, „ich bitte um Ihre Entscheidung.“ Mit affektierter Nachlässigkeit scharrte er mit seinem Regenschirm auf dem Pflaster.

Froben richtete sich in voller Höhe vor ihm auf.

„Nun merken Sie wohl auf das, was ich Ihnen zu sagen habe. Ich gebe zu, daß es für mich entwürdigend ist, Sie auch nur so lange angehört zu haben. Ich habe es gethan, weil — ich mir selbst — doch das gehört nicht vor dieses Auditorium! Wären diese inneren Beweggründe nicht, hätte ich nicht andererseits erfahren wollen, wie weit Sie mir Ihre edele Gesinnung entschleiern wollten, nähme ich ferner nicht Rücksicht auf andere Personen, die hier in Mitleidenschaft gezogen werden könnten — wäre alles das nicht, Herr von Selling, ich hätte Sie — und zwar nach den ‚in Ihren Kreisen‘ herrschenden Gesetzen — auch nur für den dritten Teil dessen, was Sie sich mir zu sagen erfrecht haben — ach bitte, lassen Sie Ihre Aufwallungen, sie sind völlig zwecklos —

ich hätte Sie also dafür züchtigen müssen, mit oder — ohne Waffe.

„Jawohl, züchtigen."

Mit verstärkter Stimme, in der es wie heranschwellendes Gewitter grollte, wiederholte er das Wort, als Selling empört dazwischen fahren wollte. Frobens mühsam behauptete Selbstbeherrschung drohte ihn zu verlassen, seine leidenschaftliche Natur aus ihren Klüften hervorzubrechen. Aber er bezwang sich.

„Halten Sie mich denn für so kindlich naiv, daß ich Sie nicht völlig durchschaute? Daß ich nicht wüßte, Ihre — ‚Freundschaft' für die ‚Familie' sei nur der Vorwand, sich selbst einer Persönlichkeit zu bemächtigen, die Sie doch über ihre Gesinnungen wahrlich nicht im Unklaren gelassen hat? Aber ich vermute, es handelt sich hier auch weniger um die Person, als um gewisse durch deren Besitz zu erlangende Vorteile. Denn nur Vorteile, meine ich, können für einen so — lebensklugen und weitsichtigen Mann maßgebend sein. Für einen Mann, der sich so — so ‚korrekter' Mittel bedient, um sich die Bahn zu seinem Ziele zu ebnen. Im übrigen habe ich Ihnen nichts zu sagen. Thun Sie immerhin, was Sie für angezeigt in Ihrem Interesse halten und was Ihren Gesinnungen und Ihrem Charakter entspricht."

Damit wollte sich Froben entfernen.

Aber diese Wendung der Sache befriedigte Selling nur wenig. An einem Skandal war ihm nichts gelegen. Das hatte doch immer so einen unfeinen, plebejischen Beigeschmack. Nur im Notfalle — dann freilich durfte er auch davor nicht zurückschrecken. Aber besser, viel besser wäre es doch, die Sache in aller Stille abzumachen. Er hatte ja auch bestimmt darauf gerechnet, daß Froben, in dem er bei aller Feindschaft den klugen Mann sah, unter solchen Umständen es vorziehen würde, geräuschlos in der Versenkung zu verschwinden, statt es auf einen Kampf ankommen zu lassen, in dem er viel, sehr viel verlieren, aber beileibe nichts gewinnen konnte. Denn an eine Verbindung Frobens mit der Tochter des Geheimrats war ja einfach nicht zu denken, nachdem er, Selling, einmal von dem ihm zu Gebote stehenden Material Gebrauch gemacht haben würde. Das war ja reine Narrheit von diesem Froben, jetzt noch an solchen Hoffnungen festzuhalten!

„Einen Augenblick noch bitte," rief er dem sich schon Entfernenden zu.

Froben blieb stehen.

„Wenn ich — ganz gegen meine Grundsätze — nach dem Vorgefallenen unser Gespräch noch fortsetze, so geschieht das in Anbetracht der ganz un-

gewöhnlichen Situation, in der wir einander gegenüberstehen, dann aber wohl auch in der Erkenntnis —" hier nahm Sellings Stimme ihren hochmütigen Ton wieder an — „daß ich Ihnen gegenüber von den in der Gesellschaft üblichen Gepflogenheiten wohl absehen muß."

„Soweit diese Gepflogenheiten den Ihrigen konform sein sollten, — allerdings."

„Ich kann unmöglich annehmen, daß Sie es im Ernst auf — auf einen Eklat ankommen lassen wollen, dessen Ausgang und Folgen Ihnen doch schon jetzt klar sein müssen. Ich vermute, Sie zweifeln an dem Ernste meines Entschlusses?"

„O nein, Herr von Selling, ich zweifle nicht im geringsten! Ich bin mir über Ihre Absichten ebenso im klaren, wie über Sie selbst!"

„Um so unbegreiflicher finde ich dann Ihre Hartnäckigkeit! Doch Sie werden es sich gewiß noch überlegen. Ich lasse Ihnen Zeit bis morgen vormittag. Sollte ich bis 11 Uhr, d. h. bis kurz vor Beginn unserer Komiteesitzung, keine befriedigende Mitteilung von Ihnen erhalten haben — zwei Zeilen würden genügen — dann freilich würde ich es für meine Pflicht halten, gegen Sie vorzugehen. Und zwar, wie gesagt, schonungslos vorzugehen, verstehen Sie, schonungslos."

Froben schien im Begriffe, etwas zu erwidern,

aber er besann sich, zuckte nur leicht mit den Achseln und ließ den andern ohne Antwort stehen, indem er seinen Weg fortsetzte.

„Ich bin bis 11 Uhr zu Hause," rief Selling ihm noch laut nach.

„Verrückter Kerl," sagte er ihm nachsehend kopfschüttelnd vor sich hin. Dann machte er, nach der entgegengesetzten Richtung, kehrt. —

Frobens Heimweg führte ihn durch eine Partie des Tiergartens. Es war eine kalte, neblige Herbstnacht, und in der Runde niemand zu sehen. Dann und wann raschelten welke Blätter im trüben Scheine des mit dem Nebel kämpfenden Laternenlichts über seinen Pfad und tönte aus der Ferne das Brausen des großstädtischen Nachtlebens und das Läuten der Pferdebahnglocken zu ihm herüber. Er spürte die Kälte nicht. Das Erlebte arbeitete kochend in ihm nach. Und was hatte er alles an diesem einen Abend erlebt! Einen Gipfel erklommen, von dem aus er in das gelobte Land des Friedens und Glückes geschaut. Aber unmittelbar daneben hatte sich plötzlich, wie durch höllischen Zauber, ein Abgrund aufgethan, der seinen gähnenden Rachen nach ihm aufsperrte. Und die Teufelskrallen, die ihn packen und in die Tiefe stürzen wollten, waren bereits über seinem Nacken ausgespannt.

Das Blut sauste in seinen Schläfen und er hörte das laute Klopfen seines Herzens. Wann wirst du endlich ausgeschlagen haben? dachte er. Er erinnerte sich, daß sein Vater an einem Herzleiden gestorben war und daß auch er ein solches Uebel geerbt hatte: — alles vorausbestimmt, sogar die Materie, aus der wir bestehen! Ueberall eingeengt, wie in einem Käfig! Und doch dieser lächerliche, unablässige, wütende Kampf aller gegen alle, als handle es sich um wunder was für freigewählte Güter und nicht um die Erfüllung eines notwendigen und unentrinnbaren Lebenskreises. Keiner kann aus seinem Käfig heraus, und es ist alles nur eine große Täuschung zu unbekannten Zwecken einer unbekannten großen Notwendigkeit. Und mit unserem blinden, wütenden, geifernden Raffen und Ringen schlagen wir uns nur die Flügel an den Stäben unseres Käfigs wund. — Was kann schließlich auch dieser Selling dafür, daß er so und nicht anders ist? Wären seine Eltern anders gewesen, würde auch er anders sein. — „Ach Ekel, Ekel!" unterbrach er sich plötzlich mit lautem Ausruf in seinem Gedankengange. Die Scene mit Selling übermannte ihn mit ihrer ganzen Häßlichkeit. Der sittliche Ekel bäumte sich bei ihm auf, der soeben noch in seinen pessimistischen Grübeleien alle sittliche Freiheit zu leugnen geneigt

war. Und damit muß man sich herumschlagen! Und dies elegante und korrekte Hyänentum zählt zur sogenannten besten Gesellschaft, und das köstlichste, haha, niemand wird an seiner Handlungsweise etwas auszusetzen haben, wenn er nur als Sieger hervorgeht. Er wird eine ‚hochangesehene Familie' vor einer ‚bemakelten' Verbindung bewahrt haben. Fehlt nur noch die Rettungsmedaille am Bande!

Da aber trat ihm Klaras Gestalt lebendig vor Augen, wie sie in leidenschaftlicher Glut ihm zuflüsterte: „Und wenn deine Hände in Blut getaucht wären, ich würde sie dennoch küssen, weil ich dich liebe." Ein Gefühl der Siegeszuversicht hob seine gesunkenen Lebensmut. Mochte doch der Elende seine Künste spielen lassen, in der Glut dieser wahren, hingebenden Liebe mußten sie in Rauch aufgehn. Mochte auch der oder jener den Stab über ihn brechen, was lag daran, wenn sie nur treu an seiner Seite ausharrte?

In solchen Gedanken erreichte er seine Wohnung. Dort versuchte er sich geistig zu beschäftigen. Unmöglich! Ruhelos ging er lange im Zimmer auf und ab. Zweifel überkamen ihn. War es nicht vielleicht doch das beste, zurückzutreten, der ganzen widerwärtigen moralischen Katzbalgerei aus dem Wege zu gehen? Würde

sie ihn auch wirklich begreifen? Wiederum Kampf, Kampf und kein Ende! Ach, er war so satt des ewigen Kämpfens, er fühlte sich so müde, so müde. Noch waren die alten Wunden kaum vernarbt und er sollte sie sich von roher Henkershand wieder aufreißen, sollte sich neue schlagen lassen? Lohnte es denn überhaupt noch, um irgend ein Gut in dieser Welt den Arm zu erheben? Aber er hatte diesen Gedanken kaum zu Ende gedacht, als er sich auch schon dessen schämte. Ob es sich lohnte, um das Weib, das ihm in vollem Vertrauen ihren ganzen reichen Schatz an Jugend, Schönheit und Liebe darbrachte, den Arm zu erheben? Pfui, schäme dich, sagte er zu sich selbst, so feige und niedrig hast du doch nie gedacht, auch damals nicht in jenen dunkeln, dunkeln Stunden.

Es war spät, als er sich zur Ruhe legte. Auf dem Nachttischchen neben der Kerze lag das abgegriffene Büchlein, das ihn schon durch so manche schwere Stunde geleitet hatte: das Neue Testament. Wieder hatte er es lange nicht in der Hand gehabt. Wichtigere und interessantere Abendlektüre war stets zwischen ihn und das Büchlein getreten. Heute griff er wieder darnach. Es klappte von selbst auf, an dem Blatte, das er zuletzt gelesen: Matthäi 17. Eine Tannennadel hatte sich zwischen die Seiten verirrt. Da kam es ihm zum Bewußt-

sein, daß er das Büchlein just seit dem Tage nicht mehr gelesen, an dem ihm einer der sehnlichsten Wünsche seines Lebens, die Begründung einer großen sozialreformatorischen Genossenschaft, erfüllt worden war. Und gewiß, er hätte es auch jetzt liegen lassen, wenn ihm der heutige Abend nur die Erfüllung eines anderen heißen Wunsches und nicht auch zugleich Not und Trübsal und Herzensangst gebracht hätte. Er las die Erzählung von der Enthauptung Johannes des Täufers, von der Speisung der fünftausend Mann, und dann kam er zu der Stelle vom versinkenden Petrus, bei der er damals durch Klara unterbrochen worden war:

„. . . schrie und sprach: Herr, hilf mir!

Jesus aber reckte bald die Hand aus, und ergriff ihn, und sprach zu ihm: O du Kleingläubiger, warum zweifeltest du?

Und sie traten in das Schiff, und der Wind legte sich.

Die aber im Schiff waren, kamen und fielen vor ihm nieder und sprachen: Du bist wahrlich Gottes Sohn."

„Du bist wahrlich Gottes Sohn"! Er legte sich auf die Seite, stützte mit der Hand den Kopf auf die Kissen und sann über das Wort, das ihn mit so geheimnisvoller Gewalt ergriff. Es genügt nicht, dachte er, daß wir das Gute und Göttliche

anerkennen, wir müssen auch an seine sieghafte Macht glauben, wir müssen dieser Macht blindlings vertrauen, unser ganzes Denken und Handeln auf sie gründen, dann wird sich auch die nachgiebige Meeresflut trotz Wind und Wogen zum Felsen unter unseren Füßen härten. Wir dürfen die göttliche Lehre nicht nur als ein Ideal betrachten, das schön, aber undurchführbar ist, — das ist die unfruchtbare Halbheit unseres modernen Christentums! Nein, sie als lebendige Macht ansehn, die täglich und stündlich in die Erscheinung der Wirklichkeit treten kann, wenn wir nur wollen. Denn — — du bist wahrlich Gottes Sohn! So will denn auch ich dieser Macht vertrauen und durch Wind und Wellen gehn . . .

Die Sturmflut in seinem Gemüt ebbte, müde schlossen sich seine Lider, er sank in Schlaf. Das Licht auf seinem Nachttisch brannte weiter, es brannte bis auf die Papierhülse im Leuchter herab. Die entzündete sich schwelend und verbreitete einen übelriechenden Dunst. Der Mann auf dem Lager wälzte sich hin und her. Ihm träumte, eine weibliche Gestalt beuge sich über ihn und bohre ihre starren, spitzen gläsernen Blicke schmerzhaft in seine Stirn. Erst glaubte er in ihr jene andere zu sehen, von der Selling heute gesprochen hatte.

Dann aber erkannte er, daß es Klara war, und er zermarterte sich vergeblich den Kopf, weshalb sie, gerade sie ihm das anthue. Er wollte sie fragen, konnte aber kein Wort herausbringen, so sehr er sich auch anstrengte. Sie aber lächelte nur und sagte: Weil ich dich liebe — liebe — liebe. Und dies ‚liebe' wiederholte sie unablässig, gleichsam im Takte eines Uhrwerks mit der selben seelenlos hämmernden Stimme und dem selben steinernen, sphinxhaften Lächeln. Grausendes Angstgefühl packte ihn, stöhnend warf er sich wieder auf die andere Seite.

Das Licht zuckte noch ein paarmal in immer kürzeren Zwischenräumen wie im Todeskampfe aus dem Leuchter auf, dann erlosch es.

Ein trüber, regnerischer Morgen graute in das von bläulich flutendem Qualme erfüllte Zimmer.

VI.

Die Komiteesitzung fand im Konferenzzimmer der Gesellschaft statt, dem sogenannten Berliner Zimmer der reichshauptstädtischen Wohnungen. Sie war der Form nach keine offizielle, setzte sich aber aus den kapitalkräftigsten, eifrigsten und einflußreichsten Mitgliedern zusammen. Diese

zwangloſe „Vereinigung der Neuland-Freunde“ war aus einer Idee des Direktors Wespe hervorgegangen, der erklärt hatte, daß er ſich von einem ſolchen vorbereitenden Komitee „wertvolle Anregungen“ und ein „inniges geiſtiges Zuſammenwachſen“ der Mitglieder verſpreche. Es mochten ihn aber wohl noch andere Gründe geleitet haben.

Froben hatte der Plan anfangs wenig gefallen wollen. Abgeſehen davon, daß er in einer ſolchen unverantwortlichen Nebenleitung eine Beeinträchtigung der offiziellen Inſtanzen erblickte, fürchtete er auch ein ſtarkes Hervortreten von allerlei Unterſtrömungen und Sonderintereſſen, die ſich ſchon jetzt geltend zu machen begannen und deren Zuſammenhang mit den eigentlichen Zielen der Geſellſchaft wenig erſichtlich war. Aber der Geheimrat hatte wie in allen Fragen auch in dieſer dem Direktor zugeſtimmt, und ſo war denn die „Vereinigung der Neulandfreunde“ zu ſtande gekommen, von der ſich Froben nicht ausſchließen durfte, ohne ſeinen Einfluß auf die Entwicklung der Geſellſchaft zu gefährden. Ein offizielles Amt in ihr bekleidete er vorläufig nur als Leiter des ſoeben begründeten Geſellſchaftsorgans. Im übrigen war ihm bisher nur die unbeſtimmte, wenn auch einflußreiche Rolle eines beratenden Sachverſtändigen zugefallen. Die näheren Grenzen ſeiner etwaigen

sonstigen Wirksamkeit und deren amtliche Benennung sollten erst noch festgestellt werden. Da ihm nur an einem thatsächlichen Einflusse gelegen war, so genügte ihm diese Stellung.

Heute war die Vereinigung der Neuland-Freunde zum ersten Male zusammengetreten.

Froben war mit dem Entschlusse gekommen, zunächst eine abwartende Haltung einzunehmen, um alsdann in der ihm geeignet erscheinenden Weise einzugreifen. Als er ein paar Minuten nach der festgesetzten Zeit das Konferenzzimmer betrat, hatten sich die übrigen Herren bereits um den in der Mitte stehenden langen, mit grünem Tuche bedeckten Tisch niedergelassen.

An dem obern Ende, das dem einzigen, auf den Hof hinausgehenden Fenster benachbart war, hatte der Geheimrat den Präsidententisch inne, eine Glocke von mächtigem Umfange als Zeichen seiner Würde vor sich. Ihm zur Rechten saß Direktor Wespe, zur Linken Selling, der fast unmittelbar vor Froben erschienen war. Die übrige Gesellschaft war nach Beruf und Stand bunt genug.

Da war neben dem Direktor der ehemalige Apotheker Hinzius, ein Mann in den fünfziger Jahren, mit pechschwarzem Haar und Vollbart, buschigen, schwarzen Brauen und ebenso schwarzen Augen, die wie in stetem fanatischen Eifer zu

glühen schienen. Er hatte sein Geschäft vorteilhaft verkauft und sich auf die Erfindung neuer Heilmethoden und -Mittel verlegt, deren eines er in selbstbewußtem, pleonastischem Latein, wie um aller Konkurrenz von vornherein die Spitze abzubrechen, Hinzicum Hinzii getauft hatte und gerade gegenwärtig in unzähligen Zeitungsinseraten und Prospekten eifrig propagierte. Es sollte angeblich ein Universalmittel gegen alle nur denkbaren Leiden und Beschwerden darstellen und unbedingt eine „Revolution der gesamten ärztlichen Wissenschaft" in die Wege leiten.

Auch den gutmütigen Geheimrat hatte er zum Gebrauche dieses Mittels zu bereden gewußt, indem er ihm die Diagnose auf „hochgradige Neurasthenie" stellte, die sich der Geheimrat, „wie ja auch anders gar nicht zu erwarten", durch seine „aufreibende amtliche Thätigkeit" zugezogen habe. Herrn von Cornow war diese Art medizinischer Untersuchung ungemein einleuchtend erschienen, und da er sich auch nach vorsichtigem Gebrauche von Hinzicum Hinzii nach wie vor eines ausgezeichneten Wohlbefindens und eines nur schwer zu erschütternden Nervensystems erfreute, so war er von der Vortrefflichkeit des Mittels völlig durchdrungen und geneigt, den Bestrebungen des Herrn Hinzius nach Möglichkeit Vorschub zu leisten. Eine

solche Unterstützung aber war für den glücklichen Erfinder um so wertvoller, als „die gesamte ärztliche Wissenschaft", weit davon entfernt, sich durch das Hinzicum zu einer „Revolution" hinreißen zu lassen, das Mittel mit seltener Einmütigkeit als völlig wertlos, ja als groben Unfug oder gar als Schwindel in den Fachblättern abgelehnt hatte. Darüber auf das äußerste entrüstet, hatte Herr Hinzius einen fanatischen Haß auf den ganzen ärztlichen Stand geworfen, dem er in zahlreichen, sensationell betitelten Flugschriften Unwissenheit und Brotneid zum Vorwurf machte; und das in um so heftigeren Ausfällen, je weniger in den Fachkreisen von ihm und seiner Erfindung noch Notiz genommen wurde. Trotz oder vielmehr infolge dieses fanatischen Vorgehens war es ihm gelungen, eine Schar von Gläubigen aus dem Laienpublikum um sich zu sammeln, die sich von ihm fleißig mit Hinzicum Hinzii versorgen ließ und wohl auch über dessen vermeintliche heilsame Wirkung in Dankschreiben quittierte, welche er dann triumphierend im Anzeigenteil der Blätter veröffentlichte.

Wie weit der Reformeifer des Herrn Hinzius aus wirklicher Ueberzeugung, wie weit er aus geschäftlicher Spekulation hervorging, wäre schwer zu entscheiden gewesen. Der verletzte und dadurch

erst recht in sich verbohrte und verbissene Dünkel des überstudierten Halbwissers hatte wohl ebenso seinen Teil daran, wie der Erwerbstrieb des spekulativen Geschäftsmannes. Jedenfalls konnte sich Hinzius trotz seines wütenden Kampfes gegen die „Autoritäten" nicht verhehlen, daß er solcher zu einem durchschlagenden Erfolge doch bedürfe, und da er sie nicht auf dem wissenschaftlichen Gebiete fand, so suchte er sie jetzt auf gesellschaftlichem und politischem. Es war Direktor Wespe nicht schwer geworden, ihn zur Zeichnung einer namhaften Summe zu bewegen, unter der Zusicherung, daß er sich werde angelegen sein lassen, den reformatorischen Ideen und Erfindungen des Hinzius nach Kräften Bahn zu brechen.

Ein Freund und Gesinnungsverwandter des ehemaligen Apothekers war dessen Nachbar am Beratungstische, Herr Dörffel, ehemals Maurerpolier, jetzt Bauunternehmer, der sich „Architekt", am liebsten aber „Herr Baumeister" titulieren ließ. Ein blonder, verhältnismäßig noch junger Mann von untersetzter Gestalt, der allem Anschein nach den gebildeten und feinen Kavalier herauszubeißen suchte und dies zunächst durch eine stutzerhafte, farbenfreudige Kleidung von zweifelhaftem Geschmack —: blaues Jackett und dito Beinkleider, weiße, geblümte Weste und rote Krawatte — zu

erreichen glaubte. Ein gewöhnliches Gesicht mit ungewöhnlich langem, spitzgezwirbeltem Schnurrbart, Stumpfnase und bis zum Triefen gefettetem, über den ganzen Hinterkopf gescheiteltem Haar. Er war durch einige glückliche Bauspekulationen, zu denen ihn eine Erbschaft in den Stand gesetzt hatte, sozusagen über Nacht reich geworden. Obwohl ihn dabei mehr verschiedene ganz unwahrscheinliche Zufälle als die eigene Klugheit unterstützt hatten, lebte er doch des Glaubens, daß es ihm nun nirgends fehlen könne. Gegenwärtig befand er sich im Besitze ziemlich ausgedehnter Sandfelder, die er in einem entfernten Vororte für ein Billiges erstanden und nun möglichst vorteilhaft zu verwerten suchte. Da sie sich zu Baustellen für absehbare Zeit als ungeeignet erwiesen hatten, so war er auf den Gedanken verfallen, sie zu landwirtschaftlichen und gärtnerischen Zwecken nutzbar zu machen und zwar durch Anwendung einer von ihm in Gemeinschaft mit seinem Freunde Hinzius erfundenen neuen Dungmethode, die es ermöglichen sollte, überhaupt alles sandige, unfruchtbare Gelände im Reich auf die einfachste und natürlichste Weise in wahre Paradiese umzuschaffen. Die Gesellschaft Neuland sollte das Verfahren ausbeuten und vorläufig mehrere hundert Morgen jenes Terrains mit Rhabarber bepflanzen, der

dann mit großem Nutzen an die Apotheken u. s. w. verkauft werden könne.

Legte schon der Rhabarbergedanke seinen apothekarischen Ursprung nahe — er spielte auch im Recipe des Hinzicums eine diskrete, aber wirksame Rolle —, so war auch die neue Dungmethode eigentlich ausschließliches geistiges Eigentum des Herrn Hinzius. Es schmeichelte aber dem gebildeten Maurerpolier nicht wenig, zusammen mit seinem Freunde als „Erfinder" genannt zu werden, und so hatte er sich diese Ideen als „unsere" völlig zu eigen gemacht. Zu ihrer Ersprießlichkeit hegte er bei dem tiefen Respekt vor der Gelehrsamkeit und den lateinischen Brocken des Herrn Hinzius das größte Zutrauen. Von diesem war er denn auch der Gesellschaft als Aktionär zugeführt worden, nachdem Direktor Wespe sich gern bereit erklärt hatte, auch die Pläne des Herrn Dörffel „in eingehende und wohlwollende Erwägung zu ziehen".

Hinzius gegenüber saß ein Herr Grünfisch, ein langer, blasser Mensch mit hervorquellenden Glotzaugen und zahlreichen Sommersprossen, Inhaber eines Wäschegeschäfts, das in früheren Jahren gut rentiert hatte, seit einiger Zeit aber infolge der Konkurrenz der großen Geschäfte, insbesondere der Warenhäuser, merklich zurückging. Dies bewirkte,

daß Herr Grünfisch von bitterm Groll gegen den Kapitalismus im allgemeinen und das jüdische Großkapital im besonderen erfüllt war, dem er die Schuld an seinem geschäftlichen Niedergange zuschrieb. Auch er war von Wespe in den engeren Kreis der Neuland-Freunde gezogen worden, weniger aus finanziellen Gründen, als mit Rücksicht auf den Einfluß, dessen er sich in gewissen Kreisen der Handwerker und kleinen Gewerbetreibenden als Volksversammlungsredner und Agitator erfreute.

Zugegen waren noch einige Herren aus dem Kreise des Geheimrats, darunter ein älterer, aber noch sehr rüstiger Oberstleutnant a. D. mit martialischem grauem Schnurrbarte und einer Glatze, die mit dem in sie mündenden Offiziersscheitel an einen durch einen Graben abgelassenen Teich erinnerte. Er war Vorstandsmitglied verschiedener christlicher Jünglings-, Kirchenbau- und Sittlichkeitsvereine. Ferner der Universitätsprofessor Dr. Horstmann, ein Künstlerkopf, dessen treuherzige blaue Kinderaugen in reizvollem Widerspiel zu seiner breitschultrigen Reckengestalt mit dem eisgrauen, bis über die Mitte der Brust herabwallenden Barte standen; Pastor Eichwald, ein klug und energisch dreinblickender jüngerer evangelischer Pfarrer, der gerade anfing, unter dem Nachwuchse der evangelischen Geistlichkeit Anhang

zu gewinnen, und Herr Bambuß, ein sehr reicher Schlächtermeister mit einem Stiernacken und Fettwülsten am Halse, kurz geschorenen rötlichblonden Haaren und glattrasiertem, dickem, rosigem Gesicht, aus dem sich nach unten hin durch die auf beiden Seiten hervorquellenden Backen die Gestalt einer Birne formte und ein Paar wasserblauer Augen halb gutmütig, halb listig zwinkerte.

Froben begrüßte die Versammlung mit einer summarischen Verbeugung und nahm auf dem noch leerstehenden Sitze am untern Ende des Tisches gegenüber dem Geheimrat Platz. Der ihm zur Rechten sitzende Schlächtermeister streckte ihm mit einem jovialen „Moijen, Herr Doktor, na, wie schaut's, wie thut's?" die massive Hand entgegen, die in ihren kolossalen Dimensionen und rosig rundlichen Frische Vorstellungen von einem delikaten Kalbsbraten erweckte.

Der Geheimrat sah den Direktor an, dieser nickte. Der Geheimrat schwang hierauf die mächtige Präsidentenglocke, die einen lautschallenden Ton von sich gab, wie wenn im Hotel zur table d'hôte geläutet wird.

„Ich eröffne hiermit unsere heutige Sitzung und erteile zunächst Herrn Direktor Wespe das Wort, an dessen Ausführungen sich dann eine freie Diskussion schließen kann. Hernach wird uns Herr

Doktor Froben seinen Vortrag über ‚Arbeiterschutz und Arbeiterkolonien' halten. Herr Direktor Wespe hat das Wort."

„Hochverehrte Anwesende," begann dieser, „die Vereinigung der Neuland-Freunde, die heute zum ersten Male hier zusammengetreten ist, wird berufen sein, vor allem eine große Aufgabe zu erfüllen: die Aufgabe, unserer Gesellschaft Neuland als treue Freundin und Beraterin, gewissermaßen als sozialreformatorisches Sprungbrett zu dienen, von dem aus sie den Sprung zu ihren großen Zielen unternehmen kann.

„Welches, meine Herren, aber sind nun diese Ziele?

„Es ist der Fluch unserer Zeit, daß sie die großen Gesichtspunkte verlernt hat. Wohin wir blicken, überall einseitige, kurzsichtige Interessen, nirgends ein Sichbesinnen auf das Wohl des großen Ganzen. Und auf das große Ganze, meine Herren, kommt es an. Das große Ganze, das Wohl der Gesamtheit ist es, dem die unermüdliche Fürsorge unseres erhabenen Herrscherhauses, insbesondere unseres regierenden allergnädigsten Kaisers und Herrn in opferfreudiger Hingabe gewidmet ist. Auf das Wohl des großen Ganzen soll darum auch unsere treue selbstlose Arbeit gerichtet sein. Denn ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich

behaupte, daß in unserer Neulandsgesellschaft endlich die Zentralstelle errichtet, die Flagge gehißt worden ist, um die sich alle monarchischen und patriotischen Elemente unseres Volkes zu segensreicher reformatorischer Wirksamkeit für das große Ganze sammeln können.

„Aber, meine Herren, Sie werden mir recht geben, wenn ich weiter behaupte: das große Ganze besteht aus Teilen. Das Wohl des großen Ganzen ist ein Ideal, das sich nur verwirklichen läßt, wenn die Ideale der einzelnen Teile verwirklicht werden. Diese Ideale der einzelnen Teile klar zu erkennen und festzustellen, die Grundsätze, die zu ihrer Verwirklichung führen, in einer Reihe von Thesen zu formulieren, muß also unsere nächste Aufgabe sein.

„Als solche Ideale, deren Verwirklichung von uns programmatisch erstrebt werden muß, habe ich vorläufig, ohne einer Ergänzung aus dem Kreise der hochverehrten Anwesenden vorgreifen zu wollen, die folgenden aufgestellt:

„Das monarchische Ideal.
Das Religionsideal.
Das Staatsideal.
Das Parlamentsideal.
Das Staatsbürgerideal.
Das Offiziersideal.
Das Beamtenideal.

Das Männerideal.
Das Frauenideal.
Das Jünglingsideal.
Das Jungfrauenideal . . . . ."

Es folgte noch eine Reihe weiterer Ideale, nach deren Verlesung Herr Wespe fortfuhr:

„Ich hoffe, meine Herren, daß diese Aufstellung Ihre Zustimmung findet. In diesem Falle würde ich sie zum Zwecke der Agitation unserem Flugschriftenmaterial einreihen."

Der größte Teil der Anwesenden hatte die Ausführungen Wespes mit gelassener Ruhe entgegengenommen. Der Professor und der Pastor lächelten still vor sich hin. Herr Bambuß hatte sich behaglich zurückgelehnt, die Füße unter dem Tisch weit von sich gestreckt und die Hände über dem Bauche gefaltet, in welcher angenehmen und beschaulichen Lage er nur durch einen geheimen, aber fühlbaren körperlichen Druck gestört zu werden schien, da er in gewissen Zwischenräumen die Backen aufblies und den Atem mit einem vernehmlichen erleichternden „P-hu-uh" durch die Lippen streichen ließ.

Die Herren Hinzius, Dörffel und Grünfisch waren bei den letzten Worten Wespes unruhig geworden und schienen Einwendungen erheben zu wollen.

„Sie haben, verehrter Herr Direktor," bemerkte Herr Hinzius scharf und mit erregt vibrierender Stimme, „Sie haben in ihrer Aufstellung gerade das wichtigste Ideal vergessen, dasjenige, bei dem meines Erachtens alle Sozialreform zu beginnen hat, ich meine die Hebung der Volksgesundheit. Gerade in unserer Zeit, wo die Unwissenheit und der Brotneid — ich wiederhole Brotneid! — der zünftigen Mediziner alle ernsten Reformversuche einsichtiger und kenntnisreicher Naturforscher totzuschweigen oder mit Hohn und Spott zu unterdrücken suchen, muß der Kampf gegen diese Ignoranten bis aufs Messer geführt werden — ich wiederhole: bis aufs Messer! Was nützen alle Ideale, wenn die Gesundheit des Volkes von unwissenden Quacksalbern untergraben wird. Millionen werden jährlich vergiftet — ich wiederhole: vergiftet! — von Menschen, die sich Aerzte, Heilkundige, Doktoren schimpfen lassen; Millionen könnten durch die einfachsten Mittel vom sicheren Tode gerettet werden, wenn der Staat und die Gesellschaft diesem verbrecherischen — ich wiederhole: verbrecherischen! — Treiben der sogenannten Mediziner nicht Vorschub leisteten."

„Na, nu sein Se man friedlich," warf der Schlächtermeister bedächtig ein. „So schlimm wird det woll ooch nich sind. Mit det Verjuften, meene

ick. Der Doktor Schultze mit'ntz, wat unser Hausarz is, det is'n janz reeller Mann. Bloß mit die Fülle —" hier klopfte er sich auf den Magen — „da weeß er nich recht Bescheid mit. Na, det neechste Jahr jeht's nach Karlsbad, jawoll. — P-hu-uh."

Herr Hinzius, der sich soeben schon in immer größere Erregung gesprochen hatte, wurde durch diesen unerwarteten Widerspruch noch mehr gereizt. Seine Augen phosphoreszierten wie die einer Katze im Dunkeln.

„Das ist ja eben," rief er, „die Verblendung und Thorheit des Publikums, daß es diesen — diesen —"

Er rang vergeblich nach einem Ausdruck, der seine Empfindungen gegen die Mediziner einigermaßen erschöpft hätte. Herr Wespe benutzte die Gelegenheit, um einem weiteren Ausbruche vorzubeugen.

„Die Hebung der Volksgesundheit", erklärte er, „erscheint auch mir von grundlegender Bedeutung, und ich stimme den Ausführungen unseres verehrten, um die Wissenschaft so hochverdienten Freundes auch darin vollkommen bei, daß Reformen auf diesem Gebiete unerläßlich sind. Wenn ich dieses Ideal nicht besonders aufgeführt habe, so geschah dies lediglich deshalb, weil es eben von so grundlegender Bedeutung ist, daß ich es als

selbstverständlich glaubte voraussetzen zu dürfen. Aber ich muß unserm verehrten Freunde recht geben: es wird sich doch empfehlen, um allen Mißverständnissen vorzubeugen, auch dieses Ideal ausdrücklich zu erwähnen. Setzen wir also hinzu: Das Volksgesundheitsideal." Er verzeichnete auf seiner Liste:

„Das Volksgesundheitsideal."

Der Erfinder des Hinzicums schien befriedigt.

Herr Grünfisch nahm das Wort. Er sprach mit rauher, stoßweise herauskollernder, sehr lauter Stimme.

„Sie haben da das Staatsbürgerideal genannt. Damit ist gar nichts gesagt. Staatsbürger sind auch die Juden und Jobber, die unsern deutschen Mittelstand ruinieren, und gerade die Hebung des deutschen Mittelstandes muß die Aufgabe jedes echten deutschen Mannes sein. Der Mittelstand, meine Herren, ist die Grundlage des Staates und der Monarchie. Der Mittelstand ist unser kerniges deutsches Bürgertum, das Bollwerk deutschen Glaubens, deutscher Treue, deutscher Zucht und Sitte. Darum gilt es in erster Linie, den deutschen Mittelstand zu schützen gegen Mammonismus und Judentum. Ich muß entschieden beantragen, daß die Hebung des deutschen Mittelstandes als eine der wichtigsten nationalen Aufgaben unserer Zeit

ausdrücklich in unser Programm aufgenommen wird."

Herr Grünfisch sah sich mit der Miene des Beifall erwartenden Volksversammlungsredners im Kreise um. Mehrere Herren nickten zustimmend.

„Sehr richtig," bemerkte der Oberstleutnant.

„Ich bin weit davon entfernt," erwiderte Herr Wespe, „die Bedeutung des Mittelstandes auch nur im geringsten zu unterschätzen, nur glaubte ich, daß das Mittelstandsideal wie das aller anderen Stände schon in dem einen umfassenden Begriffe „Staatsbürgerideal" mit eingeschlossen sei. Da ich aber wahrnehme, daß diese Bezeichnung das Mißverständnis nicht ausschließt, als wollten wir nicht auch dem Mittelstande unsere besondere Fürsorge angedeihen lassen, so schließe ich mich dem verehrten Herrn Vorredner aus voller Ueberzeugung gern an. Fügen wir also noch hinzu: Das Mittelstandsideal." Er verzeichnete

„Das Mittelstandsideal."

„Wie ville sind det nu?" fragte der Schlächtermeister, ohne seine bequeme Lage zu verändern.

„Sie meinen, verehrter Freund, wie viele nationale Ideale wir bisher als erstrebenswert festgestellt haben?" fragte Herr Wespe mit einem feinen und nachsichtigen Lächeln zurück. „Ich verstehe zwar nicht recht, inwieweit gerade die Zahl

hier in Betracht kommen könnte. Indessen — wenn Sie es durchaus zu wissen wünschen —"

„Jawoll," bestätigte Herr Bambuß mit großer Bestimmtheit, „ick wünsche det zu wissen."

„Wir haben bisher 27 nationale Ideale eruiert."

„Siebenundzwanzig," wiederholte der Schlächtermeister, mehreremale mit dem Kopfe nickend, als habe er mit dieser Ziffer einen seine Vermutungen bestätigenden tiefen Einblick gewonnen und sei sich nun im Reinen. „Siebenundzwanzig. Jawoll. — P-hu-uh."

Sein Gesicht war jetzt ganz Birne.

Herr Grünfisch gab sich aber mit dem Entgegenkommen des Direktors noch nicht zufrieden. Er erhob sich abermals:

„Ich kann nicht umhin, zu erklären, daß mir diese Erledigung der Frage keineswegs genügt. Es ist ja ganz schön gesagt: ‚Das Mittelstandsideal'. Aber mit den Idealen allein, meine Herren, kommen wir nicht weiter. Das deutsche Volk muß praktisch werden. Lange genug hat der deutsche Michel geschlafen und in seinem Idealismus sich von Juden und Judengenossen das Fell über die Ohren ziehen lassen. Meine Herren, das deutsche Volk braucht praktische Männer, deutsche Männer, Männer der That, Männer aus dem Volke, die

voll und ganz für seine Interessen eintreten. Unser großer Altreichskanzler hat uns gelehrt, daß mit dem Idealismus allein nichts anzufangen ist. Wie er unser deutsches Reich mit Blut und Eisen zusammengeschmiedet hat, so müssen auch wir mit eiserner Faust dreinfahren, mit eisernem Besen unser deutsches Land auskehren, wenn wir nicht rettungslos zu Grunde gehen wollen. Denn, meine Herren, wohin sind wir schon gekommen? Und wohin sollen unsere Zustände noch führen? Das ehrliche deutsche Handwerk, der kleine deutsche Gewerbetreibende, sie gehen ihrem Untergange entgegen. Und wer ist schuld daran?"

Herr Grünfisch machte unwillkürlich eine kleine erwartungsvolle Kunstpause. Er war es von Volksversammlungen her gewöhnt, daß an dieser Stelle der Chorus brüllend einfiel und so die Antwort gab. Da sie aber diesmal ausblieb, so gab er sie selbst:

„Die Juden!

„Ja, meine Herren, das jüdische Großkapital, die Ramschgeschäfte und Großbazare sind es, die sich mit ihrer Schmutzkonkurrenz vom Schweiße des deutschen Volkes mästen und das ehrliche deutsche Handwerk und den kleinen deutschen Mann ruinieren. Sehr richtig sagt darum unser vortreffliches nationales Organ, die ‚Deutsche Bürger-

zeitung', —" Herr Grünfisch zog ein Zeitungsblatt aus der Tasche, entfaltete es zum vollen Umfange seines großen Formats und las:

„Solange die deutschen Regierungen und Parlamente nicht Ernst machen mit dem Kampfe gegen Mammonismus und internationales Judentum; solange sie sich nicht zu energischen Maßregeln zum Schutze des deutschen Mittelstandes gegen den Druck des Großkapitals und die Schundkonkurrenz der Warenhäuser und Bazare aufraffen; solange deutsche Männer und Frauen sich nicht entblöden, diese Ramschgeschäfte durch ihre Kundschaft zu unterstützen und dem ehrlichen, im Schweiße seines sorgendurchfurchten Angesichts arbeitenden deutschen Handwerker und Kaufmann das tägliche Brot zu entziehen, so lange wird es nicht besser werden in deutschen Landen, so lange wird der Mittelstand, diese letzte Säule von Thron und Altar, unaufhaltsam seinem Ruin entgegenrollen und das mit dem internationalen Judentum verbündete rote Gespenst des Umsturzes und der Anarchie immer drohender sein Haupt erheben. Darum, deutsches Volk, ermanne dich, solange es noch —"

„Hähähähä."

Ein fettes, behagliches, grunzendes Lachen ließ sich aus der Ecke des Schlächtermeisters vernehmen.

Aller Blicke richteten sich auf ihn. Der so jählings um den Schlußeffekt seiner Rede gebrachte Herr Grünfisch war zunächst sprachlos.

„Es scheint," sagte er dann spitz, „dem Herrn da unten kommt die Not unseres Volkes, der Ruin unseres Mittelstandes noch äußerst spaßhaft vor, da sie ihn so heiter stimmt."

„Ach wat, Mittelstand! Ick bin selber Mittelstand. Nee, det Wurschtpapier, wat Sie da haben, det 's ja zu ulkig! Nee, so wat! Ja woll, Mittelstand!"

„Ich begreife nicht, was Sie damit —"

„Na drehen Se doch man jefälligst det Blätteken um; nee, nich so, Männeken, de Rückseite. So. Na, wat steht denn da? Da is ja der olle ehrliche Cohnheim. Is det villeicht ooch 'n deitscher Mittelstand, Cohnheim und Söhne?"

Die ganze letzte Seite des Zeitungsblattes wurde in der That von der Ankündigung eines der bekanntesten Berliner Bazare eingenommen. In Riesenlettern war dort zu lesen:

S. Cohnheim & Söhne.

Um zu räumen:

Heute und die folgenden Tage

Total-Ausverkauf der Abteilung u. s. w.

„Na," fuhr der oppositionelle Schlächtermeister fort, „is det villeicht keen Jroßbazar nich? Wa?

Mittelstand heben, ja woll! Bar Jeld lacht. Koofen derf man nischt in'n Bazar, weil det 'n Mittelstand rujenieren dhut. Aber det Jeld von de Jieden for det Jnserateken, det nehmen se mit Kußhand, ja woll. Un for fünf Jroschens de Zeile schreiben se noch ne lange Reiberpistole unter'n Strich oder sonst mang de Zeitung, wat der olle ehrliche Cohnheim doch for'n feinet Jeschäft is, und wie man dort am billigsten und reellsten koofen dhut. Ja woll, Mittelstand! Bar Jeld lacht, fertig is de Laube."

Herr Grünfisch befand sich augenscheinlich in einiger Verlegenheit. Er stammelte etwas von einem Unterschiede zwischen Redaktion und Jnseratenteil. Es kam ihm daher sehr gelegen, daß der Oberstleutnant alsbald das Wort ergriff.

„Diese — ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken soll — Jnkonsequenz oder Halbheit ist in der That tief zu bedauern. Jnsofern kann ich der Kritik des Herrn — Herrn —"

„Jck heeße Bambuß."

„des Herrn Bambuß also im Prinzip nicht ganz unrecht geben. Jndessen sind unsere Zustände derart, daß wir in vielen Fällen auf die Unterstützung des Großkapitals und der Finanzwelt angewiesen sind und dabei leider auch das jüdische Kapital nicht umgehen können. Ueberhaupt kann ich von

meinem christlichen Standpunkte aus in der Gegnerschaft gegen das Judentum nicht so weit gehen, daß ich zum Beispiel eine Unterstützung, die mir von dieser Seite für einen guten Zweck zukäme, prinzipiell ablehnen müßte."

„Aha! Aujust, merkste was? Nischt for unjut, Herr Oberstleitnant, aber is det ooch 'n christlicher Standpunkt, wenn vornehme christliche Herrschaften for christliche Kirchen bei de reiche Jiedenschaft schnorren jehn? Na, ick habe ja ooch 'n par Jraue jeschmissen un außerdem noch 'nen silbernen Leichter for'n Altar jestiftet, weil det mit 'm lieben Herrn Bambuß vorn und 'm lieben Herrn Bambuß hinten jar keen Ende nich nahm. Aber wie et nu an die Orden un Auszeichnungen jung, — ja woll! da hat keen Aas an dem lieben Herrn Bambuß jedacht.

„Un det soll nu 'n christlicher Standpunkt sind!" schloß Herr Bambuß indigniert und überzeugungsvoll. „Ja woll. P— hu— uh."

Herr Bambuß hatte hier den Finger auf einen wunden Punkt seines Seelenlebens gelegt. Auch er hatte sich an der Kollekte zu Kirchenbauzwecken mit einer namhaften Summe beteiligt in der Hoffnung, einen Orden oder sonst eine Auszeichnung zu erhalten. Da diese ausgeblieben war, verschiedene andre Geber aber aus dem Berliner Tier-

gartenviertel dekoriert wurden, welche Thatsache Herr Bambuß mit ihrer Spende in Verbindung brachte, so fühlte er sich jenen gegenüber schwer gekränkt und benachteiligt.

Aber auch den Oberstleutnant als Vorstandsmitglied des Kirchenbauvereins hatte das Thema peinlich berührt. Er zog die Stirn in Falten und sagte mit einem bedeutungsvollen Blicke auf den Präsidenten:

„Der Gegenstand dürfte wohl kaum in den Rahmen unserer heutigen Debatte gehören, zumal es sich hier um eine Angelegenheit handelt, an der allerhöchste Personen durch allerhöchst ihre allergnädigste Protektion in hervorragender Weise beteiligt sind."

„Lassen Se man jut sind, Herr Oberstleitnant, ick bin Berliner Junge un habe bei die Potsdamer Füsiliere jestanden, un wat mein Patrejotismus un mein Jefiehl for det keenichliche Haus anjeht, da lasse ick mir von keenem nich an die Wimpern klimpern, un wenn Sie ooch dreist der Herr Oberstleitnant sind un ick man bloß Jefreiter jeblieben bin. Aber ob det nu wirklich 'n lieben Herrjott so 'ne hellische Freide macht, wenn de Jieden aus 'n Tierjartenviertel koschere Decken for 'n christlichen Altar stiften, un denn 'n Piepmatz durch det Brandenburger Thor mang de

Linden spazieren fiehren, un 'n braver christlicher Mann sich 'n Torjauer durch 'et Knopploch pusten kann, darieber wird ja woll unser Paster Eichwald besser Bescheid wissen als so 'n armet, sindijet Luder als wie icke."

Der also Interpellierte schien sich äußern zu wollen, aber der Geheimrat kam ihm zuvor.

„Herr — Herr Bumbaß —"

„Ick heeße Bambuß," verbesserte der Schlächtermeister ruhig, aber mit Nachdruck und einem gewissen gemessen abwehrenden Ernste.

„Ich muß Sie bitten, bei der Sache zu bleiben und die Diskussion nicht auf Gebiete zu übertragen, die außerhalb des Rahmens unserer Tagesordnung liegen."

„Nanu?" brummte Herr Bambuß empfindlich, „man wird doch woll noch 'ne Lippe riskieren derfen?

„For sein Jeld," setzte er mit Selbstbewußtsein hinzu, indem er sich breit auf seinen Stuhl pflanzte, wie um sein Recht auf diesen Platz auch äußerlich zu dokumentieren.

„Rekapitulieren wir," fuhr der Geheimrat fort, ohne von der Unzufriedenheit des Herrn Bambuß weiter Notiz zu nehmen, „wir haben also eine Reihe von nationalen Idealen kennen gelernt, deren Verbreitung durch Wort und Schrift sich

unser Direktor Wespe wird angelegen sein lassen. Das letzte war, wenn ich nicht irre, das — das —"

„Das Mittelstandsideal," ergänzte der Direktor.

„Das Mittelstandsideal, gut. Ich schließe also hiermit die Reihe der nationalen Ideale. Hat jemand der Herren —"

Herr Dörffel hatte sich schon die ganze letzte Zeit über ungeduldig und beunruhigt auf seinem Platze gerührt und nervös an seinem langen Schnurrbart gekaut, wobei er abwechselnd dem Direktor und Hinzius fragende und erwartungsvolle Blicke zuwarf, und sein Gesicht immer länger zu werden schien. Jetzt platzte er mit enttäuschter Miene dem Geheimrat ins Wort:

„Na, und unser Rhabarber?"

Alles sah überrascht und verwundert auf den Sprecher. Auch in den Schlächtermeister, der wieder in seine beschauliche Lage zurückgesunken war und, die Hände über dem Bauche gefaltet, mit seinen dicken Fingern trommelnd, die Backen auf und ab geblasen hatte, kam plötzlich wieder Leben.

„Wa —?" fragte er, die Hand ans Ohr legend und sich über den Tisch vorbeugend. „Wat is det for 'n Idejal? Det Rha — hähähähä — det Rhabarberidejal, hähähähä? Det is ja woll Nummer 28, det Rhabarberidejal? hähähähä. Det

Rhabarberidejal is jut, hähähähä, det kann so bleiben, hähähähä. Na, nu sagen Se bloß noch Spickaal, hähähähä. Det muß ja hähähähä 'ne feine Nummer sind, det Rhabarberidejal, hähähähä. Ja woll ja, so is et recht, det Rhabarberidejal! Hähähähä."

Der dicke Schlächtermeister schüttelte sich prustend und keuchend vor Lachen, seine Gesichtsfarbe ging dabei ins Kirschrote, dann ins Violette über. Es schien, als wolle er bersten. Er wischte sich wiederholt mit beiden Handflächen die Thränen aus den Augen. Diese Heiterkeit war eine so herzliche und überwältigende, daß auch ein Teil der übrigen Herren von ihr angesteckt wurde und ein lautes Gelächter wohl eine Minute lang das Zimmer durchscholl. Auch Froben, dessen übernächtigte Gesichtszüge sich während der Verhandlung immer mehr verfinstert hatten, konnte nicht umhin, mit einzustimmen. Mit besonderer Hingabe sekundierte aber der dröhnende Baß des Professors Horstmann dem Schlächtermeister.

Nur der Präsident und die Herren Wespe, Dörffel, Hinzius und Grünfisch nahmen an der Heiterkeit nicht teil. Herr Dörffel streifte Herrn Bambuß mit einem wütenden Blicke, der dann drohend auf dem Direktor haften blieb. Dieser senkte verlegen den seinen, nahm dann aber

schnell seine Brille herab, mit deren Reinigung mittels des Taschentuches er sich eifrig zu schaffen machte. Herr Hinzius warf nur verächtlich die Lippen auf und rümpfte die Nase.

Der Präsident schwang die Glocke.

„Ich muß die Herren um etwas mehr Ruhe bitten, besonders Herrn Bumbaß —"

„Ick — heeße — Bam—buß," verbesserte der Schlächtermeister, plötzlich ernst werdend, abermals, dieses Mal jedoch mit erhöhtem Nachdrucke, jedes Wort einzeln betonend. Dabei sah er den Präsidenten von unten herauf mit einem scheelen Seitenblicke an. Aber der Präsident schien die Korrektur zu überhören.

„— muß ich dringend ersuchen, seine Heiterkeit zu mäßigen."

„Was ist denn das mit dem Rhabarber?" fragte er dann ärgerlich und beunruhigt, sich an Wespe wendend.

„Unser verehrter Freund, Herr Baumeister Dörffel," erklärte der Direktor, „dürfte sich nicht ganz korrekt ausgedrückt haben, oder vielmehr durch den spontanen Heiterkeitsausbruch des Herrn Bambuß verhindert worden sein, weitere Erklärungen zu geben. Es handelt sich auch weniger um den Rhabarber als solchen, als um einen durchaus ernst zu nehmenden, vielleicht epochemachenden Ver-

such mit einer neuen Dungmethode, und die Kultur des Rhabarbers soll für uns nur das erste Versuchsobjekt abgeben."

„Ich kann darin beim besten Willen nichts Komisches entdecken," bemerkte Herr Hinzius scharf, „und ich begreife nicht, was da zu lachen ist."

„Ich auch nicht," pflichtete Herr Grünfisch bei, der noch von der Mittelstandsdiskussion her eine Pike gegen den Schlächtermeister hatte.

„Unser verehrter junger Freund, der Herr Baumeister," erklärte der Direktor weiter, „hat uns nun den Vorschlag gemacht, seine ausgedehnten Ländereien in Neudorf zu einem Versuche mit der erwähnten Methode zu benutzen und vorläufig einige hundert Morgen mit Rhabarber zu bepflanzen."

„Wat?" rief Herr Bambuß, Mund und Augen aufsperrend, „'n paar hundert Morjen Rhabarber? Da schlag' doch eener lang hin! Da können Se ja janz Berlin mit verjuften! 'n paar hundert Morjen Rhabarber! Soll det villeicht det ‚Neiland' sind? Und davor habe ick mein scheenet Jeld wechjeschmissen! Wat wollen Se denn bloß mit det ville Zeichs anfangen?"

„Der Herr Vorredner," bemerkte Herr Hinzius giftig, „dürfte über die mannigfaltige Verwendung der Rhabarberstaude und ihrer Wurzel,

Radix Rhei, dieser eminent nützlichen Kulturpflanze zu hauswirtschaftlichen, besonders aber zu therapeutischen Zwecken nur sehr mangelhaft unterrichtet sein. Es ist ihm das ja nach seinem Berufe und Bildungsstandpunkte nicht weiter zu verdenken. Dann sollte er aber —"

„Villeicht lassen Se det, ja?" unterbrach ihn Herr Bambuß beleidigt. „Mit mein'n Beruf und Bildungsstandpunkt habe ick noch lange nich neetig, mich von wejen so 'n faulen Zauber wie det Hinzibus Hinzibum oder wie det dämliche Jepansche sonst heeßen dhut, von alle praktische Aerzte und sonst studierte Leite in de Neese jrienen zu lassen. Uf so 'n Beruf und Bildungsstandpunkt, da pfeife ick bloß. Da is mich meine kalte Mamsell for zu schad, for so 'n Beruf und Bildungsstandpunkt!"

Dieser Hieb hatte mit einer Wucht getroffen, die selbst einem Schlächtermeister Ehre machen konnte. Die ohnehin schon bläßliche Gesichtsfarbe des ehemaligen Apothekers wurde kreideweiß, seine auf den Gegner gerichteten Augen begannen förmlich Funken zu sprühen, er zitterte am ganzen Leibe.

„Ich — ich — bitte — den Herrn Präsidenten — mich — gegen — gegen derartige Injurien — ich — wiederhole Injurien — zu schützen," brachte er endlich keuchend hervor.

„Herr Bum — Herr Bambuß", sagte der Präsident streng, „ich rufe Sie wegen Ihrer ungehörigen persönlichen Bemerkung zur Ordnung."

Der Gemaßregelte hätte wohl etwas erwidert, wäre er nicht von dem Erfolge der „Harke", die er seinem Gegner „gezeigt" hatte, durchaus befriedigt gewesen. Nachdem er sein Gemüt auf die obige Weise erleichtert hatte, war er wieder versöhnlich gestimmt und schwieg.

„Welche Stellung man nun auch," nahm Herr Wespe sogleich wieder das Wort, um alle weiteren Auseinandersetzungen abzuschneiden, „zu der wissenschaftlichen Methode unseres verehrten Freundes Dörffel einnehmen mag, jedenfalls ist sie nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen; und es handelt sich ja auch vorläufig nur um einen eventuellen Gedanken, der sich noch im Stadium eingehender und sachverständiger Erwägungen befindet. Es würde dem Geiste und den großen Aufgaben unserer sozialreformatorischen Gesellschaft wenig entsprechen, wollten wir nicht auch auf diesem Gebiete bahnbrechend vorgehen. Ich erlaube mir daher den Vorschlag, den schätzenswerten Anregungen unseres verehrten Freundes vorläufig dadurch praktische Folge zu geben, daß wir sie an dem sozialreformatorischen Distanzritte unserer nationalen Ideale teilnehmen lassen, und

zwar als — als — als ‚das landwirtschaftliche Kulturideal'. — Da niemand der Herren Widerspruch erhebt, notiere ich also:

‚Das landwirtschaftliche Kulturideal'."

Herr Dörffel schien äußerst befriedigt. Er sah sich triumphierend im Kreise um, drehte an den langen Enden seines Schnurrbarts und gab ihnen einen kühnen Schwung nach oben. „Das landwirtschaftliche Kulturideal" gefiel ihm ausnehmend. Er war nun offiziell als „Erfinder" einer „wissenschaftlichen Methode" anerkannt und hatte außerdem dem deutschen Volke „das landwirtschaftliche Kulturideal" geschenkt. Was dieser ungebildete Schlächtermeister mit seinem frechen Grinsen nur wollte! Ja, der war nun gründlich abgeführt!

„Ich schließe also hiermit endgiltig die Reihe der nationalen Ideale," erklärte der Präsident mit einer Bestimmtheit, die für etwaige Widerspruchsgelüste etwas Drohendes hatte. „Wir dürfen unsere Kräfte nicht allzusehr zersplittern. Wünscht einer der Herren sonst noch das Wort oder darf Herr Doktor Froben seinen Vortrag beginnen?"

Pastor Eichwald meldete sich.

„Mit Erlaubnis unseres Herrn Präsidenten möchte ich mir doch einige grundsätzliche Bemerkungen gestatten. Der Herr Präsident bemerkte soeben, daß wir unsere Kräfte nicht zersplittern

dürften. Nun sind hier eine Menge von Zielen aufgestellt worden, die ja" — Pastor Eichwald lächelte diskret — „die ja, jedes für sich betrachtet, manches Verlockende haben mögen, in ihrer Gesamtheit aber doch kaum ein praktisch durchführbares einheitliches Programm darstellen dürften. Als ich der Gesellschaft Neuland näher trat, glaubte ich deren Aufgaben dahin verstanden zu haben, daß es sich um eine Sozialreform im Sinne der kaiserlichen Botschaften, insbesondere der Erlasse unseres regierenden Kaisers handeln soll."

„Ganz gewiß soll es das, das ist auch jetzt durchaus die Absicht," pflichtete der Geheimrat sehr entschieden bei. „Von einer anderen Auffassung kann absolut keine Rede sein."

„Die Auffassung unseres hochverehrten Herrn Vorsitzenden ist auch durchaus die meinige," versicherte der Direktor eifrig. „Das von mir entwickelte Programm ist lediglich in diesem Sinne zu verstehen, gewissermaßen als die soziale Fundamentierung für die großen reformatorischen Ideen unseres Kaisers."

„Nun," fuhr Pastor Eichwald fort, „ich meine, es handelt sich um eine praktische Unterstützung dieser kaiserlichen Politik, und da gilt es die Massen für den Kaiser zu gewinnen und den Kaiser für die Massen. Da wird freilich mit manchen

romantischen Idealen und überlebten Gebilden aufgeräumt werden müssen. Die Entwickelung Deutschlands aus einem Agrarstaate in einen Industriestaat ist unverkennbar und unaufhaltsam. Diese Entwicklung muß nach Möglichkeit gefördert, die Herrschaft der rückständigen sozialen Gruppen, insbesondere des Feudalismus, gebrochen werden. Solange der Kurs unserer Regierung von absterbenden und reaktionären Elementen bestimmt wird, kann an eine wirkliche, freiheitliche Sozialreform nicht gedacht werden. Und solange andererseits die Verblendung der Massen alle nationalen Bedürfnisse leugnet, allen nationalen Plänen der Regierung Widerstand entgegensetzt, ist diese genötigt, mit den reaktionären Elementen zu paktieren, ihren Wünschen Rechnung zu tragen und so die naturgemäße Entwicklung künstlich zu hemmen, statt sie auf jede Weise zu fördern. Die Reste der Feudalherrschaft sind also ebenso zu bekämpfen wie der antinationale Wahn der sozialdemokratischen Arbeitermassen. Ich weiß ja nun sehr wohl, daß die Gesellschaft Neuland sich der Politik im engeren Sinne fern halten muß, immerhin könnte sie durch Wort und Schrift auch an ihrem Teile dazu beitragen, die breiten Volksmassen, insbesondere die Arbeiterkreise von der Notwendigkeit einer nationalen Machtpolitik und

eines engen Zusammengehens mit ihrem kaiserlichen Führer zu überzeugen. In dem neuen Deutschland wird nur für zwei maßgebende, zwei Machtfaktoren Raum sein: ein freiheitliches, durch Handel und Industrie blühendes Volk und, darüber schwebend, der kaiserliche Adler, der seine machtvollen Schwingen, Länder und Meere beschattend, über ein weltbeherrschendes Deutschland breitet."

Pastor Eichwald hielt inne. Die Zuhörer schwiegen und sahen vor sich hin. Einige wiegten bedenklich den Kopf, anderen war das Mißvergnügen deutlich vom Gesichte zu lesen.

Pastor Eichwald nahm wieder das Wort.

„Ja, meine Herren, ich habe es mir wohl gedacht, daß meine Ansichten Ihnen wenig mundgerecht sein werden. Eigentlich gehören sie ja auch nicht hierher. Aber nachdem Sie mich einmal zu Ihren Beratungen zugezogen, hielt ich es schon aus Gründen der Ehrlichkeit für geboten, Sie über mein politisches Bekenntnis nicht im Unklaren zu lassen. Für mich ist der Weg klar vorgezeichnet: freiheitliche Entwicklung, rücksichtslose Vernichtung aller Reste einer verrotteten mittelalterlichen Gesellschaftshierarchie im Innern, nationale Machtpolitik nach außen; beides im engsten Anschluß an die Person und den Willen unseres gottbegnadeten,

jugendkräftigen Kaisers, beides Realpolitik. Sentimentale Rücksichten dürfen hier keine Rolle spielen; was zwischen den beiden großen Machtfaktoren liegt: dem Volkswillen, dem Willen der großen Mehrheit einer- und dem Kaisertum andrerseits, das muß schonungslos zerrieben werden. In der Politik entscheiden nur Interessen und Machtfaktoren."

„Macht, Macht, Macht!" brach Professor Horstmann unwillig aus. „Wohin man hört, Macht- und Interessen- und Realpolitik! Als ob wir modernen Deutschen an einem Ueberfluß von Idealismus zu Grunde gingen und nicht viel eher am Gegenteil, an dem verfluchten Krämer- und Schachergeist, der schließlich allein noch als existenzberechtigt übrig bleiben wird. Realpolitik! Jeder Schuster und Schneider nimmt heute das Maul voll mit ‚Realpolitik' und kommt sich dabei wunder wie gescheit und wichtig vor. Und worauf läuft schließlich die ganze ‚Realpolitik' hinaus? Auf den rücksichtslosen Interessenkampf, auf den brutalen Egoismus, für den Recht und Wahrheit überwundene, lächerliche Begriffe sind. Thue recht und scheue niemand, das ist auch Realpolitik, die Realpolitik, die uns unser Herrgott ins Gewissen gepflanzt hat. Wie wollen Sie vom Volke Religion und Sittlichkeit und Nächstenliebe verlangen, wenn Sie es

lehren, daß das alles zwar sehr schöne Sachen sind, aber nur zum Ansehen und nicht zum praktischen Gebrauche? daß im Leben der Völker einzig und allein die Interessen, das Recht des Stärkeren entscheiden und entscheiden sollen?"

„Es ist nun aber doch einmal so," erwiderte der Pfarrer mit nachsichtigem Lächeln. „Die politische Moral ist eben eine andere als die bürgerliche. Was im bürgerlichen Leben sträflicher Eigennutz sein mag, das ist in der Politik oft höchste Weisheit und unumgängliches sittliches Gebot. Der Kampf ist ein ewiges Naturgesetz, im Leben der Völker wie in dem der ganzen Schöpfung, und im Kampfe giebt es nur ein Recht, das Recht des Stärkeren."

„Ja freilich" — der Professor lachte grimmig auf —, „wenn wir außer dem sogenannten Naturgesetz keine anderen, höheren Gesetze über uns anerkennen! Heute ist alles ‚Naturgesetz' und ‚Entwicklung'. Jeder Lump, der das Reifezeugnis fürs Zuchthaus erbracht hat, beruft sich auf das ‚Naturgesetz' und wird ja auch schließlich von vielen damit entschuldigt. Und wenn schon in der hohen Politik dieses herrliche ‚Naturgesetz' des Uebervorteilens und Vergewaltigens und Massenmordens und -Raubens herrscht und in alle Ewigkeit herrschen soll, müssen wir's denn auch in unserm

bürgerlichen Zusammenleben anerkennen, indem wir den rücksichtslosen Klassen- und Interessenkampf predigen? Müssen wir denn überhaupt alle ‚Politiker' sein? Muß das Dichten und Trachten des ganzen Volkes im Kampfe um seine materiellen Interessen aufgehen? Soll es denn für gar nichts anderes, Höheres mehr Sinn und Gedanken haben? Wenn überall nur Macht und Interessen entscheiden, wenn der Kampf darum unser ganzes Leben ausfüllen soll, was heißt dann überhaupt noch Christentum? Und wodurch unterscheidet sich dies Christentum praktisch von dem viel verlästerten Materialismus und Atheismus? Werfen wir es dann doch lieber ganz über Bord! Silberne Löffel pflegen ja die Gegner des Christentums am Ende auch nicht zu stehlen. — Verzeihen Sie, Herr Pfarrer, aber wie Sie die Lehre Christi mit der Lehre von dem Interessenkampfe und der Machtpolitik vereinbaren wollen, will mir schwer einleuchten. In meiner Jugend lehrten die Pfarrer: ‚Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes, so wird euch solches alles zufallen'."

Der Pfarrer runzelte leicht die Stirn.

„Mit meinem christlichen Amt und Gewissen ins Reine zu kommen, muß ich schon bitten, als meine persönliche Angelegenheit zu betrachten," entgegnete er abweisend. „Im übrigen dürfen Sie

überzeugt sein, daß ich die Konsequenzen meiner Anschauungen zu ziehen wissen werde."

„Habe ich Sie recht verstanden, Herr Pfarrer," warf Froben ein, „so schwebt Ihnen als Endziel eine Art demokratisches Kaisertum vor?"

„Sie können es wohl so nennen," sagte der Pastor nach kurzem Besinnen. „Auf den Namen kommt ja wenig an. Ja, ein Kaisertum, kraftvoll und gebietend nach außen, an der Spitze eines waffengewaltigen Volkes zu Wasser und zu Lande, ein Kaisertum, das seine Impulse unmittelbar aus der Seele eines freien, souveränen Volkes wie aus der eigenen hohen, göttlichen Mission empfängt, das wäre allerdings ein Ziel, so herrlich, so traumhaft schön, daß man es kaum zu erhoffen wagte, verhieße nicht die Person unseres gottbegnadeten Kaisers auch seine Verwirklichung. Schon die ersten Kundgebungen des Kaisers haben meines Erachtens bewiesen, daß er sich auf die breiten Massen des Volkes —"

„Aber das ist ja ein ganz unmöglicher Gedanke!" rief der Oberstleutnant fast zornig dazwischen, „und ein Gedanke, den ich bis zum letzten Atemzuge bekämpfen werde! Ein demokratisches Kaisertum ist ein Unding! Volkssouveränität und Königtum von Gottes Gnaden vertragen sich so wenig wie Feuer und Wasser, und ein Königtum

ohne ständischen Unterbau, das unmittelbar aus dem Volke herauswüchse, ist so wenig denkbar wie eine Dachkrone, die auf das Fundament gesetzt würde. Das alles sind revolutionäre Ideen, die nur Unheil in unreifen Köpfen anrichten können und zur Pöbel- oder Geldsackrepublik führen müßten. Allenfalls vielleicht noch zu einem vorübergehenden Zäsarismus von Pöbels Gnaden, vor dem uns Gott behüten wolle. Auch ich muß bekennen, daß ich von einem christlichen Pfarrer in allererster Linie die Betonung des Christentums erwartet hätte. Aber das scheint ja heute für manche der jungen Herren Geistlichen Nebensache. Kein Wunder, wenn sie selbst den Glauben an die Grundlagen des Christentums verloren haben! Dahin kommen wir aber mit unserer vielgerühmten ‚Freiheit der Wissenschaft' und unserer liberalen Theologie, die jetzt durch staatlich besoldete Professoren von den Lehrstühlen herab verkündigt wird. Es wäre besser, die Herren Geistlichen beschränkten sich darauf, dem Volke die Religion zu erhalten und die staatlichen, gottgewollten Ordnungen gegen den Umsturz zu schützen, statt sich in die Politik zu mischen; das ist übrigens die Pflicht der Geistlichen wie aller anderen Staatsbeamten."

„Ich muß doch wiederholt bitten, mein Amt

und mein persönliches Bekenntnis nicht in die Erörterung allgemeiner politischer Fragen zu ziehen. Auch muß ich entschieden bestreiten, daß es Aufgabe der Kirche ist, für alle Zustände und Einrichtungen des bestehenden Staates als sogenannte ‚gottgewollte Ordnungen' einzutreten."

„Da hat der Pastor nicht so unrecht," bemerkte der Professor. „Die Religion ist nicht dazu da, dem Staate sozusagen als geistlicher Büttel zu dienen. Gerade diese Unterordnung der Religion unter die staatliche Opportunität hat die Kirche in den Augen des Volkes zur Magd der herrschenden irdischen Gewalten entwürdigt und ihren Einfluß untergraben. Und was die sogenannte liberale Theologie anbelangt, so meine ich doch, man müßte da nicht zu schroff urteilen und überhaupt die Stellung zu den Dogmen dem Gewissen der einzelnen überlassen."

„So?" fragte der Oberstleutnant. „Dann huldigen Sie wohl auch dem famosen sozialdemokratischen Grundsatze, daß Religion Privatsache ist?"

„Das — das habe ich ja nun nicht gerade sagen wollen. Ich meine nur, in gewissem Sinne —"

„In gewissem Sinne, natürlich! Das ist es ja eben, was alle göttliche und menschliche Autorität erschüttert, daß heute alles nur noch ‚in gewissem Sinne' Geltung hat. In gewissem Sinne

ist der Monarch von Gottes Gnaden, in gewissem Sinne ist er von Volkes Gnaden. In gewissem Sinne ist das göttliche Wort Wahrheit, in gewissem Sinne nicht. In gewissem Sinne ist Christus Gottes Sohn, und wieder in gewissem Sinne ist er nicht Gottes Sohn. Das ist doch mit Verlaub zu sagen jämmerliche Halbheit, nicht kalt, nicht warm!"

Der Professor wurde nun auch erregt.

„Halbheit und noch Schlimmeres ist doch wohl unser königlich privilegiertes militärisches Staatschristentum. Halbheit ist es, Christus als Gottes eingebornen Sohn anzubeten und den Geboten dieses Gottessohnes andere, höher giltige überzuordnen, wie den gesellschaftlichen Ehrbegriff und den Duellzwang und den militärischen Kadavergehorsam, der sich im Namen Gottes über alle göttlichen Gebote hinwegzusetzen hat, wenn es von Menschen befohlen wird. Oder wollen Sie mir wirklich eine Stelle im Neuen Testament nachweisen, die es dem Sohne erlaubt oder gar zur Pflicht macht, unter irgend welchen Umständen auf Vater und Mutter zu schießen — im Namen desselben Gottes, der ihm gebietet: Ehre Vater und Mutter — und: Du sollst nicht töten? Und erst die ‚gottgewollten' Massenschlächtereien im Kriege!"

„Ach so," warf der Oberstleutnant halb belustigt, halb geringschätzig ein, „also ein Apostel der Friedensbertha! Dann freilich wundert mich nichts mehr!"

„Ich bitte, mich doch nicht mißzuverstehen," erwiderte der Professor ernst. „Kriege sind notwendig; d. h. nicht an sich, nicht aus einem logischen Zwange der Dinge, sondern weil wir, die Menschen, in unsern Leidenschaften und Begierden, unserm Wahn und unserer Thorheit uns einen solchen Zwang selbst schaffen. Nun, meine Herren, ich nehme keinen Anstand zu erklären: ich selbst würde mit Begeisterung das Schwert für mein bedrohtes Vaterland ziehen, und an den kampfesfrohen Helden unserer Sage und Geschichte empfinde ich eine tiefe Freude. Aber ich verhehle mir dabei nicht: Das alles ist wohl menschlich und natürlich empfunden, aber nicht göttlich im Sinne Christi. Ich lasse die Notwehr des angegriffenen Volkes gelten, sie ist dann eine traurige Pflicht, wie der Krieg in diesem Falle ein notwendiges Uebel — für das einzelne Volk und den einzelnen Menschen. Aber was haben wir daraus gemacht? Eine geheiligte Einrichtung der göttlichen Weltordnung! Der Beruf, der dieser traurigen Pflicht zu genügen hat, der Pflicht, die Brüder zu töten, gilt als der herrlichste und ehrenvollste in unserem

christlichen Staate. Für ihn begeistern wir uns und unsere Kinder, ihn segnen und weihen die Diener unserer Kirche. Das nennen wir christliches Germanentum. Aber christliche Entsagung und Duldung und dienende Selbstaufopferung auf der einen und schwertfrohes, selbstherrliches Germanentum auf der anderen Seite, das sind Gegensätze, die nur von unserem harmoniebedürftigen Empfinden künstlich zusammengeschweißt worden sind, darum aber nicht aufgehört haben, Gegensätze zu bleiben. Und in unserer Zeit klaffen sie wieder auseinander. Die Massen glauben nicht mehr an einen Gott, dem das gegenseitige Niedermetzeln ein wohlgefälliges Werk und der Blut- und Luder-geruch ein angenehmes Rauchopfer ist. Sie glauben nur, daß Gott immer auf Seite der stärkeren Bataillone steht, d. h. sie höhnen über einen Gott und eine Religion, die mit ihrer Autorität alles decken und heiligen, was von der erdgeborenen, fallenden Menschennatur und dem staatlichen Opportunismus oder den herrschenden Gewalten zur Aufrechterhaltung ihrer Macht je nach dem wechselnden Tagesbedürfnis als ‚gottgewollte Ordnung' erklärt wird.

„Wer dem Volke die Religion erhalten will, darf sie nicht in den Staub menschlicher, allzu menschlicher Triebe und Bedürfnisse herabziehen.

Ich bin gewiß der letzte, der für Abrüstung und dergleichen Utopien auftreten oder irgend jemandem die Freude am Vaterlande und der Wehrhaftigkeit unseres Volkes verkümmern möchte. Aber mit der Lehre dessen, der da sagte: ‚Mein Reich ist nicht von dieser Welt', der uns gebot, unsere Feinde zu lieben und lieber Unrecht zu dulden, als Unrecht zu thun, mit dem Christentum Christi haben diese weltlichen Empfindungen und Beweggründe nichts zu thun. Und deshalb sollten wir auch die Religion bei all diesen Dingen fein säuberlich aus dem Spiele lassen. Sie sollte uns zu hoch dafür stehen."

„Das sind ja ganz gefährliche Ansichten, die Sie da entwickeln!" rief der Oberstleutnant. „Damit reißen Sie ja Staat und Kirche auseinander, damit nehmen Sie dem Staate und der Monarchie die feste christliche, gottgewollte Grundlage! Und wie wollen Sie begeistert für Ihr Vaterland in den Krieg ziehen, — und das wollen Sie ja doch, seltsamerweise! — wenn Ihr religiöses Gewissen den Krieg verurteilt? Das ist doch erst recht unlösbarer Widerspruch, Halbheit, wie sie im Buche steht!"

„Ja, Halbheit ist es wohl, das gebe ich zu, sogar eine peinigende Halbheit! Aber ich sehe keinen Ausweg, wenn ich nicht den Glauben an

die christliche Wahrheit aufgeben oder vor mir selbst unehrlich werden will. Es ist ein bewußtes Abweichen des natürlichen Menschen von dem religiösen Gewissen. Mir scheint das aber immer noch besser, als das religiöse Gewissen selbst zu verfälschen und zu vernichten. Lieber im einzelnen gegebenen Falle bewußt vom Ideale abweichen und den Konflikt tragen, als überhaupt aus lauter Konsequenz kein Ideal haben."

Der Oberstleutnant lachte ironisch auf.

„Das nenne ich doch wirklich eine praktische und bequeme Philosophie, eine Philosophie, wie sie sich — pardon! — nur ein deutscher Professor aushecken kann. Gegen solche moralischen Finessen können wir schlichten Soldaten mit unserer altmodischen Parole ‚Gott, König und Vaterland' freilich nicht aufkommen."

Des Professors Stirn umwölkte sich. Er hatte offenbar eine ernste Antwort auf der Zunge. Bevor er indessen erwidern konnte, legte sich der Geheimrat ins Mittel. Er war der Unterhaltung der beiden Herren mit wachsendem Unbehagen gefolgt und schon wiederholt im Begriffe gewesen, die Hand nach der Glocke auszustrecken. Jetzt ließ er sie kurz einmal ertönen.

„Ich glaube, meine Herren, die Diskussion verirrt sich auf Gebiete, die von der Erörterung

in unserm Kreise streng ausgeschlossen bleiben sollten. Ich darf es in meiner Eigenschaft als Mitglied einer hohen Staatsregierung nicht stillschweigend geschehen lassen, daß an dieser Stelle Einrichtungen des Staates und der Monarchie einer Kritik unterzogen werden, die ich" — ein kurzer Seitenblick streifte den Professor — „die ich, hm, bei aller Hochachtung vor dem Berufe und der Person der betreffenden Herren Redner nicht als kompetent anerkennen kann. Ueber derartige Fragen zu entscheiden, ist Sache der Behörden und maßgebenden Instanzen.

„Ich erteile nunmehr Herrn Dr. Froben das Wort zu seinem Vortrage."

Froben öffnete die vor ihm liegende Mappe, nahm einige beschriebene Blätter heraus und legte sie zurecht. Dann erhob er sich.

„Bevor ich meinen Vortrag beginne, sei es auch mir gestattet, einige Bemerkungen grundsätzlicher Natur vorauszuschicken. Ich muß gestehen, daß mich der bisherige Gang der Verhandlung nicht nur nicht befriedigt, sondern tief enttäuscht, zum Teil geradezu in peinliches Erstaunen versetzt hat. Was war es denn, das zur Gründung unseres Instituts geführt hat? Der Wunsch, im kleinen und im Rahmen der bestehenden Gesellschaft zu verwirklichen, was uns als Ziel im großen

vorgeschwebt hat. Das sollte geschehen durch Schaffung wirtschaftlicher Wohlfahrtseinrichtungen für das arbeitende Volk, durch Vermittlung wohlfeilen Kredits, durch Gründung von Arbeiterkolonien, die dem Arbeiter ein eigenes Heim und eine eigene, wenn auch noch so kleine Scholle der vaterländischen Erde, damit aber auch die Freude am Vaterlande und die Grundlage wirtschaftlicher Selbständigkeit gewähren. Zweckmäßige Verkehrseinrichtungen sollen die Dezentralisation, die Flucht aus den übervölkerten und entnervenden Großstädten mit ihrer unnatürlich gesteigerten Lebenshaltung, bequeme Verbindungen zwischen Heim und Arbeitsstätte ermöglichen. Auf der Grundlage der Selbsthilfe, jedoch mit Unterstützung der Gesellschaft und womöglich des Staates wollen wir diese Kolonien zu kleinen Arbeiterstaaten ausgestalten, ihren Bürgern ein gesundes Familienleben, die Freude an der Natur und an edeln geistigen Genüssen zurückgeben, und so ein Neuland im kleinen schaffen, das sich allmählich über das ganze Reich ausdehnen soll. Eine energische und zielbewußte Aufklärungsarbeit durch Wort und Schrift und nicht zuletzt auch durch unser Genossenschaftsorgan soll die öffentliche Meinung und die besitzenden und gebildeten Klassen für unsere Arbeit gewinnen, die Gesetzgebung zum Schutze des arbeitenden

Volkes vorbereiten und fördern. Und wie viele, auch im Rahmen der heutigen Gesellschaft erfüllbare Aufgaben harren da noch der Lösung! Ich erwähne nur beiläufig den Schutz der Frauen und Kinder. Das Gewissen der Nation wollten wir aufrufen, ihm ins Bewußtsein bringen, daß es sich nicht mehr darum handeln kann, mit Polizei und Militär einen sogenannten Umsturz zu bekämpfen, sondern daß eine gewaltige und bei aller Unreife im Kern berechtigte Bewegung durch verständnisvolles Eingehen auf ihren Ursprung und ihr Wesen und durch nüchterne, aber unausgesetzte Arbeit in heilsame Bahnen gelenkt werden muß; über einzelnes will ich mir ja erlauben, Ihnen sogleich in meinem Vortrage einige unmaßgebliche Ansichten zu entwickeln. — Aber was hat unsere heutige Versammlung zu Tage gefördert? Mit schmerzlichem Erstaunen bin ich ihr gefolgt. Ich will von den allgemeinen Erörterungen über religiöse und politische Prinzipien, wie sie zwischen einigen der Herren stattgefunden haben, absehen. Es sind da manche bemerkenswerten Gedanken geäußert worden, obwohl auch sie unsere nächstliegenden Aufgaben kaum berühren. Aber befremdet hat mich das Hervortreten und Hineintragen von Interessen, die ich nur als ganz private bezeichnen kann, und allgemeinen Redensarten, die

vielleicht in Volksversammlungen ihre Wirkung thun mögen, in einem Kreise ernster Männer jedoch unmöglich sein sollten. Ich bin erstaunt, daß auch unser Herr Direktor Wespe, mit dem ich mich ja noch vor einigen Tagen völlig eines Sinnes wußte, plötzlich mit einem Programm hervortritt, das die Welt durch Aufstellung einer Menge farbloser und vager Ideale reformieren soll. Und ich kann unmöglich annehmen, daß die Herren ernstlich beabsichtigen sollten, mit Ideen, wie Umwälzung der ärztlichen Wissenschaft, und grotesken landwirtschaftlichen Experimenten oder auch mit allgemeinen Zeitungsphrasen über Judentum und Mittelstand an die Oeffentlichkeit zu treten. Wir würden uns damit unrettbar und für immer mit dem Fluche der Lächerlichkeit beladen."

„Ich bitte ums Wort," rief Herr Hinzius entrüstet, indem er wie von der Tarantel gestochen halb von seinem Stuhle emporschnellte und Froben einen zornfunkelnden Blick zuwarf: „Das ist doch unerhört!"

„Ich bitte auch ums Wort," sekundierte ihm mit nicht geringerer Entrüstung Herr Grünfisch.

„So is et aber, ja woll, lachhaft!" rief Herr Bambuß schadenfroh dazwischen. „Achtundzwanzig Idejale mit'n Rhabarbersalat extra! Jewiß is det lachhaft, uf den Kalmus piepe ick ooch nich!"

Herr Dörffel „vernichtete" den Sprecher mit einem Blicke unsäglicher Verachtung, ohne jedoch damit irgend welchen Eindruck zu machen. Der Direktor hatte die Hände an beide Brillendrähte gelegt, offenbar in der Absicht, den nützlichen Gläsern eine erneute, aufmerksame und eifrige Thätigkeit zu widmen. Der Präsident schwang die Glocke.

In diesem Augenblick erhob sich Selling.

„Wenn die Herren mir einen Augenblick Gehör schenken wollen, werden sie es wohl für überflüssig halten, ihrem berechtigten Unwillen über die anmaßende Kritik, die sich der Herr da eben erlaubt hat, noch weiter Ausdruck zu geben. Ich habe den verehrten Anwesenden einige Eröffnungen zu machen, nach denen sie es wahrscheinlich vorziehen werden, auf weitere Belehrungen von jener Seite überhaupt zu verzichten."

Selling sagte das mit durchdringender Stimme, die vor zurückgehaltener Erregung stellenweise in einen schrillen Diskant überschlug. Er vermied es, Froben dabei anzusehen. Dieser blickte ihm fest und ruhig ins Gesicht. Ein kleines, verachtungsvolles Lächeln zuckte um seine Mundwinkel, düstere Entschlossenheit sprach aus seinen Zügen.

Es wurde still im Zimmer. Die Anwesenden richteten ihre Blicke erstaunt und gespannt auf

Selling. Der Präsident hielt vorn übergebeugt die ausgestreckte Hand wie in stummem Staunen noch immer auf dem Glockengriff. Er sagte nichts, aber in seinen peinlich beunruhigten Mienen lag die Aufforderung an Selling, zu reden.

VII.

„Ich kann nicht Worte finden," begann Selling, „um mein Erstaunen über die — Kühnheit auszudrücken, mit der dieser Herr Doktor Froben es wagt, sich zum Richter über tadellose Ehrenmänner aufzuwerfen, und das, nachdem er sich bewußt sein mußte, für seine eigene Person der Rechtfertigung auf das allerdringendste zu bedürfen, einer Rechtfertigung übrigens, die ihm schwerlich gelingen wird. Ich hatte es für korrekt gehalten, ihn gestern ausdrücklich darauf aufmerksam zu machen, um ihm die Möglichkeit zu geben, einem Eklat auszuweichen. Statt diese unverdiente Rücksichtnahme dankbar anzuerkennen, und die einzig möglichen Konsequenzen daraus zu ziehen, wagt es der Herr, hier noch das große Wort zu führen und sich eine Zensur über Männer anzumaßen, auf deren Nachsicht er nur allzusehr angewiesen sein wird. Nachdem er heute trotz der Eröffnungen,

die ich ihm zu machen für meine peinliche Pflicht halten mußte, zu meinem größten Befremden in unserer Mitte erschienen war, konnte ich nur annehmen, daß dies in der Absicht geschehen sei, die Herren selbst von seinem Entschlusse in Kenntnis zu setzen: freiwillig aus einer Gesellschaft zu scheiden, in die sich einzudrängen er sich nur durch ein unerlaubtes Maß von Keckheit, nicht aber durch seine moralischen Antecedentien qualifiziert fühlen konnte. Ich konstatiere zu meinem Bedauern, daß ich auch darin das Zartgefühl des Herrn bedeutend überschätzt habe, und sehe mich nun in der Zwangslage, selbst einen Reinigungsprozeß vollziehen zu müssen, den ich weder zu den angenehmsten noch auch — zu den saubersten Beschäftigungen meines Lebens zählen darf."

Je länger Selling sprach, um so mehr legte sich die Aufregung, deren er sich im ersten Augenblicke seines Eingreifens nicht hatte erwehren können. Manche seiner Wendungen konnten den Eindruck erwecken, als ob sie wohl vorbereitet wären. —

„Um es kurz zu machen: ich erlaube mir, den Herren die Frage zur Entscheidung vorzulegen, ob ein Mann, der durch gerichtlichen Spruch zu einer entehrenden Freiheitsstrafe verurteilt worden ist, der diese Strafe auch im Gefängnisse regelrecht

verbüßt hat — ob ein solcher Mann befähigt und berufen ist, einer Gesellschaft wie der unsrigen als Mitglied anzugehören oder gar eine führende Rolle in ihr zu spielen."

Es war, wie wenn ein Blitz aus heiterem Himmel eingeschlagen hätte. Schreckhaftes Staunen bannte die Gemüter. Selbst die Schadenfreude, die sich anfangs auf den Gesichtern der Hinzius und Grünfisch gespiegelt hatte, trat hinter dem Ausdrucke sprachloser Ueberraschung zurück, mit der sämtliche Anwesenden auf Froben starrten.

„Daß der Herr Doktor Max Froben dieser Mann ist," fuhr Selling mit erhobener Stimme fort, „wird er selbst nicht leugnen wollen. Durch welche — Mittel es ihm später gelungen ist, einen Schleier über seine Vergangenheit zu breiten und sich in seine gegenwärtige soziale Stellung zu — zu lancieren, ist mir allerdings rätselhaft geblieben."

Den tiefsten Eindruck schienen die Eröffnungen Sellings auf den Geheimrat zu machen. Krasses Entsetzen malte sich auf seinem Gesichte. Mit verständnislosen Blicken starrte er bald auf Froben, bald auf Selling. Bei Beginn von dessen Rede hatte er in nervöser Hast seine Barthälften durch die Hand gleiten lassen. Jetzt hielt er die linke krampfhaft umklammert, als müßte er sie gegen

einen unsichtbaren tückischen Feind verteidigen. Er konnte das Gehörte einfach nicht fassen, glaubte von einem bösen Traume genarrt zu werden. Erst gestern in später Stunde, nachdem die Gäste sich entfernt, hatte ihn seine Tochter von ihrem Verlöbnis mit dem Doktor in Kenntnis gesetzt, mit der bestimmten Erklärung, daß sie fest entschlossen sei, Frobens Gattin zu werden. Und er hatte mit schwerem Herzen nach verschiedenen vergeblichen Einwendungen seine Zustimmung geben müssen. Ganz andere Partien hatten ihm ja für seine Tochter vorgeschwebt, aber die Person Frobens mußte er achten, dessen Stellung in der Welt war eine angesehene, unbemittelt schien er auch nicht, und im Grunde fühlte Herr von Cornow sogar eine gewisse Sympathie für den Doktor.

Und jetzt das Unerhörte, Unbegreifliche!

„Was — was sagen Sie da?“ brachte er endlich mit tonloser Stimme hervor. „Aber das ist — das ist ja doch rein unmöglich!“

Hilfeflehend schweifte sein Blick von Selling auf Froben.

Dieser schwieg.

Selling lächelte triumphierend.

„Es ist leider nur zu wahr, Herr Geheimrat. Ich berufe mich auf das Zeugnis des Herrn selbst. Aber es bedarf dessen gar nicht. Die Sache steht

aktenmäßig fest. Nachdem ich schon seit längerer Zeit Argwohn gegen die Person des Herrn geschöpft hatte und mir übrigens durch Zufall verschiedene bösartige Gerüchte zu Ohren gekommen waren, habe ich es für meine Pflicht gehalten, Nachforschungen anzustellen, um nötigenfalls unsere Gesellschaft vor einer verhängnisvollen Schädigung durch einen Un—berufenen zu bewahren. Sie werden sich, Herr Geheimrat, vielleicht noch des Abends entsinnen, den ich die Ehre hatte, in diesem Sommer in Ihrer und des Herrn Direktors, sowie auch in Gesellschaft Ihres hochverehrten Fräulein Tochter im Bade zu verbringen. An diesem Tage hatte ich bereits die telegraphische Bestätigung meines Verdachtes erhalten. Daß ich dennoch so lange gezögert habe, bevor ich mich zu diesem äußersten Schritte entschloß, beweist nur den hohen Grad von Schonung, die ich dem Herrn — leider gänzlich unnötigerweise — habe angedeihen lassen. Länger zu schweigen und es darauf ankommen zu lassen, daß die Sache etwa von anderer Seite in die Oeffentlichkeit gebracht und unsere Gesellschaft durch einen Skandal auf das unheilvollste kompromittiert, vielleicht in den Augen unserer hohen Gönner unmöglich gemacht würde, wäre mir geradezu als Verbrechen erschienen."

Der Gedanke an die Möglichkeit eines öffentlichen Skandals brachte bei mehreren der Anwesenden sichtbare Unruhe hervor.

„Der Sachverhalt ist nach Ausweis der Akten folgender: Herr Doktor Max Froben, damals, wenn ich nicht irre, noch akademischer Bürger, ist im Jahre 18.. wegen Ehebruchs, begangen mit der Gattin des Zollassistenten Laczynski auf Antrag des beleidigten Teiles, und nachdem die Ehe wegen des Delikts rechtsgiltig geschieden worden, auf Grund des § 172 des Strafgesetzbuches mit seiner Mitschuldigen zu einem Monat Gefängnis verurteilt worden, welche Strafe er dann auch im Amtsgerichtsgefängnis zu K. in aller Form verbüßt hat. Haben Sie an dieser Darstellung des Sachverhalts etwas zu beanstanden?"

Zum ersten Male seit seinem Auftreten wandte Selling sein Gesicht dem Gegner zu.

„Es ist so."

Ohne sichtbare Erregung kam es von Frobens Lippen. Nur bleicher schien er als sonst.

Eine Bewegung ging durch die Versammlung. Wie entmutigt ließ der Geheimrat die Hand, mit der er bisher die linke Barthälfte umklammert gehalten, auf den Schoß sinken.

Herr Hinzius fand zuerst die Sprache wieder.

„Skandalös!" sagte er, indem er den Kopf

zur rechten Schulter hin aufwarf und den Mund schief zog.

Herr Grünfisch lächelte verächtlich. Dörffel stierte Froben mit Blicken an, die mehr blöde Neugier und lüsternes Interesse an dem pikanten Fall als sittliche Entrüstung verrieten. Der Professor wiegte bekümmert Kopf und Oberkörper, während der Pastor mit undurchdringlicher Miene vor sich hin schaute und der Oberstleutnant seine Blicke streng und unwillig auf Froben heftete. Ueber das feine blasse Gesicht des Direktors flog eine leise Röte.

„Das ist leider noch nicht alles," fuhr Selling fort. „Der wenig ehrenvolle Denkzettel hatte, wie es scheint, noch nicht gefruchtet. Aus der Strafanstalt entlassen, hat Herr Froben, wie ich weiter feststellen konnte, sich einem Lebenswandel ergeben, den ich hier mit Rücksicht auf das Reinlichkeitsbedürfnis der Herren nicht weiter schildern will. Es genüge die Thatsache, daß er längere Zeit ständiger Gast der niedersten Kneipen war, in denen er denn auch wiederholt seine nächtliche Unterkunft gesucht und gefunden hat. Welchen — standesgemäßen Umgangs er sich da erfreuen durfte, können sich die Herren selber vorstellen, zumal wenn sie erfahren, daß die Thätigkeit des Herrn Doktors zeitweilig darin bestanden hat, in Gesell-

schaft seiner neuen Freunde die Straßen der Reichshauptstadt mittelst Schippe und Besen vom Schmutze zu säubern. Gewiß eine sehr nützliche Beschäftigung, nur scheint es mir doch einigermaßen zweifelhaft, ob die Herren geneigt sein werden, ihre leitenden Kräfte gerade in den Kreisen der — Gassenkehrer zu suchen."

In den Augen Frobens blitzte es auf. Ein Zucken ging durch seinen Körper, es schien, als wolle er aufspringen. Aber schon im nächsten Augenblicke hatte er sich bezwungen. Diese übermenschliche Selbstbeherrschung hatte etwas Unheimliches. Mehrere der ihm zunächst Sitzenden rückten wie instinktiv ihre Stühle von ihm ab, sei es, um ihre Verachtung auszudrücken, sei es aus einer gewissen unwillkürlichen Scheu vor dem Manne, der hier so schwer gezeichnet wurde.

Das Entsetzen des Geheimrats hatte seinen Höhepunkt erreicht. Kalter Schweiß war ihm auf die Stirn getreten, er fuhr sich mit dem Taschentuche darüber. Seine Tochter, die Tochter des Geheimen Regierungsrats von Cornow, die Verlobte eines ehemaligen Gassenkehrers! Wenn das an die Oeffentlichkeit gelangte! Mit Fingern würde man auf ihn weisen! O der Schande, der Schande! Was schlimmer war: die Gefängnisstrafe oder diese Erniedrigung — Gassenkehrer! —

er wußte es selbst nicht. Vielleicht noch eher das letzte.

„Nach diesen Enthüllungen", bemerkte Herr Grünfisch mit verachtungsvollem Lächeln, „ist es mir freilich klar geworden, daß die Sympathien des Herrn Froben dem soliden bürgerlichen Mittelstande nicht gehören können. Dafür werden sie sich wohl den Herren Genossen zugewandt haben, mit denen er seine eben erwähnte ‚nützliche Thätigkeit' ausgeübt hat."

„Nu jewiß is det 'ne nitzliche Thätigkeit," erklärte, ganz unerwartet in die Verhandlung eingreifend, Herr Bambuß. „Daß det nu 'ne Schande sein soll, det kann ick nu jrade nich finden. Propper sollen doch de Straßen sind, und mit nasse Eisbeene un dreckige Stiebeln wollen Se doch ooch nich rumlatschen, un de Arbeet mit de Schippe, die is jrad so gut wie ne andre ehrliche Arbeet ooch. Ob det nu ‚standesjemäß' is oder nich, det jeht uns hier jarnischt an. Un wat der Dokter sonst villeicht ausjefressen hat, det steht uff'n andern Blatt. So is et, jawoll. — P — hu — uh!"

Herr Grünfisch hielt es nicht für der Mühe wert, auf diese Belehrung einzugehn. Auch die andern ließen sie unbeachtet.

Selling nahm wieder das Wort.

„Wie Sie sehen, meine Herren, hat Herr Froben

auch gegen diese Thatsachen nichts einzuwenden. Ich muß nun das Weitere den Herren anheimstellen. Ich hielt es, wie gesagt, für meine Pflicht, Sie von der Lage der Dinge in Kenntnis zu setzen. Wenn die Herren aber trotzdem meinen sollten, daß sie des Herrn Doktors als leitender Kraft nicht entbehren können —"

„Das ist ganz ausgeschlossen," erklärte der Oberstleutnant kurz und entschieden, „ich müßte in einem solchen Falle meinen sofortigen Austritt erklären."

„Ich auch."

„Ich auch."

Hinzius, Grünfisch und noch einige andere gaben diese Erklärung ab.

Professor Horstmann räusperte sich.

„Ich meine doch, meine Herren," sagte er stockend und nicht ohne Verlegenheit, „daß wir — auch den Angeklag — ich meine, wir müssen doch, bevor wir endgiltig Stellung nehmen, auch Herrn Doktor Froben anhören. Das sind wir ihm wohl schuldig. Wenn er auch die Thatsachen gewissermaßen zugegeben hat, so muß doch irgend etwas in der ganzen Sache sein, was diese überraschenden, mir kaum faßlichen Enthüllungen einigermaßen zu erklären, vielleicht auch in einem andern, milderen Lichte darzustellen vermag. So, wie wir sie ge-

hört haben, kann ich mir, offen gestanden, die ganze Sache gar nicht recht zusammenreimen."

„Det soll woll sind," bestätigte Herr Bambuß. „For mir is de janze Jeschichte ooch schleierhaft. Irjend wat stimmt da nich, un wat nich stimmt, det stimmt nich. Daß unser Dokter 'n janz jewöhnlicher Pennbruder jewesen is, det jloob' ick noch lange nich. Davor kenn' ick ihm zu jut. — Na, Dokter, riskieren Se doch ooch mal 'ne Lippe!"

Diese Anregung, wurde sie auch von dem ihm wenig sympathischen Schlächtermeister vertreten, war dem Geheimrat willkommen. Ein schwacher Hoffnungsschimmer ging ihm auf. Vielleicht beruhte das Ganze doch nur auf irgend einem unseligen Mißverständnisse, irgend einem unheilvollen Wahn, der sie alle zum Narren hielt.

„Herr Doktor Froben, was haben Sie auf die Anschuldigungen des Herrn von Selling zu erwidern?"

Froben holte tief Atem.

„Ich kann nur sagen," sprach er langsam und mit leiser Stimme, „daß die von Herrn von Selling vorgebrachten Thatsachen sämtlich der Wahrheit entsprechen."

Wieder leuchtete es wie Triumph auf Sellings Mienen.

„Ja, es ist wahr," fuhr Froben fort, und seine Stimme bebte vor innerem Schmerz, „ich habe mich nach einer freudlosen, unterdrückten Jugend von der Leidenschaft hinreißen lassen, habe in einer unseligen Stunde Gesetz und Sitte gebrochen und habe dieses Vergehen durch eine Gefängnisstrafe gebüßt. Es ist auch wahr, daß ich später, nachdem ich mich für mein ganzes Leben entehrt glaubte, an meiner Zukunft, an Gott und Menschen verzweifelte, zeitweilig einem Leben hingegeben habe, an das ich jetzt nur mit Ekel und Schaudern zurückdenken kann. Es ist wahr, daß ich später, völlig mittel-, ja obdachlos, jede Gelegenheit ergriffen habe, mein Dasein durch ehrliche Arbeit zu fristen, und daß ich durch manche Nacht mit zerlumptem Volke auf den Straßen der Reichshauptstadt gearbeitet habe. Dessen aber, meine Herren," — hier richtete sich Froben stolz auf — „habe ich mich *nicht* zu schämen. Als ich meine damalige falsche Scham überwunden und mit diesen meinen Händen zu Schippe und Schaufel gegriffen hatte, da kam mir nach langer Leere, Trostlosigkeit und Verzweiflung zum ersten Male das Gefühl meines Menschenwertes wieder, da begriff ich, daß kein Mensch, der sich ehrlich in den Dienst der Gesamtheit stellt, und sei es auch durch die niedersten Verrichtungen, unnütz auf

dieser Erde ist, daß niemand, auch der größte Sünder nicht, der noch redlichen Strebens fähig, zu verzweifeln braucht, und daß Gott gnädig und barmherzig ist und nur Menschen ohne Erbarmen sind. Da aber, als ich Vergleiche anstellen konnte zwischen manchen der Leute, mit denen ich nachts die Gassen gekehrt, und manchen von denen, die tags in prunkvollen Equipagen auf Gummirädern über diese Gassen rollten, da fiel es mir auch wie Schuppen von den Augen, in welchen thörichten und äußerlichen Wahnvorstellungen von Ehre und Unehre die Menschen dahinleben. Darauf also, daß ich mich mit meiner Hände Arbeit durchgeschlagen und das bittere Brot der Armut geteilt habe, statt wie die meisten in meiner Lage im Schlamm zu versinken, darauf, meine Herren, bin ich stolz.

„Ich will nichts beschönigen, was ich wirklich verfehlt habe, aber wissen Sie denn so genau, ob Sie an meiner Stelle, mit meinen ererbten Anlagen, meiner Erziehung, aus meinen ganzen Lebensumständen heraus nicht in die gleichen, vielleicht in schlimmere Verfehlungen sich verstrickt hätten?

„Meine Kindheit war eine einzige lange Unterdrückung der Natur, Leid und Trübsal die einzigen Gäste in unserm Hause. Alles, was Froh-

sinn und Lebenslust hieß, war mir als Sünde verpönt. Für mich gab es nur Pflichten, nicht nur die eigenen, sondern auch die für zwei Brüder, die ein tragisches Ende genommen hatten. Ich will Sie mit diesen traurigen Familienverhältnissen verschonen, genug, daß das Schicksal der Brüder wie ein Alp auf meiner ganzen Jugend gelastet hat, daß ich die Aufgabe hatte, alles zu ersetzen und nachzuholen, was durch jene versäumt und verloren war. So wurde ich ein Musterknabe, ich wurde es gegen meine Natur, die von Saft und Kraft strotzte, ich wurde es, um einem geliebten Vater der Trost eines schmerzgebeugten Alters zu sein. Ich hätte es nicht übers Herz gebracht, ihn zu betrüben, so sehr sich auch meine Natur gegen den Zwang, den ich ihr auferlegte, empörte, und je älter ich wurde, um so stärker empörte. So war ich zum angehenden Studenten herangereift, ohne vielleicht auch nur einen einzigen losen Streich, eine einzige gröbere Unart verübt zu haben. Da starb der Vater. Unser Besitz kam unter den Hammer und ich zu einer wohlhabenden Tante, die mich die Universität besuchen ließ. Es war dieselbe, die nach dem frühen Tode der Mutter meine Erziehung geleitet hatte, eine harte, freudlose, verbitterte Erziehung, in der das Wort ‚Sünde' Anfang und Ende bedeutete. Sie meinte

es ja gut mit mir, aber ihr Gesichtskreis war beschränkt und ihr Gemüt verhärtet. Ich war alt genug geworden, einzusehen, daß meine ganze erste Jugend in unerhörter Weise vergewaltigt worden, und jetzt sollte sie weiter unterdrückt und geknechtet werden. Die Tante wollte mich, den in bitterer Kindheit früh gereiften Mann, in lächerlicher Gebundenheit halten. Meinen Vernunftgründen setzte sie Bibelsprüche entgegen, die oft paßten wie die Faust aufs Auge und mich wie Hohn berührten. Trotz und Grimm erfüllten mich. Ich fühlte und wußte, daß meine Jugend neben den Pflichten auch Rechte hatte, und ich war entschlossen, mir diese Rechte nicht verkümmern zu lassen. Der Vater schlief unter dem grünen Rasen: diese Rücksicht also, die mich so lange gebändigt hatte, schied aus. Ein, zwei Semester ließ ich mir den Zwang knirschend gefallen, dann warf ich die Zügel ab. Ich ließ die Tante reden, was sie wollte, und that nach meinem Gefallen. Alles, was ich an angeborner Lebensfreude und Leidenschaftlichkeit so lange in mich hinein gewürgt hatte, das kam jetzt zum Ausbruch und riß alle Dämme fort. Gearbeitet habe ich auch damals, weil mir die Wissenschaft Freude machte. Aber daneben war ich einer der wildesten unter meinen Kommilitonen. Ich wollte mich nicht zügeln. Im

Gegenteil! Nachholen wollte ich, was mir das Leben bisher versagt hatte, mich entschädigen für das trostlose, trübe Grau meiner ersten Jugend. Die einzige Sorge war, vor der Tante meinen Lebenswandel zu verbergen. Ich fühlte mich ihr gegenüber im Recht, wie einer, der wohlbegründete Forderungen hat, sie aber nicht auf dem Wege Rechtens eintreiben kann und deshalb zur List und Gewalt seine Zuflucht nehmen muß. Nicht Dankbarkeit, eher Haß erfüllte mich gegen sie. Ein vernünftiges Aussprechen, eine Verständigung mit ihr war unmöglich. Eine geraume Weile gelang es mir, mein Treiben vor ihr zu verheimlichen. Dann kamen Schulden; Kredit hatte ich ja, weil meine Tante als wohlhabend bekannt war und niemand daran zweifelte, daß sie für ihren leiblichen Neffen, ihren einzigen lebenden Verwandten, eintreten werde. Auch ich zweifelte nicht daran, so groß auch ihr Zorn darüber sein würde. Solange sie gewissermassen die Verantwortung für mich trug, mußte sie nach ihren strengen Begriffen auch dafür aufkommen. Durch einen Gläubiger, der sich nicht länger vertrösten ließ, kam alles ans Licht. Ich war auf eine fürchterliche Scene gefaßt, aber es kam anders. Sie trat mir eines Tages sehr ruhig, wenn auch sehr kalt mit der Eröffnung entgegen, daß sie

alles wüßte, und fragte mich nach der Höhe meiner sämtlichen Verpflichtungen. Offenbar hatte sie zuvor im stillen einen schweren inneren Kampf ausgefochten. Ich mußte ihr alles beichten. Dann erklärte sie mir, daß sie dieses Mal meine Schulden auf Heller und Pfennig bezahlen wolle, sie thue das mit Rücksicht auf meinen seligen Vater, ihren Bruder. Dies erste Mal sei aber auch das letzte, darauf könnte ich mich bestimmt verlassen. Sollte ihr ähnliches noch einmal zu Ohren kommen und ich meinen Lebenswandel von diesem Tage ab nicht von Grund aus ändern, dann dürfe ich nicht nur nicht mehr auf sie rechnen, sondern solle mich auch darauf gefaßt machen, eine andere Unterkunft zu suchen. Diesmal aber wolle sie mir noch vergeben.

„Die unerwartet ruhige Art, mit der sie mir meinen Leichtsinn verziehen und meine nicht unerheblichen Verpflichtungen übernommen hatte, beschämte mich. Ich beschloß eine ernstliche Umkehr, und es ging auch eine Zeitlang alles nach Wunsch. Da trat jene Frau in mein Leben . . ."

Froben strich sich mit der Hand über Stirn und Augen. Die Erinnerung mochte ihn wohl überwältigen. Nach einer Weile fuhr er leise fort:

„Auf einem Gartenfeste lernte ich sie kennen. Mir war's, als sähe ich die Jugend, die an

mir vorübergegangen, die Schönheit, die ich nicht gekostet, die Lebensfreude und den schimmernden Glanz, die ich nur aus Märchen und Erzählungen kannte. Ich hatte wohl ein paar Semester lang mit den Kommilitonen sinn- und gedankenlos gewüstet und allerlei Tollheiten und Ausschweifungen verübt — jetzt packte mich zum ersten Male wirkliche Leidenschaft zu einem weiblichen Wesen.

„Ich tanzte mit ihr. Dann führte ich sie auf ihren Wunsch in den Garten zurück, wo sie mich ihrem Manne vorstellte. Ein kleines, dürres Männlein mit gemeinen, häßlichen, offenbar vom Trunke geröteten Zügen, mindestens um die Hälfte älter als sie. Er kam mir mit widerlicher Freundlichkeit entgegen und forderte mich auf, an seinem Tische Platz zu nehmen. Verschiedene Speisen und Getränke wurden bestellt, deren Bezahlung für sich und seine Gattin er mir, dem jungen Studenten, großmütig überließ. Ich sah ihre peinliche Verlegenheit, ihr Erröten. Brennendes Mitleid kam zu dem berauschenden Eindrucke ihrer Persönlichkeit. Sie war also unglücklich! Wie konnte es auch anders sein! Diese junge, reine Schönheit an einen verkommenen Zwerg gekettet. Ich begann in Gedanken mit der Rolle des Ritters zu spielen, der die Prinzessin vom

Drachen erlösen soll. Eine Einladung in ihr Haus war die Folge unserer Bekanntschaft.

„Wie soll ich Ihnen das Weitere schildern? Die Leidenschaft hatte mich gepackt. Und das war die Leidenschaft eines Mannes, dem sie schon vom Mutterleibe her in die Adern gegossen war; ja, auch in mir war etwas von dem, was das blühende Leben zweier Brüder vernichtet hatte; etwas von dem Erbteil einer reich und tief, aber ebenso unglücklich veranlagten Mutter. Und das alles war fast ein ganzes Menschenalter lang — ich zählte damals bald 25 Jahre — in die dumpfe, muffige Kelleratmosphäre von Leid, Trübsal und Sorge und einer unnatürlichen mustergiltigen Korrektheit eingepfercht gewesen, hatte sich nicht einmal in ungebundener Jugendlust austoben dürfen, die vielleicht als Ventil gedient hätte. Dies unheimliche Feuer eines angeborenen leidenschaftlichen Temperaments sollte durch Moral und Weisheit des Alters zurückgedämmt und erstickt werden. Aber es hatte sich im stillen nur tiefer in mich hineingefressen und reißend um sich gegriffen. Niemand, am wenigsten mein guter Vater hat jemals geahnt, wie es in Wahrheit um mich bestellt war, und ich danke Gott noch heute, daß er es nicht mehr erleben mußte. Ich selbst habe es ja nicht einmal geahnt.

„Ich wurde bald ein häufiger, ja täglicher Gast des Hauses. Wir hatten — ich glaubte es wenigstens — gemeinsame geistige Interessen, wir lasen und musizierten zusammen, sie machte mich bald zum Vertrauten ihres ehelichen Unglücks. Ihre mit zahlreichen Kindern gesegneten Eltern hatten sie als ganz junges, völlig mittelloses Mädchen wider ihren Willen an den Beamten mit dem kleinen, aber sicheren Einkommen und der möglichen Carriere verkuppelt. Den Gatten, der unser stundenlanges Beisammensein ruhig duldete, der sich bei meinen Besuchen sogar meist diskret entfernte, als wolle er nicht stören, gewöhnte ich mich allmählich mit offener Verachtung zu behandeln, wogegen er keine Gelegenheit vorübergehen ließ, mich durch kleine Zwangsanleihen zu brandschatzen. Ich konnte nicht anders glauben, als daß ihm in seiner Verkommenheit außer dem Gelde und dem Branntwein alles gleichgiltig sei. Es war dem doch nicht also. Ich ahnte nicht, daß dieser Mann von Haß und glühender Eifersucht verzehrt wurde, daß er es geflissentlich darauf angelegt hatte, uns, besonders mich in seine Hände zu bekommen. Seiner niedrigen, feigen Natur war jedes offene Vorgehen zuwider. Lieber duldete er alle Qualen der Eifersucht in dem wollüstigen Gedanken an seine Rache, die ihm dann

um so sicherer war. An seine Rache oder an seinen — Vorteil. Denn so entnervt war dieser Mensch bereits durch den Alkohol, daß selbst ein so starkes Motiv wie die Rachsucht gegen den Wunsch, reichliche Mittel zur Befriedigung seines Gelüstes zu erhalten, nicht standhalten konnte.

„Das Spiel glückte ihm nur zu gut. Erlassen Sie mir die Schilderung jener Stunde. Ich kann Ihnen nur ohne jede Absicht der Entschuldigung oder Beschönigung wiederholen: die Leidenschaft hatte mich gepackt. Leidenschaft, meine Herren! Nicht jeder, der das Wort braucht, weiß, was es zu bedeuten hat. Wie das Blut siedend und flimmernd zu Kopfe steigt, das klare Denken verdunkelt und betäubt, und wie dann die wirkliche Welt mit ihren Gesetzen und Ordnungen in einem Taumel der Phantasie untergeht und eine neue Welt sich den berauschten Sinnen vorgaukelt, eine Welt zügelloser Vorstellungen, in deren Mittelpunkt, um den sich alles, alles dreht, der gekrönte Wunsch erscheint.

„Als er mich fest hatte, eröffnete er mir nach einer komödiantenhaften Vorbereitungsscene, daß mir nur die Wahl bliebe, mich selbst und seine Frau ins Gefängnis zu bringen oder aber im Laufe einer bestimmten Frist 20000 Mark bar an ihn auszuzahlen; nur in diesem Falle wolle

er von Scheidung und Strafantrag absehen. Auf meine Einwendungen, daß ich ja, wie er selbst wüßte, über solche Summen durchaus nicht verfügte, wies er mich höhnisch an die Tante, für die ja ein derartiger Betrag keine Rolle spielen und die es gewiß nicht dulden werde, daß man ihren lieben Neffen ins Gefängnis stecke. Dabei machte er mir einige detaillierte Mitteilungen über das bewegliche und unbewegliche Vermögen der Tante, aus denen ich entnehmen konnte, daß er darüber weit genauer orientiert war als ich, und daß er schon von langer Hand umfassende Erkundigungen eingezogen, wie überhaupt den ganzen Plan auf das sorgfältigste vorbereitet hatte.

„Meine Lage und Gemütsverfassung können Sie sich denken. Ueber die Sinnesart meiner Tante gab ich mich keinen Illusionen hin. Ich wußte, daß es ihr Ernst war mit dem, was sie mir damals bei Bezahlung meiner Schulden gesagt hatte. Jedenfalls wollte ich bis zum äußersten warten, bevor ich mich an sie wandte. Inzwischen strengte der Mann die Scheidungsklage an. Das war mir sogar erwünscht. Denn auf diese Weise wurde sie ja von ihm befreit, und ich war fest entschlossen, sie, sobald es die Verhältnisse nur irgend gestatteten, zu meiner Gattin zu machen. Die Scheidung wurde glatt ausgesprochen, die

Frau als der allein schuldige Teil erklärt. Dabei, hoffte ich noch immer, würde er es wohl bewenden lassen. Welches Interesse hatte er daran, sich selbst bloßzustellen? Da aber trat er mit der Erklärung an mich heran, daß er, da die Antragsfrist in fünf Tagen abgelaufen sein werde, innerhalb dreier Tage das Geld haben müsse, andernfalls werde er unwiderruflich gegen mich und seine Gattin auf Grund des § 172 den Strafantrag stellen.

„Nun blieb mir nichts übrig. Ich mußte mich der Tante offenbaren. So schwer mir der Entschluß wurde, so fürchterlich ich mir auch die Scene ausmalte: sie konnte mich, den Sohn ihres leiblichen Bruders, doch nicht ins Gefängnis stecken lassen. Aber ich hatte mich geirrt. Ein maßloser Wutausbruch, dann eisige Kälte und die Erklärung, sie dächte gar nicht daran, mir ein derartiges Opfer zu bringen — dazu sei sie auch gar nicht in der Lage — und mich oder gar das ‚leichtfertige, verbrecherische Frauenzimmer' der verdienten Strafe zu entziehen. Besonderer Haß schien sie gegen die Frau zu erfüllen — es war wohl etwas von Eifersucht darin und von jener instinktiven neidischen Abneigung des gealterten, verbitterten, lieb- und freudlosen Weibes gegen die jugendliche, schöne, liebenswürdige und lebens-

freudige Mitschwester. Meine Empörung über diese Verunglimpfung derjenigen Person, die ich über alles stellte und die mir — ich wußte es damals nicht anders — ihr Höchstes, ihre Ehre geopfert hatte, verschlimmerte die Lage nur. — Wenn mich und meine Mitschuldige — das war das endgiltige Ergebnis unserer Auseinandersetzung — die verdiente Strafe ereile, so sei das Gottes Wille und Gericht, und es wäre Sünde, sich gegen Gottes Willen aufzulehnen. Sollte es Gott gefallen, das Herz meines Anklägers oder meiner Richter zur Milde und Vergebung zu lenken, so werde auch sie darin einen Wink des Himmels erblicken und mir ihre Thüre nicht ganz verschließen. Das war alles, was meine Vorstellungen und Bitten erreichten. Nimmer aber werde sie einen Menschen, der wegen einer solchen groben Sünde im Gefängnis gesessen, in ihr christliches Haus aufnehmen. Da könnten sie ja die Leute noch beschuldigen, der Sünde Vorschub zu leisten. Die Sünde selbst also hätte sie mir allenfalls noch verziehen, nur der Geiz, der Haß und das Urteil der Welt machten sie unverzeihlich. Was hätten auch die Mitglieder des frommen Kränzchens gesagt, das sich alle Freitag zum Kaffee bei ihr versammelte? Sie hätten die Schwelle des sündigen Hauses gewiß nicht mehr betreten. Ich

will der Toten nicht zu nahe treten, — sie hat ja später gut gemacht, was sie gut machen konnte, — aber, meine Herren, es ist doch oft ein gar eigen Ding um das, was wir ‚Christentum' nennen!

„Und so kam es, wie es gekommen ist. Was ich ausgestanden habe, ich schweige darüber. Mein eigenes Los war hart, mehr als das. Ich fühlte mich entehrt. Aber daß sie, sie, die mir alles geopfert hatte, um meinetwillen dies für sie doppelt fürchterliche Los teilen mußte, das war ein Gedanke, kaum zu fassen und nicht zu ertragen. Und doch war es noch nicht der bitterste Tropfen in diesem Kelche.

„Mehr als je liebte ich sie nach dieser Zeit. Und mehr wie je war es für mich selbstverständlich, daß unsere Geschicke nun auf immer und unlösbar verknüpft waren. Ich mußte ihr als meiner rechtmäßigen Gattin die Ehre wiedergeben. Das sagte ich ihr, als wir uns zum ersten Male wiedersahen.

„Wie erstaunte ich schon, als sie mir nach dieser Leidenszeit verhältnismäßig gefaßt und heiter entgegentrat. Aber dann — dann wurde es plötzlich Nacht in mir. Nacht, ich kann es nicht anders bezeichnen. Sie wies meinen Antrag lächelnd zurück. Das sei ja alles sehr gut gemeint, aber doch kin-

discher Unverstand, da wir beide nichts besäßen. Wir müßten nun ein jeder seinen eigenen Weg gehen. Sie habe auch schon eine Stellung als Repräsentantin bei einem Witwer, einem reichen Gutsbesitzer der Umgegend, angenommen. Und da durchschoß es mich wie ein Blitz: ich sagte ihr auf den Kopf zu, daß sie mit diesem Manne schon früher in Beziehungen gestanden habe. Ueberrascht und verwirrt, konnte sie nicht leugnen. Ich war also weder der erste noch der letzte. Jetzt begriff ich, daß mich der Gatte nur als reife Frucht vom Baume seines Ehelebens geschüttelt hatte.

„Und das war meine erste Liebe! O Gott!"

Es war seltsam, wie ein Erröten der Scham über das zuckende Antlitz des reifen Mannes ging und ein feuchter Schimmer sich über seine klaren Augen legte.

„Ich weiß nicht mehr, wie wir uns trennten. Ich weiß auch nicht, was aus ihr geworden ist. Ich habe sie niemals wiedergesehen."

Erschöpft ließ sich Froben auf seinen Stuhl nieder.

Längeres Schweigen herrschte. Endlich nahm der Oberstleutnant das Wort.

„Es ist ja ein ganzer Roman, den uns Herr — Froben da eben erzählt hat" — auch dem Oberstleutnant schien es nicht mehr angemessen und not-

wendig, Froben den ihm gebührenden Doktortitel zu geben — „und ich hätte nichts dagegen gehabt, wenn die Erzählung etwas weniger ausführlich gewesen und uns die Details dieser unerquicklichen Affaire erspart geblieben wären. Alles das schafft die Thatsache nicht aus der Welt, daß Herr Froben sich in gröblicher Weise gegen Gottes Gebot und bürgerliches Gesetz versündigt und dafür eine Strafe erlitten hat, die ihn — ich glaube hier auch im Sinne der anderen Herren zu sprechen — zu einer weiteren Ausübung seiner bisherigen Thätigkeit in unserer Mitte nicht mehr als qualifiziert erscheinen läßt. Als Christen müssen wir ja dem sündigen Bruder, sofern er aufrichtig bereut, vergeben, aber ein weiteres Zusammenarbeiten halte ich unter den obwaltenden Umständen — für meine Person wenigstens — für ausgeschlossen."

„Ganz ausgeschlossen," bestätigte Herr Hinzius, indem er Dörffel mit einem Blicke zu einer gleichen Aeußerung aufforderte.

„Janz ausjeschlossen," wiederholte nun auch dieser im Tone unerschütterlicher Ueberzeugung.

Nachdem der Oberstleutnant sein Votum abgegeben, konnte für Dörffel kein Zweifel mehr obwalten, was im gegebenen Falle „vornehm" und „schneidig" war. Daß er selbst in ge-

wissen weiblichen Kreisen mit großer Verve den Don Juan spielte, daran dachte er jetzt nicht einmal.

„Namens meiner politischen Freunde", eröffnete Herr Grünfisch im Tone eines Fraktionsredners, „habe ich zu erklären, daß auch ich ein weiteres Zusammenarbeiten mit Herrn Froben mit den Interessen des Mittelstandes nicht für vereinbar halte."

Wie auf Verabredung war Froben plötzlich der Doktortitel entzogen worden.

„Na na na, haben Se sich man nich alle so," meinte Herr Bambuß gelassen, „un dhun Se man bloß nich, als ob Se jleich uff'n Rücken fallen mißten. Et passieren janz andre Jeschichten" — hier ging seine Stimme in einen singenden Ton über — „und bei janz andre Perseenlichkeiten, wo niemand nich nach fragt und de fremmsten Leite noch stramm stehn un 'n Hut in de Hand halten. Dat se unsern armen Dokter injespunnen haben, det's ja 'ne eklige Sache, un ick winschte bloß, deß mich die Karnalje von eenen Wasserpollacken — denn so 'n oller Pollack aus Kleensibirien wird det infamichte Biest, der Lackschinski, woll jewesen sind — mang de Beene jeloofen keeme. Un ieberhaupt, ick muß sagen, det mir die janze Jeschichte tief jeriehrt hat. Schad' nur, deß meine

Juste, wat meene Olle is, heite nich mitten mang is, die dhut Se nämlich jerne mal 'n Endeken runterweenen un jeht alle Sonntag zu 'n Thränen-Schulzen in de Preedigt. — Ja, wat ick sagen wollte: die janze Sache is doch mehr 'n Drauerspiel un 'n jroßes Unjlick wie wat andres, un so 'ne unschuldije Schäfken sin wir doch alle nich, deß wir da jleich mit Asphalt schmeißen mechten. De Herren Leitnants sin de besten Brieder ooch nich, un ieberhaupt det Millitehr —"

„Ich dulde es nicht," unterbrach der Oberstleutnant den Redner barsch — „daß in meiner Gegenwart der Offizierstand und unsere herrliche Armee, der anzugehören ich selbst die Ehre habe, in den Staub gezogen werden. Herr Bambuß scheint überhaupt nach der ganzen Art seiner Betrachtungen völlig zu verkennen, wen er vor sich hat und welche Ziele uns hier versammelt haben."

„Wer wir sind un wat wir wollen?" erwiderte Herr Bambuß prompt, ohne sich im mindesten beirren zu lassen. „Schlucken wollen wir. Schlucken, schlucken, schlucken. Der eene bar Jeld, der andre 'n Piepmatz, und der dritte de ‚Macht' oder wat weeß ick sonst. Aber schlucken wollen wir alle. Schlucken, schlucken, schlucken."

Das Wort „schlucken" wiederholte er schnell,

wie er sonst wohl begierig schlürfend einen Teller Suppe auslöffelte.

Der größte Teil der Anwesenden war sprachlos vor Entrüstung.

„Herr Bumbaß!" rief der Geheimrat empört —

Dieses Mal verbesserte ihn der Schlächtermeister nicht, aber in seinen Augen erinnerte etwas an die Blicke eines gereizten Stiers.

„— ich verbitte mir Ihre unqualifizierbaren Unterstellungen!"

„Na wat denn sonst?" fragte der Schlächtermeister naiv. „Jlooben Se villeicht, deß ick mir mit scheene Redensarten von Jdejale und Rhabarber besoffen machen lasse? Wat mir anbelangt, — ick sage et ruhig, det ick in die janze Sache bloß von wejen 'n Piepmatz oder 'n Hoflieferanten rinjetreten bin.

„Na, det wird ja nu woll dieset Mal ooch stimmen."

Das letzte sagte Herr Bambuß voll behaglicher Zuversicht und Befriedigung.

„Det kam nämlich so: wie wir enet scheenen Morjens jrade bei'n Kaffee sitzen un meine Olle 'n Schkandalanzeiger schtudiert, da guckt se mir plötzlich mit janz verwilderte Oogen an un sagt: ‚Weeßte, Fritze,' sagt se, ‚du biste ja so weit 'n janz patenter Kerl, un ick habe dir ja ooch janz

jerne jenommen, wenn det for mir ooch keene janz ſtandesjemäße Partieh war' — ſe is Se nämlich, miſſen Se wiſſen, 'ne Kanzleiratsdochter — ‚aber daß du jar keen'n Or'n un ſonſtige Auszeichnungen nich haſt, wo doch die Brieder in 'n Kriejerverein meerſchtendeels mit 'ne janze Ausſtellung von Medalljen un ſolche Kinkerlitzken rumloofen, un daß ick, ne Dochter von 'n keeniglichen Kanzleirat, for die Weiber von alle die Hofliefe-ranten un Kommiſſionsräte bloß 'ne janz jewöhnliche ‚Frau Bambuß' bin, det paßt mir ſchon lange nich. Mit die par Jraue un 'n Silbernen for 'n Altar is et ja nu niſcht geworrn. Nu haben ſe aber, wie ick eben in 'n Schkandalanzeiger leſe, 'ne neie Jeſellſchaft uffjemacht, wat ſich Neiland nennen dhut, un wo ville vornehme un jroße Herren von 'n Hoff un de Rejierung mit mang ſind. Da jehſte hin, Fritze, un redeſt mit 'n Direktor, was 'n Herr Weſpe is un in die Bellealliancestraße wohnt, 'n verninftijen Ton. Jeld nehmen ſe alle.' ‚Da haſte recht, Juſteken,' ſage ick, ‚det muß wahr ſind: Jeld nehmen ſe alle. Aber ob ſe for det Jeld ooch wat rausjeben dhun, det ſteht uff 'n annern Blatt. Mit 'n Silbernen haben ſe mir ſchon rinjelegt. Na, wenn du Mumm haſt — uff 'n Jang ſoll et mich nich ankommen.' Na, un denn bin ick zu 'n Direktor

Wespe jejangen, un der hat mir denn ja ooch jewissermaßen Brief un Siegel dadruf jejeben, deß er mit 'n Herrn Jeheimrat un seine sonstige hohe Beziehungen die Sache schon befummeln wollte. 'n par Jraue habe ick natierlich wieder abladen missen. Na, det stimmt ja ooch so weit, for nischt is nischt, un for 'n Hoflieferanten is det ja ooch weiter keen Beenbruch nich.

„Jbrigens müssen Se det doch alleene wissen, Herr Jeheimrat."

„Nichts weiß ich," rief der Geheimrat empört, in dem Gefühl, in seiner amtlichen Stellung auf das peinlichste kompromittiert zu sein. „Ich verbitte mir nochmals und aufs allerentschiedenste Ihre Unterstellungen. Die ganze Sache ist mir völlig neu, und ich denke gar nicht daran, Ihnen einen Titel oder Orden zu verschaffen. Mit derartigen Geschäften befasse ich mich überhaupt nicht. Ich kann auch gar nicht glauben, daß Herr Direktor Wespe Ihnen dergleichen versprochen haben sollte."

Er wandte sich mit noch vor Zorn gerötetem Gesicht an den Direktor.

Dieser schien die Situation als äußerst unbehaglich zu empfinden.

„Es dürfte," erklärte er, sich verlegen die Hände reibend und sich unruhig auf seinem Stuhle hin und her windend, „es dürfte hier ein Miß-

verständnis unseres verehrten Freundes vorliegen. Ich habe ihm gegenüber allerdings der Zuversicht Ausdruck gegeben, daß opferfreudige Thaten im Dienste des Gemeinwohls und der Monarchie auch höheren Orts die ihnen gebührende Anerkennung zu finden pflegen und ich es nicht für ausgeschlossen hielte, daß auch in vorliegendem Falle eine solche Anerkennung eventuell stattfinden könnte, wenn sie von einflußreicher Seite angeregt würde, vorausgesetzt natürlich, daß diese sich dazu bereit erklärte. Irgend welcher bindenden Zusagen kann ich mich indessen durchaus nicht entsinnen.

„Es dürfte hier, wie gesagt," schloß Herr Wespe begütigend, „ein bloßes Mißverständnis vorliegen, wodurch ja nicht ausgeschlossen wird, daß die wohlwollende Aufmerksamkeit maßgebender Kreise sich von selbst und auch ohne unser Zuthun auf die bewährte patriotische und opferfreudige Gesinnung unseres hochverehrten Freundes richtet."

„Eventuell? Nich ausjeschlossen? Von selbst?" fragte der in seinen Hoffnungen schmählich Getäuschte ingrimmig. „Von selbst? Von selbst is jarnischt. Det kennen wir, uff den Kalmus piepe ick nich.

„Na wissen Se, Herr Direkter," fuhr er erbittert fort, indem er die Fäuste in die Seiten

stemmte, „Sie sind mir ooch 'n Feiner, 'n janz Feiner, eener von die mit Aermel, wissen Se" — er machte eine bezeichnende streifende Bewegung mit den Oberarmen. „For 'ne Mark funzig det Stick stellen Se jleich noch 'n par Dutzend neie Idejale uff — zu die 28 alte mit 'n Rhabarber? Det scheint Sie jarnich druff anzukommen. Ne feine Nummer det Neiland, det muß ick sagen! Un ick Dämelack habe jelobt, deß ick mit vornehme Herrschaften un anständije und reelle Leite zu dhun —"

Jetzt verließ den Geheimrat die Fassung. Was war das heute für ein Unglückstag! Erst jene Enthüllungen, dann diese kompromittierenden und beleidigenden Invektiven. Er sprang, kaum noch eines klaren Gedankens fähig, vom Sitze auf und rief mit zornbebender Stimme:

„Herr — Herr —"

Dieser unausstehliche Name, der ihn ebenso irritierte wie die Persönlichkeit seines Trägers: jetzt, in der maßlosen Erregung, konnte er sich mit ihm erst recht nicht abfinden.

„Herr Bim — Herr Bum —"

Einige der Anwesenden konnten sich nicht enthalten, laut aufzulachen.

„Bambuß!" donnerte der erboste Schlächtermeister dazwischen, „Bambuß heeße ick, Schock-

schwernot nochmal! Wollen Sie mir mit mein'n ehrlichen Nam'n verhohnepiepeln? Ick bin nich Ihr Bimbam, verstehn Se mir? —

„Oller Quatschkopp!"

Diese letzte Bemerkung war nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt gewesen. Sie sollte nur der persönlichen Gemütserleichterung des schwer erzürnten Schlächtermeisters dienen. Aber in der Erregung war sie ihm mehr als halblaut entschlüpft, so daß sie in der empfänglichen Stille, die bei seinem Zornausbruch plötzlich eingetreten war, von sämtlichen Anwesenden klar und deutlich vernommen wurde.

Das war zu viel.

Der Geheimrat sank auf seinen Stuhl zurück und fuhr sich mit dem Taschentuche über die Stirn.

„Ich bin am Ende," stammelte er.

Selling legte sich ins Mittel.

„Es wird nichts übrig bleiben," erklärte er mit dem hochmütigen Diskant, den seine Stimme in derartigen Situationen anzunehmen pflegte, „als dem angenehmen Herrn durch den Bureaudiener den Ausgang zeigen zu lassen."

Da aber erhob sich Herr Bambuß.

„Wa? Wat sagen Sie? Birohdiener? Sie wollen mir rausschmeißen lassen? Sie mir? Nee,

mein Jungeken, det lassen Se man lieber. Sonst kennten Se wat erleben, mitsamt Ihren Birohfatzken, un nich zu knapp, verstehn Se mir?

„Ick drage $10^{3}/_{4}$."

Hierbei wies Herr Bambuß Selling die bekannte Hand, die sich aber jetzt zur Faust gerundet hatte.

„Un det hier —" Herr Bambuß streifte seinen rechten Aermel ein wenig zurück, aus dem eine Fülle von Fleisch und Muskeln hervorquoll, — „un det hier is ooch nich von Pappe! Det wollte ick Sie man bloß in aller Ziete und Freundschaft in de Lauscher jeflistert haben."

Er musterte Selling mit geringschätzigem Lächeln von Kopf bis zu Fuß.

„So 'n Jungeken will mir rausschmeißen lassen! Haben Se Worte? So 'n draurijet Pflänzgen, wat hinter andre Leite rumspionieren un mit Pollezei und Detektivs allens rausbaldowern dhut, wat 'n armes Wurm wie unser Dokter irjend mal in sein unjlicklichet Dasein ausjefressen hat — pfui Deibel! Nich in de Hand!"

Dann wandte er sich an Froben:

„Na denn adjes, Dokter." Er schüttelte ihm kräftig die Hand. „Lassen Se sich man nich von die Brieder untern Schlitten kriejen. Immer feste uf de Weste!"

Damit endete das denkwürdige Auftreten des Schlächtermeisters Friedrich Wilhelm Bambuß auf der Bühne der Weltgeschichte und der modernen Sozialreform.

„Gott sei Dank," bemerkte der Oberstleutnant erleichtert aufatmend, als sich die Thüre hinter der umfangreichen Person des Herrn Bambuß geschlossen hatte.

„Ein un—ver—schämter Patron," sagte Selling, noch immer bleich und zitternd vor Wut.

Der Geheimrat hielt es nicht für seiner Würde angemessen, die groteske Scene noch zum Gegenstand langer Erörterungen zu machen.

„Ich glaube, meine Herren," sagte er, „wir halten uns bei dem unwürdigen Vorfall nicht länger auf. Durch einen unglücklichen Zufall hat sich eine Persönlichkeit in unsere Mitte verirrt, der wir hoffentlich nicht mehr begegnen werden. Der Fall ist erledigt.

„Jetzt bliebe uns wohl noch" — der Geheimrat seufzte tief auf — „der Fall Froben."

„Ich sollte meinen," sagte der Oberstleutnant, „daß auch dieser Fall bereits seine Erledigung gefunden hat — in dem Sinne, in dem ich und mehrere andere Herren ihre Erklärungen abgegeben haben."

Dabei sandte der Oberstleutnant Froben einen

Blick, der sein Befremden darüber ausdrücken sollte, daß jener noch immer anwesend sei.

Froben erhob sich.

„Ist dies auch die Meinung der übrigen Herren?“ fragte er, wobei er namentlich Professor Horstmann und Pastor Eichwald ansah.

Der Professor wich Frobens Blicken aus. Er stützte den Kopf mit der Hand auf den Tisch, wühlte in seinem Haar und sah vor sich nieder.

„Schlimm, sehr schlimm,“ sagte er endlich kopfschüttelnd, „eine böse Sache. Was thun?“

„Ich kann und will,“ erklärte Pastor Eichwald, „Herrn Doktor Froben nicht verurteilen. Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet, sagt die Schrift. Und ich muß gestehn, daß ich der Erzählung des Herrn Doktors nicht ohne Teilnahme und Bewegung gefolgt bin. Vererbung, Erziehung, traurige Verkettung der Umstände scheinen da den Ausschlag gegeben zu haben. Einer jener Fälle, die uns daran erinnern sollten, wie sehr wir alle von unserem Milieu abhängig sind. Aber ich kann andrerseits auch den Herren nicht unrecht geben, wenn sie ein weiteres Verbleiben des Herrn Doktors in seiner gegenwärtigen Stellung nicht für opportun halten. Es ist doch nun einmal leider Thatsache, daß seine Vergangenheit nach verschiedenen Richtungen hin breite Angriffsflächen bietet,

die vor der Oeffentlichkeit leicht zum Schaden der Gesellschaft ausgebeutet werden können. In der exponierten Stellung aber, in der sich diese ohnehin befindet, muß sie alles vermeiden, was sie vor der Oeffentlichkeit kompromittieren könnte. Sie setzte sich sonst in der That der Gefahr aus, Faktoren außer Rechnung zu stellen, die für sie von größter realer Bedeutung sind. In derartigen Fragen aber, meine ich, haben die realen Faktoren zu entscheiden und unsere subjektiven Empfindungen, unsere rein menschliche Teilnahme zu schweigen, mögen sie an sich noch so berechtigt sein. Ich spreche hier weniger für meine Person — unsere Wege dürften ja doch bald auseinander gehn —, als aus den Interessen der Gesellschaft heraus. Die aber hat allerdings in erster Linie mit der öffentlichen Meinung zu rechnen. Auf die Sache, nicht auf die Person kommt es an, auch nicht darauf, ob uns die Person sympathisch oder antipathisch ist, ob sie in allen Stücken unsern persönlichen moralischen Anforderungen entspricht oder nicht, sondern darauf, was sie für die Sache bedeutet, was sie der Sache nützen oder schaden kann. Das ist meines Erachtens die einzig mögliche Politik, Realpolitik."

Diese Ausführungen schienen allgemeine Zustimmung zu finden. Ein Widerspruch erhob sich

nicht. Auch Professor Horstmann hüllte sich in nachdenkliches Schweigen. Beifälliges Nicken hatte die Rede des Pastors begleitet.

„Sehr wahr, sehr richtig," ertönte es jetzt von verschiedenen Seiten.

„Die öffentliche Meinung!" rief Froben. „Ist denn die öffentliche Meinung — Gott? Ist sie unser Gewissen? Statt daß wir ganz sind, was wir sind: Menschen mit menschlichen Fehlern und Schwächen, Lahme und Blinde, die einander führen und stützen sollten, belügen und betrügen wir uns und andere, stoßen wir uns gegenseitig noch tiefer ins Verderben, weil wir die ‚öffentliche Meinung' nicht gegen uns reizen wollen, diesen schlummernden Tiger, der jeden Augenblick bereit ist, aufzuspringen und einen jeden von uns zu zerfleischen. Einen jeden! Denn es giebt wohl keinen Menschen, in dessen Leben nicht irgend etwas aufgestöbert werden könnte, was, in der geeigneten Form an die große Glocke gebracht, ihn rettungslos diesem Tiger ausliefern würde, der nur scheinbar schlummert, in Wahrheit aber unablässig nach neuen Opfern blinzelnd späht. Und wo es nicht wirkliche Thaten sind, da sind es ungeborene Thaten, Gedanken und Wünsche, schwärzer vielleicht als irgend eine That, und nur deshalb nicht zur That geboren, weil der Mut dazu ge-

fehlt hat. Christen nennen wir uns, wir vergeben auch dem Sünder, aber die Vergebung kommt nicht vom Herzen, wenn das Herz auch möchte; aber es ist feige und zittert vor dem Tiger. Und so fällt die Vergebung nur von unseren Lippen, zu Reif erstarrt, unfruchtbar und frostig. Ja, wir wollen dir räudigem Schafe vergeben, wollen dir auch ein Almosen in die Hand drücken, aber zu schaffen haben wollen wir nichts mit dir, auf den Straßen wollen wir uns nicht mit dir zusammen sehen lassen, und unsere Arbeit darfst du nicht teilen, unsere Scharen darfst du nicht führen. Nicht, weil wir besser und klüger sind als du, sondern weil wir die öffentliche Meinung fürchten. Und wo ist diese öffentliche Meinung? Was ist sie? Ein Phantom, eine große Lüge, aus tausend einzelnen Lügen zusammengesetzt und doch von all den tausend Lügnern als Wahrheit geglaubt und verehrt. Können wir denn unser moralisches Dasein nur durch die Lüge fristen? Durch die Fährnisse des Lebens nur schreiten, indem wir uns an die Lüge klammern, an eine Vollkommenheit, die es nirgend giebt, an die wir, jeder einzelne für sich, selbst nicht glauben? Versuchen wir es doch einmal mit der Wahrheit, werfen wir den verräterischen Lügenstab, der in unserer Hand doch zur Schlange wird, von uns,

geben wir uns so, wie wir sind: als Menschen, die vor einander wenig voraus haben, was sie sich selbst verdanken. Verstecken wir uns nicht vor der Wahrheit, blicken wir ihr mutig ins Gesicht, so schön oder so häßlich sie auch sein mag, glauben wir an sie, und wir werden ohne jene Lügenkrücke freier und sicherer über die Wasser des Lebens schreiten als mit ihr. Aber weil wir im innersten, geheimsten Winkel unseres Herzens doch an das Gute nicht glauben, weil dort der Zweifel lauert, daß dem Guten wirklich der Sieg gehört, mit andern Worten: weil wir daran zweifeln, daß Gott wirklich Gott ist, deshalb versinken wir wie Petrus in den Wellen.

„Was ist es denn, das mich Ihrer Achtung beraubt, das mich in Ihren Augen unwürdig macht, an unserm Werke weiter mitzuarbeiten? Mein Vergehen? Meine Sünde? Ich glaube es nicht. Nein, gerade die Buße, die Sühne ist es, das, was mich in Ihren Augen reinigen sollte. Hätte ich das Geld gehabt, das jener Mensch damals von mir verlangte, hätte ich nicht die ‚entehrende' Gefängnisstrafe verbüßt, kein Hahn würde nach der ganzen Sache gekräht haben, und wäre sie jedem einzelnen von Ihnen noch so gut bekannt. Wenn nur die öffentliche Meinung sich der Sache nicht bemächtigte und nicht bemächtigen

konnte. Der äußere Erfolg entscheidet, nicht die That an sich, und zu allerletzt die Gesinnung des Menschen, die doch alles ist. — Ja, das ist Ihre Realpolitik, und ich frage Sie, Herr Pastor, kann etwas, was im kleinen zu solcher Lüge und Heuchelei führt, kann das im großen segensreich die Geschicke der Völker entscheiden? —

„Und, meine Herren," fuhr Froben fort, ohne die Antwort des Pastors abzuwarten, „prüfen Sie sich aufrichtig: soll ich Ihnen sagen, was weiter bei Ihnen so schwer gegen mich in die Wagschale fällt? Daß ich, wie Herr von Selling mit Behagen konstatiert hat, in den niedersten Kneipen meine Zuflucht suchte und oftmals suchen mußte, mit gewöhnlichem Volke umgegangen bin und ‚die Gassen gekehrt' habe. Ich habe nicht versucht, meinen Lebenswandel während einer gewissen Zeit irgendwie zu beschönigen. Aber wissen Sie denn auch, wie mir damals zu Mute war? Können Sie sich meine ganze Gemütsverfassung Stunde für Stunde und Tag für Tag so genau ausmalen, daß Sie die ganze Kette, in der ein Glied sich fest in das andere hakt, deutlich vor Augen haben, daß Ihnen jeder Zweifel darüber genommen ist, ob Sie nicht in meiner Lage auch gebrochen und überwältigt worden wären? Und dann, meine Herren: nicht daß ich in Kneipen und mit schlechter

Gesellschaft mich wüsten Ausschweifungen ergeben habe, erfüllt Sie mit so großem Abscheu, sondern daß es in ‚den niedersten' Kneipen geschah, daß meine Gesellschaft nicht nur eine schlechte, sondern auch keine ‚standesgemäße' war, daß ich in eine niedere Klasse herabgesunken war. Dieser soziale, dieser Klasseninstinkt, der aber Ihren eigenen offiziellen Ansichten von der Brüderlichkeit der Menschen und der sittlichen Gleichberechtigung aller ehrlichen Arbeit ins Gesicht schlägt, der entscheidet bei Ihnen. Unbewußt vielleicht, ich will das zugeben. Hätte ich statt in gewöhnlichen Wirtschaften meine Orgien in einer Chambre séparée bei Dressel oder Uhl gefeiert, und in einer Gesellschaft, die glänzende Uniformen oder vornehme Titel trug, sittlich aber gar oft viel, viel tiefer hätte stehen können als der Durchschnitt unserer Droschkenkutscher und einfachen Arbeiter — Sie würden die Sache nicht so tragisch nehmen. Dergleichen sind Sie ja von Ihren Söhnen und Pflegebefohlenen reichlich gewöhnt. Und so mancher von Ihnen wird sich wohl auch aus seiner Jugend ähnlicher Ausschreitungen erinnern."

Unwilliges Murren ließ sich vernehmen. Aber zum Worte meldete sich niemand.

„Und dann der ‚Gassenkehrer'! Das ist nun das Allerunverzeihlichste! Wie konnte ich mich

auch nur des Verbrechens schuldig machen, zu einer nützlichen physischen Arbeit zu greifen, statt etwa als Agent für Versicherungsgesellschaften oder Weinhandlungen die Häuser meiner ehemaligen Freunde und Bekannten unsicher zu machen, durch eine rührende Darstellung meiner traurigen Lage ihr Mitleid zu erwecken und sie zu unnützen Ausgaben zu bewegen, die doch nichts anderes als verschämte Almosen gewesen wären. — Ich habe unter dem Volke, mit dem ich gearbeitet, mancherlei Charaktere kennen gelernt, gute und weniger gute, angeborenes Zartgefühl und naive Herzensgüte neben groben Lastern und erschreckender Rohheit, — Charaktere von der Art eines Herrn von Selling — nicht."

„Ich möchte auch sehr darum gebeten haben," warf Selling höhnisch ein.

„Was die eigentlichen Motive dieses um die Ehre und Wohlfahrt der Gesellschaft so sehr besorgten Herrn gewesen sind, als er seine Rolle als deren getreuer Eckart spielte, das kann und will ich nicht einmal andeuten. Er wird mich aber verstehen —: um sich selbst die Bahn frei zu machen, ist er auf den Blutspuren meines verwundeten Lebens hinter mir hergeschlichen; wie die Hyäne des Schlachtfeldes hat er die Leichen meiner Vergangenheit aus dem Sande aufge-

wühlt, um sein gemeines Strebertum daran zu mästen."

„Empörende Frechheit!" rief Selling wütend.

„Ich sage das nicht etwa, um ihn zu beleidigen," fuhr Froben noch immer ruhig fort — „was könnte mir daran gelegen sein! Nein, es ist lediglich die objektive Wahrheit. Und in derselben objektiven Ueberzeugung sage ich weiter: ich habe in der Not zu Schippe und Schaufel gegriffen, ein Mann wie Herr von Selling hätte das nicht gethan, ein Mann wie Selling wäre in meiner Lage — Hochstapler geworden."

„Was erfrechen Sie sich, Sie — Sie Lump!" schrie Selling, außer sich vor Wut alle Korrektheit vergessend. „Unerhört, was sich so ein Lump, so ein — so ein vorbestraftes Subjekt noch alles erdreistet!"

Banges, atemloses Schweigen.

Alle hatten das Gefühl, als müßte sich im nächsten Augenblick etwas Gewaltsames, Fürchterliches ereignen. Unwillkürlich nahm Selling eine abwehrende, zurückgelehnte Haltung ein, als sei er auf einen Angriff gefaßt.

Aber nichts dergleichen geschah.

Wohl war ein Ruck durch Frobens Körper gegangen, in seine Stirne gruben sich tiefe Falten, die ihn um Jahre älter erscheinen ließen und ihm

ein fremdes Aussehen gaben. Aus seinem Gesichte schien das Blut langsam zu weichen und seine Schläfen zu füllen, deren Adern seltsam anschwollen und hervortraten.

Aber er holte nur tief Atem und sagte dann langsam und ruhig:

„Darauf werde ich vielleicht an einem andern Orte antworten, hier habe ich nichts mehr zu sagen."

Er ließ noch einmal seine Blicke über die Versammlung schweifen. Ein paar Sekunden lang stand er so auf seinem Platze, als erwarte er noch etwas.

Dann machte er eine kurze Verbeugung und entfernte sich.

Niemand erhob sich, niemand folgte ihm.

VIII.

Hastig war Froben aus dem Hause gestürzt. Er machte planlos einige rasche Schritte, dann blieb er plötzlich stehen:

Wohin?

Nebel quollen träge durch die Straßen, ein feiner Regen sprühte ihm ins Gesicht.

Hin und her wogte der Strom der Fußgänger an ihm vorüber. Hin und her fuhren die Pferde-

bahnen und Droschken. Sie hatten alle ein Ziel, die einen rechts, die andern links.

Nach welcher Richtung sollte er sich wenden? Er wußte es nicht. Unschlüssig an die Mauer eines Hauses gelehnt, stand er da.

Er hatte neben der Empfindung, maßlos beschimpft zu sein, nur die andere: auf die Straße gestoßen, allein!

Zu Hause erwartete ihn niemand. Er mochte fortbleiben, so lange er wollte. Sonst trieb ihn wohl die Arbeit. Für wen? Für was? Niemand begehrte danach, die anderen schlossen ihn von der ihren aus. War es nicht auch im Grunde lächerlich, für andere sich zu plagen? Vielleicht nur Selbsttäuschung: ein Mittel, das Bewußtsein der eigenen Ueberflüssigkeit und Zwecklosigkeit zu betäuben? Das Leben ist da, um gelebt zu werden. Leben kann nur, wer kämpft; der Kampf, der rücksichtslose, unbarmherzige, ist doch vielleicht das wahre Naturgesetz, das niemand ungestraft verkennt.

Ach ja, er hatte in der Versammlung der Neulandfreunde sehr schön, sehr überzeugt gesprochen. Wie Petrus hatte er an der Hand der Wahrheit und des Glaubens über die stürmischen Wasser schreiten wollen, und er war *doch* versunken, *trotz* seines Glaubens!

Auf einen harten Kampf war er gefaßt gewesen, auf eine schmachvolle Niederlage nicht. Er mußte ja siegen. Wenn er den anderen wahr und offen sein ganzes Innere enthüllte, die Dinge schilderte, wie sie sich entwickelt hatten und entwickeln mußten, dann konnten sie ihn ja gar nicht verurteilen, nicht ausstoßen, denn er fühlte, daß er nicht schlechter war als jene, vielleicht besser, vielleicht aus edlerem Holze geschnitzt. Und in diesem Bewußtsein und im blinden Glauben an seinen Sieg, der ja ein Sieg des Rechts und der Wahrheit, hatte er den Kampf aufgenommen.

Und nun war er unterlegen, schmachvoll; ohne jeden Zweck hatte er sich beschimpfen, zerfleischen lassen; nicht einer von den vielen hatte sich ihm angeschlossen, nicht der ihm befreundete Professor, der so tapfer und bieder gegen die „Realpolitik" zu wettern wußte, nicht der Pastor, der Mann Gottes und der Religion der Liebe.

Also mußte sein Glaube doch ein Irrglaube gewesen sein.

Und als ein Irrtum erschien ihm sein ganzes bisheriges Streben und Kämpfen.

O ich Narr, ich Narr! Er schlug sich mit der Hand vor die Stirn.

Es war ihm, als wanke der Boden unter seinen Füßen, als rollten die Gedankensteine, die

er sich mühsam zu einem idealen System zusammengetragen, um sich darauf wie auf eine Insel im Ozean zu flüchten, unter ihm fort ins Wesenlose, dem sie angehörten. Er war wieder mitten in der Flut, wie damals, als er sich nach all den schimpflichen und erschütternden Erlebnissen in den Strudel gestürzt. In der Flut, da gilt es schwimmen, kräftig die Arme regen, ohne sich umzusehen, den Versinkenden versinken lassen, niederdrücken, wer immer einem die Bahn und das Ufer versperren mag.

Und vergelten!

Mit übermenschlicher Kraft hatte er sich zu beherrschen gewußt, die ganze schmutzige Flut der Beleidigungen über sich ergehen lassen, immer in dem festen Glauben, daß Recht, Wahrheit und Liebe doch den Sieg über Narrheit und Lüge davontragen müßten.

Jetzt kam er sich wie besudelt vor. Die Erinnerung an das Erduldete trieb ihm das Blut ins Gesicht. Und ein empörtes Gefühl des Betrogenseins, des Hasses und der Begierde nach Vergeltung quoll in ihm auf und wurde immer mächtiger.

Wie hatte er sich nur so demütigen können! Er begriff sich selbst nicht. In dieser Stunde war er nicht mehr der gläubige Idealist, der ruhige

Philosoph; er wurde wieder, der er einst gewesen war, als er trotzig den Weg seiner Leidenschaft ging: der Sohn seiner Mutter, die liebte und marterte zu gleicher Zeit, der Bruder seiner Brüder, deren einer den andern zu Boden schlug.

Dazu hat er jahrelang gekämpft, dazu in Demut sich an jenes vergriffene Büchlein geklammert und das Kreuz auf sich genommen, um wie ein schmutziger Verbrecher mit offener Verachtung abgeurteilt, wie ein räudiger Hund auf die Straße gestoßen zu werden? Die Dämonen, die er überwunden glaubte, ergriffen wieder Besitz von ihm. Aber waren sie nicht vielmehr die Geister der gesunden Vernunft, wohlbegründete Ansprüche an die Güter des Lebens, auf die er ein Recht hatte wie jeder andere? Nichts war zu bedauern, es sei denn, daß er vom Leben so bitter wenig gehabt. Zu bedauern war nur, daß er sich nicht reichere Früchte vom Baume des Lebens heruntergeschüttelt, mochte es zehnmal Bruch der Sitte sein. Was ist „Sitte"! Er hatte es ja eben erlebt!

Aber noch war seine Kraft nicht gebrochen, Sie sollten nicht glauben, daß sie einen Wehrlosen vor sich hatten, an dem sie sich ungestraft vergreifen, einen thörichten Idealisten, den sie geringschätzig beiseite schieben konnten.

Ueber den Schild, der in dieser Welt am wirksamsten schützt, verfügte er ja: er war materiell unabhängig. Auf ihrem Sterbebette hatte ihm die Tante eine bedeutende Summe vermacht. Mit Bitterkeit dachte er daran, wieviel Elend, Sorge, aufreibende, unnütze Kämpfe und Qualen ihm erspart geblieben wären, wenn sie ihm nur einen Teil dieser Summe zugewandt hätte, da er der Hilfe so bitter benötigte. Als ihn die unerwartete Botschaft erreichte, war er über das Schlimmste schon hinaus. Aus eigener Kraft hatte er sich emporgearbeitet, jede freie Stunde, die er dem Kampfe um das tägliche Brot abringen und abllisten gekonnt, zur Vollendung seiner Studien benutzt. Was er, mitten im Volke stehend, täglich sah und erlebte, drückte ihm die Feder in die Hand. Er entdeckte den Schriftsteller in sich, und sein Milieu machte ihn zum Sozialpolitiker. Zustände und Menschen, die man sonst nur als notwendiges Uebel ziffermäßig zu beleuchten pflegte, schilderte er mit dichterischer Anschaulichkeit und der zitternden Glut persönlicher Erfahrung. Es gelang ihm, mit angesehenen Blättern in Verbindung zu treten und mehrere Schriften herauszubringen, die die Aufmerksamkeit weiterer Kreise erregten und es ihm ermöglichten, auch seinen Doktor zu machen. Das alles war der Tante nicht unbekannt ge-

blieben. Sie mochte wohl öfter seinen Namen mit Achtung nennen gehört haben und auf ihren ehemaligen Zögling wieder stolz geworden sein. Dieses weltliche Motiv: die Eitelkeit, so dünkte es Froben, war ausschlaggebend gewesen. Den Verstoßenen wiederzusehen und ihm dadurch ein Zugeständnis zu machen, hatte sie nicht über sich zu bringen vermocht.

Bei seiner Entlassung aus dem Gefängnisse war ihm nebst einem Schreiben der Tante eine kleine Summe ausgehändigt worden: das sei der Rest seines väterlichen Vermögens. Mit dem möge er nun weiter für sich sorgen. Was sie für ihn verausgabt, wolle sie ihm nicht in Anrechnung bringen, dagegen habe sie fortan nichts mehr mit ihm zu schaffen. Dann kam die Auseinandersetzung mit der Frau, für die er das Schwerste gelitten, und dann war er losgestürmt, sinnlos, planlos, in rasender Leidenschaft, selbstvernichtendem Trotze.

Nun aber stand er auf festem, realem Boden und war entschlossen, ihn zu behaupten, nach innen und nach außen. Kein albernes, kindisches Toben und Trotzen wie früher. Aber den Kampf stark und entschlossen aufnehmen, seinen Anspruch an die gedeckte Tafel des Lebens rücksichtslos durchführen und den anderen Respekt einflößen! Die

Macht, der Erfolg entscheiden. Wer die hat, der hat allemal auch das Recht und die Sitte auf seiner Seite. Das war ja auch die letzte Weisheit des Pastors gewesen, der sie alle soeben voll Ueberzeugung beigestimmt. Und sie hatten recht. So war's, wenn man sich die Dinge nüchtern mit seinen natürlichen Augen und nicht durch einen selbstgewobenen schimmernden Schleier ansah. Er aber war seit jeher ein Grübler und Träumer gewesen, der die wirkliche Welt mit selbstgemachten oder von andern gläubig übernommenen ethischen Systemen und Ideen meistern zu können glaubte. Erst gestern abend, soeben noch. Wie mochten sie innerlich über seinen philosophischen Vortrag gelächelt haben, wenn sie ihn überhaupt verstanden hatten! Dies philosophische Element, dies Bedürfnis, die Wirklichkeit idealen Gesichtspunkten unterzuordnen, die nirgend anders existieren als nur in dem eigenen kleinen Hirn, dies hatte er wohl von seinem Vater geerbt, der auch zeitlebens ein Idealist geblieben und daran zu Grunde gegangen war. Ja, anders war's doch nicht. Und was ist denn im Grunde Ideales daran, sich von allerlei Volk, dem man sich innerlich überlegen fühlt, mit Füßen treten zu lassen, in seine Abhängigkeit zu geraten und schließlich auf seine Gnade angewiesen zu sein! Hätte der Vater die

Welt weniger philosophisch und mehr praktisch genommen, wieviel Demütigungen wären ihm und dem Sohne erspart geblieben! Ist solcher Idealismus nicht eigentlich Schwäche?

Zum ersten Male in seinem Leben übte Frobeu bewußt Kritik an seinem Vater. Liebe und Pietät verhüllten schmerzlich ihr Haupt, aber er konnte nicht anders. Er empfand geradezu einen Haß gegen allen Idealismus. Unwillkürlich mußte er sich ausmalen, wieviel glücklicher sein Dasein sich gestaltet hätte, wie anders er jetzt dastände, wenn der Vater dem großen Ringen um die Güter des Lebens nicht in philosophischer Beschaulichkeit ausgewichen wäre, bis ihm der Kampf doch von der Macht der Thatsachen aufgenötigt wurde, da aber ohne Aussicht auf Sieg.

Der Sohn fühlte sich aus härterem Stoff. Und wenn dieser Selling ihn nun für einen toten Mann hielt —

Toter Mann, hm! Ein unheimliches Lächeln zuckte um Frobens Lippen:

Schon möglich, daß irgend wer auf der Strecke bleibt. Nur kann es ja auch ein anderer sein. Ich habe noch keine Lust dazu, keine Lust, mich mit Füßen treten zu lassen, keine Lust, den Demütigen und Entsagenden zu spielen. Was ist doch dieser elende Schleicher mit all seiner Schlau-

heit und Berechnung für ein dummer Teufel! Was hat er denn durch sein ganzes Komödienspiel, auf das er sich gewiß nicht wenig zu gute thut, in Wahrheit erreicht? Ihm eine idealistische Seifenblase zum Platzen gebracht! Was weiter? Das köstlichste Kleinod war ja in dem Schiffbruche nicht mit untergegangen. Das leuchtete als Stern in ruhiger Klarheit nach wie vor über seinem Haupte und wurde von den trüben Wellen, die jener Erbärmliche aufgewühlt, nicht einmal berührt: die Liebe Klaras. „Und wenn deine Hände in Blut getaucht wären, ich würde sie dennoch küssen.“ Ja, in Blut wollte er sie tauchen, seine Hände, sich mit dem rauchenden Blute des giftigen Wurms wie der hörnene Siegfried eine Panzerhaut schaffen, gegen all das andre Getier und die eigene thörichte Weichheit und Sentimentalität. Und dann wollte er vor sie hintreten und zu ihr sagen: Nun weißt du, daß du einen Mann zum Manne erhältst, den Mann, den du in mir ersehnt hast, wie ich in dir das Weib, das goldene Gipfel lachend mit mir hinanschreitet, über das niedrige Gestrüpp hinweg, das unsere Füße hemmen will, weil wir freier sind und herrlicher. Nicht mehr wie Petrus über trügerische Wasser und grundlose Tiefen, eingebildeten Idealen folgend, sondern wie Königsmenschen über die unter-

thänige, tragende Erde. Nicht alles, was Menschenantlitz hat, ist aus Königsmenschengeschlecht, nur die Freien und Hohen, die sich die Natur zu ihrer Freude erschafft: sich in ihnen der eigenen Macht und Herrlichkeit zu freuen. Und nur diese Gipfelmenschen dürfen sich den Luxus des Schönen, Guten und Wahren gestatten, den Luxus des Idealismus, aus freier Gnade und wiederum nur zur eigenen Freude. Wer aber noch unten im Thale mit Dunst und Dickicht ringt, der sehe zu, wie er sich selbst behaupte und den Weg zur Höhe finde. . . .

Ja, sie würde seine blutrauchenden Hände küssen, ein dunkles Gefühl sagte ihm, daß sie ihn dann nur noch leidenschaftlicher lieben würde. Und er hatte so lange mit kleinlichen Zweifeln gerungen, ob sie ihn nicht von sich stoßen werde, wenn sie erst alles wüßte. Was hatte er sich denn so Ungeheuerliches vorzuwerfen? So lange er mit seiner Vergangenheit und seinem Gewissen allein zu thun gehabt, hatte er sich selbst gequält und streng verurteilt. Jetzt, wo sein ganzes Leben vor die Oeffentlichkeit gezerrt und der Stab von anderen über ihn gebrochen war, sprach er sich frei, fühlte er sich als der Vergewaltigte, in seinen Rechten Gekränkte.

Und jetzt wollte er sich sein Recht nehmen.

Noch immer über das nächste Ziel grübelnd, befand er sich schon auf dem Wege dazu. Er schritt rüstig dahin. Was sich zu seinem Bewußtsein erst losringen sollte, das war im Unterbewußtsein von Anfang an vorbestimmt gewesen: all die quirlenden und sich zu einer zielstrebenden Kette ordnenden Gedankenglieder nur die Geschöpfe eines dunkeln Dranges, der ihrer zu seiner Rechtfertigung bedurfte. Des natürlichen, uns allen eingeborenen tierischen Dranges nach Rache, in dem sich die Bestie im Urwalde nur dadurch vom Menschen unterscheidet, daß sie ihm ohne Heuchelei und ohne Selbstbetrug frönt.

Je länger er so dahinschritt, um so mehr gewann dieses Gefühl die Oberhand. Wenn ihm Selling jetzt begegnete! Er fühlte es siedend in sich aufsteigen bei dem Gedanken, und seine Muskeln strafften sich. Schon hatte er alles Philosophieren am Wege gelassen, und ihn erfüllte nur der Gedanke, den „Lump" und das „vorbestrafte Subjekt" und all den andern Schimpf und Hohn und all die Demütigungen langer Jahre abzuwaschen, o zu waschen, daß es eine Lust war, daß die roten Tropfen aus dem Becken der Natur nur so spritzten, gerade gut genug, den Rost der Gefängnisgitter und den Schmutz der Straßen von den Händen des „vorbestraften Subjekts", des „Gassenkehrers" zu spülen!

Zu Berg wollte er, dessen Hilfe zu dem Reinigungswerke in Anspruch nehmen. Berg konnte ihm den Freundesdienst nicht verweigern und war in seiner Eigenschaft als alter Herr einer schlagenden Verbindung auch befähigt zu solchem Dienst. Und seine Sache verstand er.

Es war noch ein weiter Weg bis zu ihm, und dem Fußgänger wurde die Zeit lang. Er winkte einer Droschke und nannte Bergs Adresse.

Froben kannte sie nur als Briefadresse, denn in seiner Berliner Häuslichkeit hatte er Berg noch nie besucht. So oft er die Absicht geäußert, hatte dieser erklärt, er solle sich den weiten Weg nur sparen. Lieber spräche er, Berg, bei Froben von Zeit zu Zeit vor, da ihn sein Amt ohnehin täglich in die Gegend führe. Es schien, daß der Freund sich durch Besuche geniert fühle, und so hatte es dabei sein Bewenden gehabt.

Nach ziemlich langer Fahrt hielt der Wagen vor dem letzten Hause einer neuen Straße im äußersten Westen. Unmittelbar an das Haus grenzte ein unbebautes großes Feld, das in weiter Entfernung von der benachbarten Ortschaft abgeschlossen wurde. Froben mußte über den Hof in das Quergebäude. Im vierten Stock fand er endlich an der Korridorthüre eine Visitenkarte mit der Aufschrift: H. Berg.

Froben zog die Glocke. Nach einer Weile ließen sich leichte Schritte vernehmen. Die Thüre wurde vorsichtig geöffnet, nur so weit, als es die Sicherheitskette zuließ, dann wurde diese mit einer gewissen Hast zurückgeschoben, und Froben befand sich einer schlanken jungen Dame von etwa 19 bis 20 Jahren gegenüber, die ihn mit freundlichem Kopfneigen begrüßte.

Auch Froben grüßte höflich, wenn auch einigermaßen befremdet.

„Hier wohnt doch Herr Hermann Berg?“ fragte er etwas unsicher.

„Mein Bruder ist augenblicklich nicht anwesend, muß aber jeden Augenblick kommen. Bitte, wollen Sie doch näher treten, Herr Doktor.“

„Fräulein Felicitas?“ fragte Froben überrascht. „Ich hätte Sie niemals wiedererkannt.“

Er trat ein und folgte ihr ins Zimmer.

„Ich erkannte Sie gleich,“ erwiderte sie einfach. „Entschuldigen Sie, bitte, daß ich nicht gleich öffnete, aber wir wohnen hier so einsam —“

„Wie Sie groß geworden sind!“ sagte Froben, indem er sie verwundert betrachtete.

Er wollte hinzufügen: und hübsch. Aber das Wort erstarb ihm auf den Lippen. Ein fades Kompliment in seiner Lage und Gemütsverfassung! — Hübsch war sie ja auch eigentlich nicht. Ihre

Züge, besonders der etwas zu breite Mund und die für ein Mädchen zu hohe Stirn erinnerten an den Bruder, dagegen war sie höher und schlanker als dieser, aus den großen, tiefleuchtenden blauen Augen blickten Klugheit und Güte, und ihre ganze Erscheinung fesselte durch natürliche Anmut und Grazie.

Sie befanden sich in der sogenannten guten Stube. Die Einrichtung war überaus einfach, ja ärmlich, aber sauber und behaglich. An der Wand links vom Eingange stand eine Plüschgarnitur mit ovalem Tische, der von dem Fenster nebenan sein Licht erhielt. Das durch Konsolen nach innen und außen verlängerte Fensterbrett war mit prächtig blühenden Blumen in Töpfen besetzt. Durch das offene Fenster sah man auf das freie Feld und die dahinter liegende Ortschaft. Trüber Nebel lagerte über allem, und der feine Regen sprühte noch immer. Und doch war's so traulich und behaglich hier.

Auf dem Tische vor dem Sofa lagen weibliche Handarbeiten und ein aufgeschlagnes Buch. Sie war im Begriff, diese Gegenstände fortzuräumen, aber er wehrte ihr.

„Nein, bitte, lassen Sie nur, nehmen Sie Ihren Platz wieder ein und lassen Sie sich durch mich gar nicht stören."

Sie folgte seiner Weisung ohne Ziererei und setzte sich auf den Fauteuil in der Nähe des Fensters. Er nahm ihr gegenüber mit dem Rücken zur Thüre Platz.

„Ja, es ist lange her, seitdem wir uns gesehen," sagte er mechanisch.

Sie ließ die wieder aufgenommene Handarbeit in den Schoß sinken.

„Bald sieben Jahre," entgegnete sie nach kurzem Besinnen.

„Und da können Sie sich meiner noch erinnern?"

Sie lächelte.

„Sie waren immer so freundlich zu mir und nannten mich öfter Ihre kleine Philosophin."

Auch Froben mußte nun lächeln.

„Ja, ich erinnere mich. Sie waren ein kleines, drollig ernsthaftes Ding mit Ihren 10—12 Jahren und hatten immer so weise Antworten."

Fast wie ich in diesem Alter, setzte er in Gedanken hinzu.

„Das mag wohl daran gelegen haben, daß ich so frühzeitig den Ernst des Lebens kennen lernte. Die Mutter war ja fast immer krank, da mußte ich sie pflegen und gleichzeitig die Wirtschaft besorgen, so gut ich das mit meinem dummen Kinderverstande konnte. Und die Mittel waren so

knapp! Und auch später, als mein armer Vater starb und mein Bruder die Mutter und mich zu sich nahm, und als dann auch die Mutter nachfolgte — nun, es ist wohl Gottes guter und gnädiger Wille gewesen, alles das. Und er hat ja auch immer wieder geholfen."

Wie sie das sagte, ohne jede Bitterkeit, so einfach, wie etwas Selbstverständliches.

Froben fühlte etwas wie Rührung in sich aufkommen. Aber er wehrte sich gegen dieses Gefühl, denn es mischte sich leise Beschämung hinein. Es wäre ihm angenehmer gewesen, wenn dieses schwache Geschöpf vor ihm sein Schicksal nicht so ruhig und tapfer hingenommen hätte. Klara würde gewiß nicht so demütig und ergeben gewesen sein.

Er wußte nur zu gut, wie schwer es das Geschwisterpaar gehabt. Der Vater, Küster in der kleinen Kreisstadt, dessen ganzer Ehrgeiz sich in dem Streben erschöpfte, den Sohn studieren zu lassen und ihn dereinst als wohlbestallten Pfarrer zu sehen, ein Amt, für das jener nicht den mindesten Beruf in sich fühlte. Aber der Vater bestand darauf, legte sich dafür die größten Demütigungen auf, bettelte förmlich bei Vorgesetzten und Wohlthätigkeitsstiftungen für den Sohn und brachte ihn denn auch glücklich durchs Gymnasium

und auf die Universität. Der Sohn verstand es schlechter als der Vater, den verschiedenen Protektoren gegenüber den in Devotion und Dankbarkeit Ersterbenden zu spielen. Er wurde ein flotter Student und glaubte trotz seiner Abhängigkeit dasselbe Recht auf ein fröhliches und mannhaftes Burschentum zu haben, wie andere auch. Dies und die Vernachlässigung seines Brotstudiums hinter anderen Fächern führte zu mancherlei unliebsamen Auseinandersetzungen, in denen man ihn seine abhängige Stellung bitter empfinden ließ. Als der Vater starb, Mutter und Schwester auf seine Hilfe angewiesen waren, warf er im Vertrauen auf die eigene Kraft den lästigen Zwang ab und trat beim Magistrat der Universitätsstadt einen kleinen Posten an, den ihm die Fürsprache eines „alten Herrn" seiner Verbindung verschafft hatte. Auf ähnliche Weise erhielt er dann später die untergeordnete, zur Not aber immerhin auskömmliche Stellung beim Ministerium. Es war ein arbeitvolles, an Demütigungen und Entsagungen reiches Leben, das in einem selbständigen und stolzen Charakter wie Berg seine tiefen Spuren hinterlassen mußte.

Mancherlei Berührungspunkte in den Anlagen und Schicksalen Frobens und Bergs hatten sie frühzeitig zu dauernder und erprobter Freundschaft zusammengeführt. Berg war auch der einzige, den

Froben in seiner trübsten Zeit ins Vertrauen gezogen hatte.

„Ja, Sie haben es sehr schwer gehabt," sagte er jetzt.

„Ach ich!" meinte sie leichthin, „was hat mir denn gefehlt? Es ist ja manchmal etwas einsam, namentlich seitdem wir in Berlin sind und mein Bruder so oft auch des Abends außerhalb zu thun hat. Aber daran gewöhnt man sich, und manchmal kommen wir doch auch unter Menschen, am Sonntag und sonst noch. Und wenn ich nur meine lieben Blumen habe —" sie warf einen zärtlichen Blick zum Fenster — „und ein gutes Buch, dann habe ich alles, was ich brauche.

„Nein," fuhr sie fort, „ich kann mich nicht beklagen. Aber mein armer Bruder, der sich so quälen muß! Und ihn drückt gewiß noch manches, was er mir gar nicht sagt, um mich nicht zu betrüben. Ach ja, es hat wohl jeder sein Päckchen zu tragen, und auch Sie, Herr Doktor —"

Sie brach plötzlich ab, als sei sie im Begriff, etwas Taktloses zu sagen.

Froben sah sie fragend an.

„Wie meinten Sie: auch ich —?"

„Ach nichts, es war nur eine Erinnerung, die mir plötzlich auftauchte."

„Eine Erinnerung? Darf ich fragen, woran?"

„Ich meinte nur, auch Sie müssen schon viel Schweres erfahren haben.

„Sie waren", fuhr sie fort, als Froben sie noch immer fragend anblickte, „immer so traurig, namentlich das letzte Mal, als Sie nach längerer Zeit zu uns kamen. Da hatten Sie so traurige Augen, ich habe das nie vergessen können. Wir erwarteten beide meinen Bruder, wie heute. Sie versuchten freundlich mit mir zu scherzen, aber ich mußte Ihnen immer in die Augen sehen, und die waren so traurig, so traurig und so müde, daß es mir ins Herz schnitt und ich am liebsten laut geheult hätte. Ich muß Ihnen wohl recht albern vorgekommen sein. Aber Sie thaten mir so leid, ich kann gar nicht sagen, wie leid Sie mir thaten."

Froben glaubte sich zu erinnern. Es war sein Abschiedsbesuch gewesen, als er aufs Geratewohl in die Welt hinausging — nach verbüßter Strafe und nach der letzten schweren Enttäuschung.

Die Erinnerung war ihm peinlich, besonders diesem jungen reinen Wesen gegenüber. Er suchte nach einer Ablenkung des Gesprächs. Sein Blick fiel auf das Buch, das zwischen den Handarbeiten auf dem Tische lag. Er langte danach.

„Was lesen Sie denn da Schönes?" Er warf einen Blick in das Buch, erhob aber gleich verwundert und lächelnd den Kopf.

„Wie! Meine poetischen Jugendsünden?"

Es war ein Bändchen Gedichte, meist aus früher Zeit, die er vor einigen Jahren herausgegeben: kleine Lieder, viel Sturm und Drang, aus späteren Jahren manches Gedankenvolle und mancher Schrei aus der Tiefe. Das Büchlein war im Gegensatze zu seinen übrigen Schriften völlig unbeachtet geblieben, er legte längst keinen Wert darauf und hatte es fast vergessen.

„Da habe ich also doch eine leibhaftige Leserin meiner sogenannten Lyrik. Mögen Sie denn das Zeug?"

„O bitte," sagte sie entrüstet, „das ist kein Zeug. Wie können Sie die schöne Gottesgabe so verkennen? Das ist ja Sünde. Ich habe das Büchlein sehr lieb. Es ist so viel Schönes und Ergreifendes darin."

„Finden Sie?" fragte er zweifelnd.

Auch er hatte früher an seine dichterische Gabe geglaubt, aber der Mißerfolg des Buches hatte ihn irre gemacht.

„Aber gewiß," erwiderte sie eifrig. „Einzelnes kann ich sogar auswendig, z. B. ‚Wunder'."

Und wie einer plötzlichen Eingebung folgend, rezitierte sie:

„Oft ist's ein Hauch, ein Blick, ein Wort,
Das noch am Herzen, schier verdorrt,
Wie Sonnenschein und Lenzwind rührt,
Daß es von neuem Knospen spürt.

O halte nur ein Weilchen still
Dem Wunder, das da kommen will;
Trotz Winternacht, der Rosenstrauch
Im Frühlingswind, er thut's ja auch.

Die Blüte, die das Leben bricht,
Das ist die rechte Blüte nicht.
Vielleicht, daß sie erst kommen soll —:
Die Welt ist noch der Wunder voll."

Einfach und kunstlos sprach sie die Verse, mit weicher, melodischer Stimme. Und wie sie das sagte: „Die Welt ist noch der Wunder voll" — ganz erfüllt von innigem, gläubigem Vertrauen, mußte man selbst daran glauben, und war das Wunder kein Wunder mehr, sondern das eigentlich Natürliche, Selbstverständliche.

Froben fühlte sich seltsam bewegt. Diese Worte, diese Stimme klangen zu ihm herüber wie aus weiter Ferne, wie mahnende, längst verschollene Heimatglocken. Und gerade heute, gerade jetzt. Warum wohl? Lächerliche Frage! Zufall!

Er war nicht hierher gekommen, um sich in Träumereien einzuspinnen, von einem kleinen Mädchen weich stimmen zu lassen, und wollte allen sentimentalen Anwandlungen durch eine herbe, spöttische Bemerkung ein Ende machen. Und doch, wie er sie jetzt ansah, wagte er nicht, den frommen Frieden ihrer Seele zu stören, und fühlte sich selbst von einem geheimnisvollen, sehnsüchtigen Weh ergriffen, wie um etwas, was er einmal besessen und längst wieder verloren hatte.

Aergerlich über sich selbst, zuckte er die Achseln und schwieg.

Man hörte, wie von draußen in der Korridorthüre ein Schlüssel umgedreht wurde.

„Mein Bruder," sagte Felicitas aufspringend.

Auch Froben stand auf.

Im nächsten Augenblick trat Berg ins Zimmer.

Als er Froben erblickte, blieb er überrascht stehen, warf dann aber gleich beide Arme in die Höhe und rief in seiner jovialen Weise:

„Wie kommt dieser Glanz in meine Hütte?"

Er schüttelte dem Freunde kräftig die Hand und drückte einen zärtlichen Kuß auf die Stirn der Schwester.

„Na, wenn du doch einmal hier bist — wartest wohl schon lange? Recht, daß dich Felix nicht

fortgelassen hat. Ich wollte dich zwar nicht bemühen, weil hier die Welt sozusagen schon aufhört und unsere sogenannte Häuslichkeit — auch der Freund, weißt du, braucht einen nicht zu bemitleiden. Früher, als Student u. s. w. war's was anderes. Aber als alter Knabe noch immer in solchem Loche, sozusagen Trockenwohner und mit solchen interessanten Antiquitäten" — er warf einen geringschätzigen Blick auf das dürftige Mobiliar — „sag mal, du bist doch nicht durchgebrochen? Durch den Stuhl, meine ich. Die Racker haben's nämlich in sich bei uns."

Er bemerkte, daß ihn die Schwester vorwurfsvoll ansah.

„Nein, nein, ich sage ja nichts. Wir wohnen ja hier wirklich ganz gemütlich und — romantisch."

Er ergriff ihre Hand, streichelte sie zärtlich und sah der Schwester liebevoll ins Gesicht.

„Ja, weißt du, wenn die nicht wäre —"

Sein klares Auge blieb auf Froben haften. Er schüttelte den Kopf, als ob er etwas nicht in Ordnung fände.

„Hör mal, mein Alter, du gefällst mir heute gar nicht!"

„Ich würde dich gern einen Augenblick sprechen."

„Ich gehe sofort," sagte Felicitas diskret, ihre Arbeit hastig zusammenraffend.

„Nicht doch, wohin denn? Wozu habe ich denn meinen Cirkus?"

Berg öffnete eine Thüre schräg über dem Eingange, rechts vom Fenster, und schob den Freund in ein lächerlich kleines Stübchen, das von einem winzigen Schreibtisch mit Stuhl, einem alten Ledersopha dahinter und einem Bücherbrett an der Wand gegenüber dem Fenster so ausgefüllt wurde, daß man sich kaum darin umdrehen konnte.

„So," sagte Berg, nachdem er die Thüre hinter sich zugemacht, Froben an den Schultern durch die Enge hindurch auf das Sopha gedrückt und neben ihm Platz genommen hatte. „Das ist mein Cirkus Maximus, meine geistige Arena, ganz nach Schillerscher Vorschrift: ‚Leicht bei einander wohnen die Gedanken, Doch hart im Raume stoßen sich die Sachen' — leider!

„Nun sag mal, was ist eigentlich los und womit kann ich dir dienen?"

„Ich möchte dich bitten, einen Schurken für mich vor die Pistole zu fordern."

Berg fuhr erschreckt zurück, sah den Freund mit seinen großen Augen an und schüttelte den Kopf.

„Das ist ja ganz was Neues! Du, du willst dich schießen? Mit wem denn?"

„Mit Selling."

Berg zog die Augenbrauen in die Höhe und ließ einen leisen Pfiff ertönen.

„So stehen die Dinge? Ich konnte es mir wohl denken; aber daß die Sache so bald zum Klappen kommen würde, hätte ich doch nicht geglaubt. Nun sag mal, armer Junge, wie ist denn das alles gekommen?"

Froben erzählte die Vorgänge in der Neuland-Sitzung. Je mehr er sie in sich auffrischte, um so heißer wallte in ihm das Verlangen nach einer Abrechnung mit seinen Beleidigern auf. Er sprach erregt und schonungslos.

Berg hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu, nickte, lächelte mehrmals verständnisvoll und warf hin und wieder eine kurze Zwischenfrage ein. Als Froben ihm schilderte, wie er beschimpft und von allen im Stich gelassen, gewissermaßen moralisch auf die Straße geworfen worden, nahm Bergs Gesicht einen hämischen, wilden Ausdruck an. Er lachte höhnisch auf.

„Ja, ja, so sind sie mit ihren teutschen Idealen und ihrem famosen ‚Christentum'. Glaube mir, alter Sohn, ich kenne die Sorte. So haben sie meinen armen Vater mit ihrer christlichen Liebe

beglückt, bis sie ihm jeden Nerv von Charakter und Selbstachtung aus der Seele gesogen, und so wollten sie auch mich klein kriegen und zum Speichellecker und Heuchler machen. Nun, ein bißchen Heucheln habe ich ja bei ihnen gelernt, das muß heutzutage jeder; und wer's mit Geist thut, hat noch sein Privatvergnügen dabei und kann den dummen Tröpfen ins Gesicht lachen, ohne daß sie was merken. Und du Unglücksmensch hast ihnen noch Grobheiten gesagt. Weißt du denn nicht, daß es gar kein schlimmeres Verbrechen giebt, als sich — dabei ertappen zu lassen, und daß auf Gottes Erdboden kein Hund so räudig ist wie ein Deklassierter, weil er die Klasse beschmutzt? Schließlich, was können sie dafür? Auch Tiere beißen ihre kranken und schwachen Genossen weg. Alles Naturgesetz und Entwicklung. Nur sollen sie ihre frechen, nackten Macht- und Klasseninteressen nicht in Phrasen von gottgewollter Ordnung und christlicher Liebe einwickeln und den andern, die zufällig nicht zu ihnen geboren sind, Sand in die Augen streuen. —

„Na und jetzt willst du den Kerl vor die Pistole fordern?"

„Ja, das will ich," rief Froben laut und leidenschaftlich, „vor die Pistole den Schurken!"

„Ich dächte, über derartige Kindereien wären wir hinaus?“

„Ich sehe kein anderes Mittel. Was heute geschehen, kann sich morgen wiederholen. Und ich will endlich Ruhe haben. Hier oben oder unter dem grünen Rasen. Gleichviel. Aber Ruhe will ich haben. Ich habe diese ewigen Kämpfe und Demütigungen satt, ich will meinen Platz in der Welt und mein Teil von Leben und Licht und will mir den Kot, den sie mir ins Gesicht geworfen, abwaschen, und sei's mit Blut. Ich will mich nicht länger ducken und alles hinunterwürgen wie ein stummer Hund. Ich *will* nicht!“

„Nicht übel. Der Mord ist ja freilich unter Umständen das einzige, von der ‚gottgewollten Ordnung‘ sanktionierte Mittel, ein Unrecht zu sühnen und sich in der Reihe der tadellosen Ehrenmänner zu behaupten. Was keine Reue und Buße fertig bringt, das macht zuweilen ein geschickt appliciertes Stückchen Blei im Handumdrehen.

„Aber Max, dein Christentum?“

„Mein Christentum?“ rief Froben schmerzlich. „Wie kommst du, gerade du darauf? Mein Christentum! Ich habe mich in der Sturmflut daran geklammert mit allen Seelenkräften, und bin doch untergegangen. Ich bin aufgetaucht aus der Tiefe und habe mich wieder daran geklammert

und bin wieder untergegangen. Es trägt nicht, das Christentum. Es ist etwas Schönes und Erhabenes darum, aber es taugt nicht für diese Welt. Und ich bin auch nur ein Mensch und lebe in dieser Welt und will mir nicht bei jedem Schritt die Stirn an den Schroffen und Zinken des Lebens blutig stoßen, immer von dem Zwiespalt zerrissen werden, der die Welt der Thatsachen von der Welt der Ideen trennt. Und eine Idee nur ist auch das Christentum. Eine schöne, erhabene Idee, aber doch nur eine Idee. Ich will aus dieser Halbheit herauskommen und ganz sein, was ich bin, Mensch unter Menschen, aufrecht auf festem Boden. Mag dann dereinst mir Gott verzeihen, wenn er allgütig ist, und wenn er — ist."

Berg hatte sich zurückgelehnt und stützte sinnend das Kinn mit der Hand. Er schüttelte leise den Kopf.

„Ich bin nicht der Mann," sagte er, „der andre zum Glauben bekehren könnte. Mir ist alles Kirchenwesen von Jugend an gründlich vergällt worden. Nicht davon erwarte ich das Heil und einen Umschwung zum Bessern. Da müssen andere, realere Faktoren wirken, eiserne soziale und Naturgesetze, der Kampf von Macht gegen Macht, von Klasse gegen Klasse. Und doch — so seltsam

das klingen mag — es thut mir weh, dich so sprechen zu hören. Ich konnte deinen Glauben nicht teilen, und doch hat er mir wohlgethan. Es war mir wie eine Verheißung, wie eine leise Hoffnung. Wo eine Menschenseele so tief von der Sehnsucht nach einem Göttlichen erfaßt wurde, so ehrlich und innig darum kämpfte und immer wieder sich nach einem unbekannten Lichte drängte, da konnte doch vielleicht — eine unsichtbare Sonne —"

Bergs Stimme verhallte in einem halben Flüstern.

„Es ist eigentlich kindisch," fuhr er nach einer Pause fort, „aber wer kann für solche Anwandlungen? — Wenn ich ihn selbst sprechen lasse, wie er redend in den Evangelien auftritt, wenn ich mir all den Plunder wegdenke, den die Menschen um seine rührende Gestalt gehängt haben, dann empfinde ich manchmal — Sehnsucht nach dem Manne von Golgatha."

Es war, als spräche er zu sich selbst. So ganz anders als sonst klang seine Stimme. Weich, schwermütig, verschleiert.

„Ja, es giebt Augenblicke, wo ich zu seinen Füßen liegen und seiner Rede lauschen möchte als seiner Jünger einer. Im flimmernden Sonnendunste auf dem Berge oder am öden Meeresstrande mit dem armen Volke, das ihm nachlief wie eine

wimmernde Herde. Denn er redet unaussprechlich süß und verheißungsvoll und gewaltig, und nicht wie die Schriftgelehrten. Und im Garten von Gethsemane möchte ich ihn trösten in seinem letzten furchtbaren Kampfe, den Herrlichen, der ohne Falsch und ein Freund der Armen und Elenden war.

„Gäbe es Götter, so wäre er ein Gott."

Mit wachsendem Staunen hatte Froben zugehört. Ein Schauer durchlief ihn. Auch er, der Spötter und Atheist, er liebte den Heiland und sehnte sich nach ihm!

„Aber er war ein Mensch, sterblich wie wir alle. Sein Gebet im Garten von Gethsemane verhallte im Weltenraum, und der Vater, zu dem er betete in blutiger Inbrunst, konnte ihm nicht helfen, denn — er war nicht. Es ist halt so, wie Theodor Vischer sagt:

‚Wir haben keinen
Lieben Vater im Himmel.
Sei mit dir im reinen,
Man muß aushalten im Weltgetümmel
Auch ohne das.'

„Wir können uns wohl sehnen nach dem Glauben, aber glauben können wir nicht, wenn wir unserer Vernunft nicht Gewalt anthun und uns selbst be-

trügen wollen. Du hast es ja auch endlich erfahren und hast doch redlich und lange genug gekämpft. Das ist auch ein Beweis."

Es war Froben, als würde ihm das Gericht gesprochen. Er hatte nicht nur den Wunderbaum des eigenen Glaubens gefällt, auch das zarte Wunder in der Seele eines andern, das sich scheu zu bilden begonnen, im Keime zerstört. Er wollte dem Freunde widersprechen, seine Worte einschränken, zurücknehmen, sich selbst einen Lügner schelten. Denn der Wunderbaum in seiner Seele war *nicht* gefällt, er hörte ihn rauschen zu seinen Häupten, drohend, anklagend.

Berg aber sprach weiter.

„Aus der Halbheit willst du herauskommen? Dadurch etwa, daß du mit beiden Füßen in sie hineinspringst? Eine Handlung begehst, die deine Vernunft für Wahnwitz, dein Gewissen für ein Verbrechen erklärt? Einen unsinnigen brutalen Mord, nur weil die Bestie in dir wild geworden ist und du dich vor andern, nicht vor dir selbst reinigen willst? Kannst du Bestie *bleiben* — auch später? *Das* frage dich. Thu's, wenn du's kannst. Morde, zerfleische, wenn du auch später, sei's auch nur moralisch, morden und zerfleischen kannst. Dann bist du ein Ganzer, eine

ganze Bestie — verzeih! Kannst du es aber nicht und mordest einmal und bereust deinen Mord — und das wirst du, wie ich dich kenne, mit tödlicher Sicherheit — dann bleibst du doch nur ein armer Halber. Nein, du kannst es nicht, wie ich es nicht kann, seitdem mir einmal die Augen aufgegangen sind. Darüber sind wir beide hinaus, das überlasse andern, die auf dem naiven Bestienstandpunkte stehen oder blinde Thoren und Kinder geblieben sind. Wir beide sind es nicht mehr, wir sind sehend geworden und können auch nicht noch einmal Kinder werden.

„Nein, mein Sohn. Das ist es nicht, was dir not thut. Anders, ganz anders mußt du die Sache anfassen. Dann kannst du vergelten und ‚ganz' bleiben, wie es deiner Erkenntnisstufe entspricht. Du bist mit deiner Klasse fertig. Innerlich schon längst. Aeußerlich seit heute. Weiter schaffen und wirken wirst du müssen, das liegt nun einmal in deiner produktiven Natur. Dir bleibt eigentlich nichts übrig, als zu uns zu kommen."

„Zu euch?" fragte Froben verwundert.

„Zur Sozialdemokratie," sagte Berg, seine Stimme senkend.

Sprachlos vor Ueberraschung starrte ihm Froben ins Gesicht.

„Du — du bist Sozialdemokrat?" fragte Froben befremdet und halb ungläubig. „Das ist doch nicht dein Ernst?"

„Pst," machte Berg, indem er mit der Linken zur Thüre wies. „Die da braucht es nicht zu hören. Würde sich nur unnütze Sorgen machen. Auch dir hätte ich's nicht gesagt, wenn mir nicht der Augenblick gekommen schiene.

„Ich scherze durchaus nicht," erklärte er dann entschieden, „ich bin Sozialdemokrat und schäme mich dessen keineswegs. Hoffentlich hast du nichts dagegen?"

„Aber du bist doch königlicher Beamter," fragte Froben peinlich befremdet, „und hast den Diensteid geschworen. Wie reimt sich denn das?"

Berg richtete sich trotzig auf seinem Platze auf.

„Ich habe dem Könige meine Dienste, nicht meine persönliche Ueberzeugung verkauft. Und an meinen Diensten, so untergeordnet sie auch sein mögen, hat noch niemand etwas auszusetzen gehabt. Ich fühle mich als Mensch ebenso frei wie jeder andere und bin nicht geneigt, mir diese Freiheit im geringsten verkümmern zu lassen. Ich trete nicht an die Oeffentlichkeit mit meinen Ansichten und beteilige mich an keiner Agitation. Aber mit den Genossen das Wohl und Wehe der Partei zu beraten und für sie zu wirken, soweit

es in meinen Kräften steht, halte ich für mein gutes Recht und für meine Pflicht als ein Glied des Volkes und der Klasse, der ich nach Geburt und eigener freier Wahl angehöre."

„Immerhin," meinte Froben, „der Diensteid schreibt doch gewisse allgemeine Pflichten vor, die sich schon mit der bloßen Zugehörigkeit zur Sozialdemokratie schwer vereinigen lassen."

„Das, lieber Max," sagte Berg abweisend, „ist Sache der persönlichen Auffassung. In diesem Falle also der meinen. Du mußt es schon mir überlassen, darüber ins reine zu kommen. Aber selbst wenn du recht hättest, glaubst du denn, ein Eid, der einem abgezwungen wird, bei dem es heißt: ‚Friß, Vogel, oder stirb', könnte für einen frei denkenden Menschen solche Verbindlichkeit haben, daß er sich fortan als Sklave fühlen müßte, daß seine natürlichen Rechte und Pflichten dadurch einfach ausgelöscht würden? Ehe denn irgend welche Menschensatzung war, war der natürliche Mensch mit seinen natürlichen Rechten und Gesetzen; und es giebt auf der Welt kein Recht und kein Gesetz, mag es durch Gewohnheit und Tradition noch so geheiligt sein, das über dem der Natur, der Schöpferin und Herrin von uns allen, steht. Von solchem Aberglauben fühle ich wenigstens mich frei.

„Weil die eine Klasse von der andern gezwungen wird, ihr zu willen zu sein, hat sie deshalb schon ein Recht auf deren Botmäßigkeit und Leibeigenschaft? Sie hat es, so lange sie die stärkere ist. Wird die andere übermächtig, so liegt das Recht auf ihrer Seite. Und das alte Spiel wiederholt sich von neuem, nur mit vertauschten Rollen. Die herrschende Klasse prägt auch die herrschende Moral. Mag diese Moral für diese Klasse maßgebend sein, für uns andere ist sie es nicht. Oder doch nur so lange, als sie uns aufgezwungen wird. Zwang wird aber durch Zwang gebrochen."

„Das heißt also," meinte Froben, „die Herrschaft der einen Klasse wird durch die der andern, die eine Klassenmoral durch die andere Klassenmoral abgelöst. Klassenherrschaft und Klassenmoral aber auf alle Fälle. Ich sehe da noch keinen Fortschritt für die Gesellschaft als Ganzes. Das ist ja, wie du selbst sagst, das alte Spiel, nur mit vertauschten Rollen."

Berg lächelte überlegen.

„Nein, mein Sohn, das ist es eben nicht. So war es wohl bisher; so wird es aber nicht mehr sein, wenn erst der Sozialismus zur Herrschaft gelangt ist. Der Sozialismus kennt keine Klassen. Er kennt nur das Volk, die Gesellschaft,

die Menschheit als Ganzes. Und deshalb wird mit den Klassen auch die Klassenmoral und Klassenausbeutung aufhören und eine Menschheitsmoral, die allen Menschen gleiche Rechte giebt, ihren Einzug halten."

Froben schüttelte ungläubig den Kopf.

„Alles das ist mir längst bekannt. Aber es hat mich nie überzeugt. Soweit unsere Kenntnis der Weltgeschichte reicht, hat es immer Herrschende und Gehorchende, Obere und Untere gegeben. Ihr selbst führt den ganzen weltgeschichtlichen Prozeß auf eiserne Natur- und Wirtschaftsgesetze zurück. Alles ist ein Produkt notwendiger Entwicklung, die durch keinerlei sittliche Faktoren bestimmt wird. Und diese eisernen Gesetze sollen von irgend einem Zeitpunkte ab aufhören, Gesetze zu sein, weil Menschen irgend ein Rezept erfunden haben, das sich Sozialismus nennt? Es giebt von da ab keinen Kampf, keine Entwicklung mehr, eine einförmige gleichartige Masse bleibt für alle Ewigkeit in sich bestehen, ohne daß sich aus ihr Teile losringen, die wiederum nach oben streben und die anderen hinunterdrücken?

„Und wenn alles Naturgesetz und Entwicklung ist, wenn das Individuum und die Völker keine sittliche Verantwortung haben, wie könnt ihr dann gegen die herrschenden Klassen so schwere Anklagen

schleudern? Ihnen überhaupt einen sittlichen Vorwurf machen, da sie doch nur gethan haben, was sie thun mußten, was natürlich ist und was ihr an ihrer Stelle auch gethan hättet?

„Und auf welchen andern Titel könnt ihr euch in eurem Kampfe ums Recht, im Kampfe für die Unterdrückten und Schwachen berufen, wenn nicht auf den, von dem ihr nichts wissen wollt — das Christentum? Ein Reich des Friedens, der Gerechtigkeit, der Nächstenliebe, der Sittlichkeit soll anbrechen in einer Welt, deren ganze Entwicklung sich nicht nach sittlichen, sondern nach mechanischen Gesetzen vollzieht. Wie sollte das wohl möglich sein?"

„Du vergißt die Vernunft," erwiderte Berg, „das wohlverstandene Interesse des einzelnen an der Gesamtheit."

„Die Vernunft? Die Vernunft und das Interesse reichen wohl dazu, daß die Stärkeren sich Gesetze schaffen, die ihnen den ruhigen Genuß ihrer Güter sichern. Sie versagen, wo es sich darum handelt, die Schwächeren an diesen Gütern teilnehmen zu lassen, ihnen gleiche Rechte einzuräumen und sie als Brüder anzuerkennen. Ein Zustand, wie er dir vorschwebt, bedarf zu seiner Begründung und Erhaltung gerade dessen, was ihr leugnet: des Glaubens an eine sittliche Welt-

ordnung. Und die ist nicht möglich ohne einen Quell der Sittlichkeit, ohne Gott. Ihr klagt die Gesellschaft und die herrschende Klasse im Namen einer Weltanschauung an, die alles Unrecht und alle Ausbeutung nicht verurteilt, sondern entschuldigt, ja als notwendig erklärt. Ihr könnt eure Forderungen und Anklagen nur im Namen der Menschenliebe, der Gerechtigkeit, des Erbarmens, des Mitleids erheben, und doch verschmäht ihr diesen Rechtstitel, den einzigen, auf den ihr euch berufen könnt, den Titel, den Christus mit seinem Blute besiegelt hat!

„Du selbst, Hermann, und Zehntausende unter euch, handelt ihr aus Vernunft und Interesse, wenn ihr für eine Zukunft kämpft und Opfer tragt, die ihr doch selbst nicht erleben werdet? Was treibt euch denn dazu? Der Wunsch, eure materielle Lage zu verbessern? Der kann doch nur im bestehenden Staate verwirklicht werden. Dazu bedarf es auch nicht des Riesenkampfes gegen eine ganze tausendjährige Gesellschaftsordnung. Nein, auch ihr, und gerade die besten unter euch, ihr kämpft und leidet für ein Ideal, das in der natürlichen Welt und im natürlichen Menschen keine Stätte hat, dessen Anerkennung, ja bloße Vorstellung notwendig eine höhere, eine göttliche Weltordnung voraussetzt. Die aber leugnet und

bekämpft ihr, und so verleugnet ihr selbst den Boden, der allein euch tragen könnte."

Ohne sich dessen bewußt zu werden, war Froben in Eifer geraten. Das Thema hatte ihn mit sich fortgerissen, das sachliche Interesse das persönliche in den Hintergrund gedrängt. Als käme er wieder zu sich, fuhr er sich mit der Hand über die Stirn.

„Es ist eigentlich lächerlich, wir weisen einer dem andern unsere Widersprüche und Irrtümer nach, predigen einander ewiggiltige Wahrheiten, und schließlich sind es doch alles nur Worte, nichts als Worte. Und wenn es darauf ankommt, lassen wir unsere Wahrheiten Wahrheiten sein und richten uns in unsern Handlungen nach allem andern eher als nach unsern sogenannten Weltanschauungen. Wem es einfällt, damit Ernst zu machen, wird von den andern ausgelacht, für dumm oder verrückt, wenn nicht gar für gemeingefährlich erklärt. Ich habe diese Komödie lange genug ernst genommen. Jetzt hab' ich sie gründlich satt. Ich will leben — mein Leben."

„Weißt du," sagte Berg kurz auflachend, „so ganz unrecht hast du nicht. Man fragt sich wirklich manchmal, weshalb man sich um die ganze Bande überhaupt noch den Kopf zerbricht und sich um Dinge kümmert, die einen nichts angehen.

Ist doch das eigene Dasein kaum des An- und Auskleidens wert.

„Und doch — wir müssen. Eine unbekannte Macht treibt uns, an dem Ganzen mitzuwirken, in ihm müssen wir mit unseren Gedanken und Wünschen leben und weben, sonst — verkommen wir. Auch du, Max, wirst nicht anders können. Und deshalb ist dein Platz bei uns."

Froben schüttelte ablehnend den Kopf.

„Nun, überlege dir's.

„Und auch das andere, nicht wahr, das mit dem Pistolenknallen, überlegst du dir auch noch?"

Froben schwieg und sah vor sich hin.

Berg sprach weiter.

„Sag mal, alter Junge, lohnt es denn? Glaube mir, ich kenne und verstehe dich und lese auf dem Grunde deiner Seele. Was dich im ersten Affekt getrieben, war das natürliche Gefühl des Beleidigten, die Sucht, dich zu rächen. Aber du bist nicht der naive Mensch, nach bloßen Gefühlen zu handeln. Du mußt dir alles in ein System bringen. Und so bist du unverbesserlicher alter Systematiker im Begriff, dir ein neues System zurecht zu zimmern, nachdem dir das alte vermeintlich in die Brüche gegangen. Du glaubst mit dem christlichen System des Altruismus fertig zu sein und willst nun dein ganzes Leben auf ein

neues System gründen, den Egoismus, den rücksichtslosen Kampfmenschen. Das aber wirst du nicht können. Durch den Entschluß einer Stunde kannst du dein ganzes bisheriges Leben, deine natürlichen Geistes- und Gemütsanlagen nicht auf den Kopf stellen. Dein Christentum wird doch wieder mächtig werden."

Betroffen versuchte Froben sich selbst zu prüfen. Der Entschluß, mit dem er gekommen war, hatte sich unter den Eindrücken der letzten Stunde zu zersetzen begonnen. Kühle Zweifel beschlichen ihn. Die Glut der ersten Empörung zerfiel mehr und mehr in Asche. Durch die Auseinandersetzung mit Berg waren seine Gedanken wieder in ein ruhigeres Fahrwasser gekommen. Und vielleicht hatte Berg recht, und der That folgte später die Reue? Lohnte es denn wirklich, sich durch eine solche That in den Augen der anderen zu reinigen? Wer waren ihm diese anderen?

Aber Klara?

Würde sie ihn nicht für einen Feigling halten und mit Recht? Sagen würde sie es ja natürlich nicht. Aber wenn sie es nur dächte, nur empfände?

Diese Frage mußte entscheiden. Aber noch wußte er nicht, wie er sie sich beantworten sollte. Darüber wollte er erst mit sich allein ins reine kommen.

„Du hast ja noch Zeit," redete Berg weiter zu. „Ueberlege dir's bis zum Abend. Bleibst du dabei, dann stehe ich natürlich zur Verfügung. Aber wie man auch über die Sache denken mag, Männer in unserm Alter dürfen einen solchen Schritt jedenfalls nicht im Affekt thun."

Das gab den Ausschlag.

Froben erhob sich.

„Du hast recht. Ich werde dir also Nachricht geben."

Als die Freunde das Nebenzimmer betraten, saß Felicitas noch immer vor ihrer Arbeit.

Froben trat an sie heran, um sich zu verabschieden. Sie erhob sich und reichte ihm die Hand. Als er die seine zurückzog, fühlte er einen leisen Widerstand. Es war, als wollte sie ihn noch zurückhalten, als habe sie etwas auf dem Herzen, was sie ihm noch sagen wollte. Sie schien eigentümlich erregt und folgte den Freunden bis auf den Korridor. Als Froben sich zum letzten Male gegen sie verbeugte, trat sie hastig einen halben Schritt zu ihm vor, und wieder schien ihr etwas auf den Lippen zu schweben. Aber sie schwieg.

Froben stieg langsam, ganz in Gedanken vertieft, die Treppe hinab.

Er hatte soeben den Absatz der zweiten Treppe erreicht, als er plötzlich hinter sich halblaut und

mit angstvoll gepreßter Stimme seinen Namen rufen hörte.

„Herr Dr. Froben, ach bitte!"

Er wandte sich um — Felicitas stand, einige Stufen höher, vor ihm.

„Fräulein Felicitas!" rief er ganz erstaunt.

„Entschuldigen Sie, ich — ich — wollte Sie nur bitten —"

Sie war über und über errötet, trat aber schnell und entschlossen auf ihn zu und streckte ihm die Hand entgegen.

„Verzeihen Sie — aber — ich konnte nicht anders. Nicht wahr, Sie werden sich nicht schießen?"

Froben konnte keine Worte finden. Staunen, vermischt mit einer anderen, unaussprechlichen Empfindung, hielten ihn wie in einem Banne.

Er fühlte nur, daß seine Augen feucht wurden.

„Aber gnädiges Fräulein," stammelte er endlich. „Bedenken Sie doch — wenn man Sie hier sähe — die Leute —"

„Ach die Leute!" sagte sie ungeduldig, mit einer wegwerfenden Handbewegung. „Aber nicht wahr, Sie werden sich nicht schießen, Sie versprechen mir das?"

„Ja woher wissen Sie denn? — Gelauscht?"

Er drohte ihr lächelnd mit dem Finger. Aber sein Lächeln war wie Sonnenschein im Regen.

Sie erglühte noch tiefer.

„Ganz ohne Absicht. Ich konnte ja gar nicht anders. Sie sprachen so laut. — Das ist auch alles gleichgiltig. — Aber Sie versprechen mir, Sie werden sich nicht schießen?"

Er wußte selbst nicht, wie ihm geschah. So hatte seit des Vaters Tode noch niemand zu ihm gesprochen, niemand sich um sein bloßes persönliches Wohl und Wehe gesorgt. Sie führte keine Gründe an, sie bewies ihm nicht die Unvernunft und Unsittlichkeit des Duells, sie bat nur. Aber diese bloße Bitte wirkte überzeugender als alle Vernunftgründe. Er dachte wohl eine Minute lang nach.

„Ich hoffe, nicht," sagte er unsicher.

„Nein," bat sie noch dringender, „das genügt mir nicht. Sie müssen mir's versprechen, Sie müssen mir die Hand darauf geben."

Wieder streckte sie ihm die Hand entgegen.

Er sah ihr ins Gesicht. Eine solche angstvolle Erwartung, eine solche zwingende Bitte flehte aus ihren großen Augen, daß er nicht widerstehen konnte.

Er legte seine Hand in ihre.

„Ich verspreche es Ihnen," sagte er tief ernst mit vollem Nachdrucke. „Ich werde mich nicht schießen."

Er fühlte einen kräftigen Druck von ihrer Hand. Sie atmete tief auf. Ein Leuchten des Glücks und des Triumphes verklärte ihr Gesicht. So mußten Gottes Engel triumphieren, wenn sie eine Seele dem Bösen entrissen und mit Jubelchören zum Throne des Höchsten trugen.

„Ich danke Ihnen," sagte sie aus dem Tiefsten heraus. „Und nun adieu."

Ein abermaliger kurzer Händedruck, dann wandte sie sich um und huschte schnell und leichtfüßig, mehr schwebend als steigend, die Stufen hinauf. Wo hatte sie nur ihre Flügel? Aber die waren vielleicht irdischen Augen unsichtbar.

Er sah ihr nach, bis ihr helles Kleid am Geländer der nächsten Treppe verschwunden war. Dann stieg er weiter abwärts und trat auf die Straße.

Wie anders war er hinaufgestiegen!

„Oft ist's ein Hauch, ein Blick, ein Wort —" sein eigenes Lied ging ihm durch den Sinn. Die Macht des Guten, die Macht der Liebe, der reinen, heiligen Gottesliebe, hatte an seiner Seele gerührt „wie Sonnenschein und Lenzwind", daß sie „von neuem Knospen spürte". Wie eine Erleuchtung und Heiligung war es über ihn gekommen. Es hatte ihn hergetrieben, sich zu reinigen, und er hatte sich gereinigt. Anders freilich, als er in seinem Wahne geglaubt. Jeder Zweifel war ge-

schwunden, die gesunde reine Weiblichkeit, das reine weibliche Gefühl hatte entschieden, zugleich im Namen Klaras. Denn auch Klara konnte nicht anders entscheiden, weil es nur eine echte Reinheit und eine echte Weiblichkeit giebt. Würde Klara von seiner Absicht wissen, sie würde ebenso sprechen, nur noch dringender, leidenschaftlicher.

Wie schwankend, wie unsicher, dachte Froben, wie von allen möglichen künstlichen Rücksichten und eingebildeten Schranken eingeengt, tasten wir Männer doch durch das Leben! Sind nicht gerade wir, das stärkere Geschlecht, die ewig „Halben" und die Frauen die „Ganzen"? Weil sie allein ihr Empfinden und ihr Handeln in Einklang bringen. Ihre Liebe ist ihr Leben. Was fragen sie nach dem anderen. Unbekümmert um das Gerede der Welt, wusch Martha des Heilands Füße mit köstlicher Narde. Weiber pflegten und betteten seinen heiligen Leichnam, indes die Männer sich ängstlich zurückhielten. — Wie hast du, großer Genius, auch hier wiederum die tiefste Wahrheit in ein paar schlichte Worte gekleidet —: „das ewig Weibliche zieht uns hinan"! Wie thöricht, wie verhängnisvoll, auch sie zu Halben machen zu wollen, indem wir sie in falsch verstandenem Gerechtigkeitsgefühl durch eine sogenannte Emanzipation in den Kampf und Staub des Alltags mit

seinen tausend Rücksichten, Lügen und anderen Halbheiten herabziehen, sie, die allein noch ein Recht hatten, „ganz" zu sein.

Eine Ruhe, wie er sie seit Monaten nicht mehr gekannt, breitete sich über ihn. Sie wurde auch durch den Gedanken an die heutige Neulandsitzung nicht mehr erschüttert. Indem er diese im Geiste Revue passieren ließ, ward ihm der absonderliche Humor einzelner Episoden bewußt. Er mußte lächeln, als er mit einer gewissen Dankbarkeit an Freund Bambuß dachte. Der gab sich doch wenigstens, wie er war. Verloren war an der Gesellschaft nichts. Das konnte nach den heutigen Erfahrungen nicht mehr zweifelhaft sein. Eine bittere Enttäuschung freilich! Eine langjährige Hoffnung, scheinbar schon erfüllt, nun plötzlich und wohl für immer begraben! — Selling? — Laufen lassen den Burschen, laufen, soweit ihn nur seine Beine tragen mögen! Sich selbst aber mit dem geliebten Weibe ein Heim gründen, endlich in den Hafen einlaufen, ein stilles, friedevolles, gesegnetes Dasein führen. Zwar einige Schwierigkeiten wird der Alte wohl machen. Aber, was vermag er gegen den Willen der Tochter? —

Der Regen hatte nachgelassen, hin und wieder stahl sich ein Sonnenblick durch die Wolken. Kinder spielten auf den Straßen. Zwei kleine blondzöpfige,

ärmlich, aber sauber gekleidete Mädchen liefen, sich an den Händen haltend, auf ihn zu und prallten gegen ihn. Ihnen folgte die junge Mutter, eine hübsche Frau aus dem Volke, ein drittes Kleines in den Armen. Sie lächelte Froben wie entschuldigend an und doch so glücklich und stolz. Und Froben lächelte auch. Er dachte — an Klara.

Und wie er sich das Glück an ihrer Seite ausmalte, das Heim, das er sich und ihr bereiten wollte, ein Häuschen irgendwo auf eigener Scholle, ein stilles, grünumbuschtes Eiland im Ozean des Lebens, nach dem vielen, vielen Sturm und Drang, nach der Einsamkeit des Herzens und der langen Heimatlosigkeit, ein Leben der Arbeit, aber auch der Liebe und gemeinsamer edelster geistiger Genüsse, da fühlte er es wie neue Säfte und Triebe in sich regen und wie demütige Erwartung und süße Bangigkeit vor einem unbekannten, noch keusch verhüllten Glücke —:

O halte nur ein Weilchen still
Dem Wunder, das da kommen will;
Trotz Winternacht, der Rosenstrauch
Im Frühlingswind, er thut's ja auch!

Nach ziemlich langer Wanderung in der entlegenen Gegend konnte er endlich eine Droschke benutzen. Es war schon eine vorgerückte Nach-

mittagsstunde, und die Dämmerung begann sich herabzusenken, als er in seiner Wohnung anlangte.

Auf seinem Schreibtische fand er unter anderem zwei Rohrpostbriefe. Der eine war vom Professor Horstmann, der andere vom Pastor Eichwaldt. Beide hatten, unabhängig von einander, das Bedürfnis gefühlt, unmittelbar nach beendeter Sitzung Froben über ihre persönlichen freundschaftlichen Gesinnungen zu vergewissern. Der Professor schrieb in seiner biderben Art, Froben möge doch ja nicht glauben, daß das Vorgefallene einen Bruch ihrer Freundschaft bedeuten könne. Die Sache sei ja sehr unangenehm, der T..... solle den Selling holen, und er, der Professor, wäre dem verfl..... Kerl gern über das boshafte Maul gefahren, hätte auch sonst noch energischer für Froben Partei ergriffen, wenn nicht gewisse Rücksichten auf seine exponierte Stellung ihm Reserve auferlegten. Wäre er noch jung und ledig und hätte nicht für Weib und Kind zu sorgen, dann würde er ganz anders, u. s. w. u. s. w. So aber u. s. w. u. s. w. Im übrigen solle sich Froben die Sache nicht allzusehr zu Herzen nehmen, der alte Gott lebe noch und werde auch ihn nicht verlassen u. s. w.

Der Pastor schrieb ähnlich, nur begründete er seine Zurückhaltung nicht durch persönliche, son-

dern allgemeine politische Rücksichten. Er sei im Begriffe, sich auch öffentlich und offiziell an die Spitze der von ihm entfachten Bewegung zu stellen. Da dürfe er sich und damit auch die „Sache" in keiner Weise durch eine leicht mißverständliche Parteinahme kompromittieren. Dem Interesse der „Sache" müsse sich, so schmerzlich der Konflikt auch sei, das Gefühl für die einzelne Person unterordnen. Zum Schluß bat er Froben, nach wie vor seiner persönlichen Hochachtung und freundschaftlichen Gesinnung versichert zu sein. Was Froben in seiner Jugend verfehlt, habe er schwer gebüßt und längst reichlich wieder gesühnt. Er, der Pastor, sei der letzte, einen Stein auf ihn zu werfen.

Als Froben die Briefe zu Ende gelesen, lächelte er still vor sich hin.

„Die Halben, die Halben," murmelte er, indem er die Blätter beiseite legte.

Jetzt kommen sie zu mir, wie Nikodemus in der Nacht. In der Sitzung hatten sie nicht den Mut. Er dachte an sein Gespräch mit Berg an dem Tage, als ihm der Geheimrat die Einladung zum Abend überbrachte: der Einzelne wird dich nicht zerreißen, der Einzelne ist gar kein Unmensch. Aber die vielen Einzelnen zusammen, die machen aus Lämmern reißende Wölfe.

Die „Sache“! Das ist auch so ein modernes Schlagwort-Ideal. Vor der Rücksicht auf die „Sache“ und die vielen „Sachen“ — wer vertritt heute keine „Sache“? — vergessen wir ganz unser Menschentum, die Liebe, die wir dem Einzelnen schuldig sind. Vor lauter Bäumen sehen wir den Wald nicht mehr. Alles agitiert und politisiert, alles fühlt sich als Vertreter einer „Sache“ und glaubt sich dadurch der Pflichten ledig, die ihm das Gewissen von Fall zu Fall und in seinem eigenen kleinen Wirkungskreise vorschreibt.

Froben hatte am ganzen Tage noch nichts gegessen. Er stand auf, um seiner Haushälterin etwas zu bestellen. Aber als er die Thüre aufklinkte, kam sie ihm bereits entgegen. Sie überreichte ihm einen Brief, den soeben ein Livreediener abgegeben habe. Antwort sei nicht nötig. Er sei gleich wieder fortgegangen.

Klaras Handschrift!

Froben machte die Thüre hinter der alten Dame zu, trat vor seinen Schreibtisch und erbrach hastig den Brief.

Schnell glitten seine Blicke über das Papier.

Im nächsten Augenblicke entrang sich ihm ein Stöhnen, dem Gebrüll eines verwundeten Tieres ähnlich. Er packte sich an die Stirn, ließ sich in den Stuhl niederfallen und starrte, das Blatt mit

der Rechten umklammernd, mit erloschenen Blicken ins Leere.

In dem Briefe stand:

„Nach den Mitteilungen, die mir mein Vater soeben über gewisse Enthüllungen und Vorgänge in der heutigen Sitzung des Neuland gemacht hat, werden Sie es begreiflich finden, wenn ich unsere Beziehungen für vorläufig gelöst ansehe. Ich kann an einem Manne alles verzeihen, nur nicht, daß er die Stirn vor anderen senken muß. Der Mann, den ich in Ihnen gefunden zu haben glaubte, durfte wohl andere in den Staub zwingen, nicht aber selbst im Staube gelegen haben, nicht von der Höhe, auf die ihn seine Geburt gestellt, in die unterste Hefe herabgesunken sein. Und vor allem durfte und darf er sich nicht ungestraft daran erinnern lassen. Sie haben es heute nicht verhindern können, werden Sie es in Zukunft können? Sie haben sich zu rechtfertigen, zu entschuldigen versucht, statt als Mann jede, auch die leiseste Berührung Ihrer Ehre im Keime zu ersticken. Das, nicht etwa unzeitgemäße kleinliche weibliche Eifersucht ist es, was mich an Ihnen irre gemacht hat.

„Sie werden wissen, was Sie als Mann zu thun haben, und ob es Ihnen überhaupt noch möglich ist, die Stellung in der Gesellschaft zurückzuerobern und zu behaupten, die allein mich befähigen und geneigt machen könnte, freien Blickes und stolz erhobenen Hauptes an Ihrer Seite durchs Leben zu schreiten. Bis dahin kann ich Ihnen nur mein teilnehmendes Bedauern widmen. Sie werden sich aber vielleicht noch dessen erinnern, was ich Ihnen bei irgend einer Gelegenheit — ich glaube, es war auf der Höhe in B. — darüber gesagt habe: einen Mann, den ich bemitleiden müßte, könnte ich nicht lieben.

„Verzeihen Sie meine Offenheit. Sie entspricht meinem Charakter, der alles Halbe und Gebrochene verabscheut.

Klara von Cornow."

Lange starrte Froben, kaum eines klaren Gedankens fähig, vor sich hin. Der Sturz war zu jäh, zu tief. Er fühlte sich mit zerschmetterten Gliedern im Abgrunde. Plötzlich lachte er laut auf. Ein grauenvolles, heiseres Lachen, daß es ihn vor seiner eigenen Stimme grauste.

Das also war ihre Liebe!

„Und wenn deine Hände in Blut getaucht

wären, ich würde sie dennoch küssen." Ja freilich, in Blut durften sie schon getaucht sein, aber der Schweiß und Staub ehrlicher Arbeit durfte nicht daran kleben. Nicht „unzeitgemäße weibliche Eifersucht" — wie stolz und erhaben über alle kleinen menschlichen Schwächen! — vernichtete ihn in ihren Augen, sondern daß er dem gebrochenen Rechte und der Sitte die Ehre gegeben, seinem geläuterten sittlichen Empfinden und der Wahrheit gemäß, statt frech und brutal den Leuten mit der Faust unter die Nase zu fahren, „jede, auch die leiseste Berührung seiner Ehre im Keim zu ersticken". So konnte sie ihn nur bemitleiden, „einen Mann aber, den sie bemitleidete, konnte sie nicht lieben"! Sie mußte ihre Sentenz wohl für sehr geistreich halten, da sie sich ihrer noch erinnerte. Oder hatte sie sie aus irgend einem Roman? Welche verstiegene innere Unwahrheit, genau so schief, wie ihr damaliges Urteil über Petrus, der ihr noch nicht „stark" und „ganz" genug war! — Aber zwischen den Zeilen stand doch noch etwas von einer entfernten Möglichkeit — wenn er seine Brust der unbarmherzigen Pistole eines andern preisgab. Wenn er — Bedingung Nr. 1 — noch als satisfaktionsfähig angenommen wurde; wenn er — Bedingung Nr. 2 — mit dem Leben davon kam; wenn — Bedingung Nr. 3 —

dieses Reinigungsopfer auch von den anderen, von der „Gesellschaft", als genügend angesehen wurde: dann würde sie ihn vielleicht noch einmal „lieben", mit ihrer vorläufig drei- oder noch mehrmal verklausulierten „Liebe". Nein, mein Fräulein, von dieser hochherzigen und liebevollen Erlaubnis, mich für Ihre überspannten eiteln Ideen totschießen zu lassen, werde ich keinen Gebrauch machen. Der Siegeskranz, mit dem Sie mir winken, lockt mich nicht mehr. Bewahren Sie ihn nur sauber für einen Würdigeren, stellen Sie ihn in frisches Wasser, damit er nicht verwelkt. Zwischen uns ist es aus — aus — aus!

Schleier auf Schleier wob die Dämmerung. Durch sie hindurch schimmerten ihm von dem obersten Fache seines Bücherschrankes die goldenen Titel seiner gebundenen Schriften entgegen. Eine stattliche Anzahl. Wieviel schlaflose, kummervolle Nächte! Jedes Buch mit schweren persönlichen Erlebnissen verwachsen; an dem einen hatte er im Krankenhause fiebernd im Bette geschrieben. Vor ihm auf dem Tische lag rechts eine angefangene Arbeit, links ein Haufen Briefe von Verehrern, die ihm in begeisterten Worten ihren Dank für den Genuß ausdrückten, den er ihnen bereitet habe. Wie nutzlos alles das, wie gleichgiltig, wie schal, wenn er es mit niemand teilen

durfte. Wieder stieg das Heim, das grüne Eiland, von dem er erst vor einer Stunde geträumt, vor ihm auf, dann versank es in der Dämmerung.

Bilder aus seiner Kindheit zogen an ihm vorüber: die Brüder mit ihrer tollen Wildheit, die strenge Tante, der arme, schwergeprüfte Vater mit den milden, gütigen, traurigen Augen, im abgeschabten, fadenscheinigen Rocke. Dann der Hammer des Auktionators draußen und das weiche Knabenherz als Amboß. Und weiter, weiter dehnt sich die Kette des Unheils, Ring schließt sich an Ring, und wollen kein Ende nehmen. Die Katastrophe mit dem Ehepaar Laczynski — eine enge Zelle und ein vergittertes Fenster, das in einen dunkeln Hof auf graue, düstere Mauern mündet. Und weiter, immer weiter —: eine tabak- und alkoholgeschwängerte Kneipe — die nächtliche, von Windlichtern beleuchtete Straße, auf der er mit rauchgeschwärzten, zerlumpten Gestalten Steine klopft. . .

Und noch einmal steigt das sonnige Eiland vor ihm auf, und wieder versinkt es — in nächtige Finsternis. Es war dunkel geworden.

Einsam — einsam!

Plötzlich schlug er laut aufschluchzend beide Hände vor sein Gesicht:

„Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich auf diese Welt gesetzt!"

Er weinte; wie er nicht mehr geweint hatte, seit er an der Bahre seines Vaters gestanden.

IX.

Wochen waren verstrichen. Der Winter hatte seinen Einzug gehalten.

Früher und strenger als sonst war er gekommen, im weißen glitzernden Königsmantel, den er über Dächer und Straßen breitete und, so oft die Menschen ihn auch zerfetzten und zertraten, immer wieder von neuem wob.

Schon seit einer Reihe von Tagen war fast ununterbrochen Schnee gefallen. Einer der in der Reichshauptstadt seltenen „weißen Winter".

Es war am Nachmittage. Berg hatte bei Froben gespeist. Jetzt saßen sie im Salon bei einer Tasse Kaffee und einer Zigarre, Berg auf dem Sofa, Froben auf dem Fauteuil neben ihm.

Die Lampe auf dem Tische war noch nicht angezündet. Dafür prasselte im Kamin ein lustiges Feuer, das die Dämmerung genügend erhellte und mit seiner unsteten Glut den Fußboden und den unteren Teil der Möbel rötlich vergoldete, dann

und wann wohl auch aufflackernd einen flüchtigen Schein auf die beiden Männer warf.

Durch das Fenster, dessen Jalousien nicht herabgelassen waren, schimmerte der fahle Widerschein der schneebedeckten Bäume. Reglos standen sie in ihrer weißen Verzauberung. Schneefall und Wind hatten sich seit ein paar Stunden gelegt.

Eine Pause war im Gespräch eingetreten. Berg nahm zuerst wieder das Wort.

„Ja, das hatte sich der Selling freilich nicht träumen lassen, als er die Notiz gegen dich in die Presse lancierte. Denn daß er es war, der die Vorgänge aus der Neulandsitzung an die große Glocke hing, unterliegt doch wohl keinem Zweifel. Wer sollte es sonst gewesen sein?"

„Ich muß es ja schließlich auch glauben. Und doch verstehe ich nicht recht, welches Interesse er daran haben konnte. Seinen Zweck hatte er ja ohnedies schon erreicht."

„Da kennst du deinen Freund Selling schlecht," meinte Berg lachend. „Leute wie der machen ganze Arbeit. Am liebsten hätte er ja wohl den Skandal überhaupt vermieden. Da du ihm aber wider alles Erwarten kampflustig entgegentratst und er fürchten mußte, daß du deine Sache nicht ohne weiteres verloren geben, vielleicht die Tochter und damit den Alten herumkriegen würdest, hielt

er es für das sicherste, dich gleich ganz mausetot zu schlagen, indem er dich auch in der Oeffentlichkeit ‚brandmarkte'. Das ist ihm nun freilich vorbeigelungen."

„Als ob ich nach dem Vorgefallenen noch irgend welche Lust verspüren konnte, mich der Neulandgesellschaft oder auch nur dem Geheimrat zu nähern. Das war doch gänzlich ausgeschlossen."

„Ja, lieber Sohn, das sagst du. Leute wie Selling denken anders. Die sind zäh und lassen so leicht nicht locker. Wo sie mit der Frechheit nicht durchkommen — können sie auch anders. Und ein jeder beurteilt die Menschen nach sich."

„Nun sag 'mal, Hermann," fragte Froben, indem er Berg mit einem eigentümlichen Lächeln von der Seite ansah, „solltest du gar keine Ahnung haben, wer der unbekannte Freund war, der den giftigen Ausfall damals so glänzend parierte? Ich hätte mich selbst nicht besser verteidigen können."

Berg schmunzelte. Die Erinnerung schien ihm großes Vergnügen zu bereiten. Er zuckte aber diplomatisch mit den Achseln.

„Wenn ich es auch wüßte, so dürfte ich doch kein Redaktionsgeheimnis verraten, namentlich jetzt, als angehender Kollege."

„Du bist also wirklich fest entschlossen, alles aufzugeben und in die Redaktion eures Parteiorgans in L. einzutreten?"

„Ja, das bin ich. Mein Abschiedsgesuch ist schon eingereicht. Inzwischen habe ich Urlaub erhalten. Morgen reise ich nach L., um das Nähere an Ort und Stelle abzumachen. Dann komme ich nur noch auf ein paar Tage hierher, so daß wir uns schwerlich wiedersehen werden. Die Sache schwebt schon lange. Eine wahre Erlösung, daß es endlich so weit ist!"

Auch Froben war es, von allen politischen Rücksichten abgesehen, ein erleichterndes Bewußtsein, daß Berg aus dem Zwiespalt, in den ihn seine politische Ueberzeugung mit seiner amtlichen Stellung brachte, in ein klares Fahrwasser kam. Mit Bergs Versuch, diesen Gegensatz aus der Welt zu schaffen, hatte sich Froben nicht befreunden können. Er sah darin einen sophistischen Notbehelf, der ihn bei dem Freunde doppelt peinlich und schmerzlich berührte.

„Und Felicitas? Hast du sie auch bekehrt?" fragte Froben lächelnd, aber doch mit einer gewissen Spannung.

Bergs Mienen verdüsterten sich.

„Nein. Und ich habe es auch nicht versucht. Das ist nichts für Weiber."

„Ich denke aber doch, die Frauen haben bei euch gleiche Rechte und Pflichten mit den Männern? Ihr habt doch so viele weibliche Mitkämpfer."

„Felicitas eignet sich nicht dazu," sagte Berg kurz. „Und es ist auch besser so."

Sie ist ihm zu schade dafür, dachte Froben.

„Ueberhaupt," fuhr Berg bekümmert fort, „ich wünschte, sie brauchte mein unstetes Junggesellenleben mit den bevorstehenden Kämpfen und Unruhen nicht zu teilen."

Er streifte Froben mit einem scheuen Blicke, schwieg und sah vor sich nieder.

Erwartete er eine Antwort? Es erfolgte keine.

„Nun, es ist nicht zu ändern," fuhr er mit einem Seufzer fort. „Die Sache fordert solche Opfer. — Und du, Max, hast du dich nicht besonnen?"

„Du meinst —?"

„Ich meine, deine Erfahrungen müßten dich gelehrt haben, auf welche Seite du gehörst. Und wenn wir das Eisen schmieden, solange es heiß ist, könnten wir dich vielleicht sogar bald in den Reichstag schicken. Es steht ja wieder eine Ersatzwahl in Aussicht. Dein Name hat jetzt eine Popularität, die uns eine Menge Stimmen auch aus gut bürgerlichen Kreisen zuführen müßte."

Es war etwas an dem.

Ganz anders, als es nach jener Neulandsitzung den Anschein gehabt, hatten die Dinge sich entwickelt. Zunächst schien es freilich, als solle Froben moralisch vernichtet werden. In einem Blatte, das sich gouvernementaler Beziehungen rühmte, war am Tage nach der Sitzung ein Artikel über das Neuland erschienen, scheinbar nur zu dem Zwecke, die Sache zu unterstützen, in Wahrheit gegen Froben gespitzt, der auf das schonungsloseste bloßgestellt wurde. Wenn sich bisher, so etwa hieß es in dem Artikel, manche Kreise der Gesellschaft fern gehalten hätten, weil sie mit Recht befürchteten, durch die Person eines unverantwortlichen spiritus rector, eines gewissen Dr. F., kompromittiert zu werden, so sei diese Befürchtung nunmehr hinfällig, da besagter Dr. F. sofort nach Bekanntwerden seines eigentümlichen Vorlebens, das ihn in Berührung nicht nur mit der untersten Hefe des Volkes, sondern auch mit dem Strafgesetzbuch gebracht, aus der Gesellschaft entfernt worden sei. Ein glänzender Beweis für die peinliche Sorgfalt, mit der die Gesellschaft ihre Integrität zu wahren wisse. Der Artikel war ebenso vorsichtig wie durchsichtig gehalten. Und wenn auch Frobens Name nicht voll ausgeschrieben war, so konnte darüber für alle, die überhaupt

etwas vom Neuland wußten, doch nicht der geringste Zweifel obwalten. Die Notiz erschien den meisten anderen Blättern pikant genug, um auch ihrerseits registriert und kommentiert zu werden, zumal es sich um Vorgänge aus einem zum Teil sehr vornehmen Gesellschaftsmilieu handelte. Nicht zuletzt hatte sich auch das sozialdemokratische Organ der Sache bemächtigt und sie zu einem hagebüchenen Ausfall gegen „bourgeoise Sozialreform" und die „dunkeln Ehrenmänner", die dort „hinter den Coulissen mimten", verarbeitet. Da aber brachte dasselbe Blatt kurz darauf unter derben Ausdrücken des Bedauerns, „durch eine käufliche und verlogene kapitalistische Revolverpresse mystifiziert" worden zu sein, von „befreundeter und absolut zuverlässiger Seite" einen ganz anders gestimmten Beitrag. Darin wurde Froben mit vollem Namen genannt, als ein rühmlichst bekannter sozialpolitischer Schriftsteller und echter Menschenfreund, der allezeit für das Volk ein warmes Herz gehabt, sein hartes Brot mit ihm als einfacher Arbeiter geteilt habe und nun durch eine niederträchtige Intrigue vernichtet werden solle, nicht zuletzt deshalb, weil er der einzige in der Gesellschaft gewesen, der es wahrhaft ernst mit deren angeblich volksfreundlichen Zielen gemeint und sich nicht zur Vertretung von allerlei eigensüchtigen und

schmutzigen Sonderinteressen habe hergeben wollen. Allen hämischen Andeutungen der ersten Notiz wurde durch eine kurze, Teilnahme erweckende Erzählung des Sachverhalts und der Vergangenheit Frobens die Spitze abgebrochen. Zu bedauern sei nur, daß dieser ehrliche Volksfreund in seinem Idealismus geglaubt habe, auf jener Seite noch eine aufrichtige Unterstützung seiner Bestrebungen finden zu können. Nun, darüber werde er jetzt wohl aufgeklärt sein.

Der Artikel war stark tendenziös im sozialdemokratischen Sinne gehalten, entsprach aber in seinen thatsächlichen Mitteilungen der Wahrheit und konnte nicht verfehlen, in einem Froben günstigen Sinne Stimmung zu machen. Die nächste Folge war, daß sich mehrere ältere Arbeiter zum Worte meldeten, die sich Frobens aus seiner Proletarierzeit erinnerten und unter energischem Proteste gegen seine Verunglimpfung verschiedene sympathische Züge von ihm erzählten, überhaupt in ihrer naiv-persönlichen, aufs Ganze gehenden Art ein fast heroisches Bild von ihm entwarfen. In der That hatte Froben, so bitter schlecht es ihm selbst in jener Zeit ergangen war, doch Gelegenheit gehabt, seinen Arbeitsgenossen mit Rat und That in mancher Not zur Seite zu stehen, oft auch seine letzte Mark mit ihnen zu teilen.

Die Sache wurde immer pikanter, die ganze Persönlichkeit Frobens von einem romantischen Nimbus umwoben. Alles das war für die großstädtische Presse ein höchst dankbarer Stoff. Fantasievolle Reporter und Feuilletonisten ermangelten nicht, ihn legendenhaft auszuschmücken und auf ihre Weise „nach oben hin abzurunden". Bald prangten Frobens Bücher, sensationell ausgezeichnet, im Vordergrunde sämtlicher Buchläden. Sogar sein verschollenes Gedichtbuch kam plötzlich in Aufnahme, und eines Tages war neben den Büchern auch sein Bild in den Schaufenstern zu sehen. Von ihm war das nicht ausgegangen, auch dabei mußten ungekannte Freunde mitgewirkt haben. Die Damenwelt schwärmte für den „interessanten Kopf" und begeisterte sich für den Helden des pikanten „Romans aus dem Leben". In der Gesellschaft wurde der Fall Froben ein beliebtes Unterhaltungsthema. Ueberall kam man ihm mit freundlichen Mienen entgegen, und wer ihn kannte, verfehlte nicht, sich dessen zu rühmen, um einen Strahl des Glanzes auf den eigenen Scheitel zu locken. Die Mode hatte ihn auf ihren Schild gehoben. Schwärmerische Briefe von zarter Hand fanden gleichzeitig mit geschäftlichen Anerbietungen von Verlegern und Unternehmern den Weg auf seinen Schreibtisch. Was unter normalen Ver-

hältnissen in seiner Vergangenheit schweren Anstoß erregt hätte, das erhöhte in der neuen Beleuchtung, in die es nun plötzlich gerückt war, nur das Interesse an seiner Person. Das Blatt hatte sich völlig gewandt, eine jener Wandlungen in der öffentlichen Meinung stattgefunden, wie sie zuweilen durch völlig unberechenbare Zufälle herbeigeführt werden und aller Logik und Konsequenz spotten.

Und doch war es nicht stolzer Triumph, was Frobens Mienen verrieten, als er soeben an seine „Popularität" erinnert wurde.

„Glaubst du denn wirklich, Hermann," erwiderte er mit bitterm Lächeln, „daß es mich reizen könnte, ein solches Eisen zu schmieden, eine solche Popularität auszubeuten? Was mir selbst, meinem eigenen Werte, meinem eigenen langjährigen Schaffen und Streben versagt wurde, das sollte ich der Mode verdanken, den hysterischen, überspannten Launen einer sensationshungrigen Masse, die sich heute einen Götzen schafft, um ihn morgen zu zertrümmern? Mag sein, daß sich dergleichen politisch ganz rationell ausnutzen läßt, — ich habe kein Talent dazu. Ich habe nicht das Zeug zum Agitator, dem es darauf ankommt und ankommen muß, ‚die Massen zu elektrisieren'. Und siehst du, von allem andern abgesehen, schon das

allein trennt mich von euch: — ich liebe das Volk in seinen einzelnen Gliedern, aber ich verabscheue die Masse als Gesamterscheinung und alles, was Herrschaft der Masse und Mehrheit ist. Noch nie hat die Masse das Rechte und Gute gewollt. Immer ist es die Minderheit, sind es einzelne gewesen, von denen alle Entwicklung und aller Fortschritt ausgegangen ist."

„Solche Minderheiten vielleicht, wie die im Neuland?" fragte Berg spöttisch. „Solltest du noch immer nicht kuriert sein und von dieser Seite noch irgend etwas erwarten? — Almosen vielleicht, — günstigsten Falles — aber nicht Recht und Gerechtigkeit."

„Du mißverstehst mich," erklärte Froben ruhig. „Ich erwarte das Heil weder von ‚dieser' noch von ‚jener' Seite. Ich glaube an keine alleinseligmachenden Klassen, Parteien, Theorien. Aller Fortschritt der Geschichte ist das Produkt von Gegensätzen. Je nach Geburt, Erziehung, Temperament und sonstigen Anlagen, nach äußeren und inneren Lebenserfahrungen und Lebensbedingungen ergreifen wir die eine oder die andere Partei. Wie viele von euch, wären sie als Söhne von Großindustriellen oder Großgrundbesitzern geboren, würden die Partei, der sie heute voll Ueberzeugung angehören, ebenso überzeugt bekämpfen. Und um-

gekehrt: wie viele von denen, die sie heute bekämpfen, würden ihr als Kinder großstädtischer Proletarier ebenso überzeugt anhängen. Sollte uns diese einfache Betrachtung nicht zu denken geben? Aber wir stellen sie so selten an, wir haben so wenig Neigung, uns in die Seele, die ganzen Lebensverhältnisse unseres Nebenmenschen zu versetzen, ihn von seinem Standpunkte aus zu begreifen, daß wir im Andersdenkenden nicht mehr nur den geistigen Gegner sehen, den es durch Ueberredung zu überzeugen und zu gewinnen gilt, sondern den Feind, der voll Bosheit und Heuchelei steckt, der verwundet und vernichtet werden muß, nicht nur geistig, sondern an seiner Person. Und das vergiftet unser öffentliches Leben. Nicht der Kampf an sich ist das Böse, sondern der Kampf mit vergifteten Waffen, der Kampf von Mensch gegen Mensch statt von Ueberzeugung gegen Ueberzeugung."

„Das heißt also," meinte Berg nach einigem Nachdenken, „keine Partei hat eigentlich recht, oder vielmehr alle haben recht. Hört denn da nicht schließlich jede Parteinahme, damit aber auch jede persönliche Ueberzeugung auf? — Halbheit, mein Lieber, Halbheit!"

„Nenn' es meinetwegen so," erwiderte Froben lächelnd. „Sind wir nicht alle noch viel weniger

als Halbe? Verschwindende Teilchen, Atome nur in der unendlichen Zahl von Kräften, die zusammen erst das Weltganze und die Weltzwecke wirken? Aber ich meine, der braucht selbst noch kein Halber zu sein, der erkannt hat, daß zum Ganzen die Hälften notwendig sind, die Gegensätze, die nur unserem menschlich getrübten Blicke als feindliche erscheinen, in Wahrheit aber einander ergänzen und, jeder nach seiner Art, demselben große Zwecke dienen. Auf unser Parteileben übertragen — was heißt das anderes als lediglich eine Anerkennung der sittlichen Existenzberechtigung und Notwendigkeit auch des Andersdenkenden. Diese Anerkennung schließt die eigene Ueberzeugung doch keineswegs aus. Sie lehrt nur, auch die andere achten. Es ist dafür gesorgt, daß ein jeder von uns seinen Posten auf dem großen Kampfplatze des Lebens einnehmen muß, je nach seinen individuellen Anlagen und Geschicken auf der einen oder auf der anderen Seite."

„Und dein Posten? Kann er noch auf jener Seite sein?"

„Auch nicht auf eurer. Ich halte eure Bewegung für notwendig — als Mittel zum Zweck. Aber der Zweck, den ihr erstrebt, ist ein anderer, als der mir vorschwebt, und den ich von eurer

Bewegung auch erwarte. Ich mag nicht aus Augenblicksrücksichten unter einer Fahne marschieren, die ich in der Entscheidungsschlacht verlassen müßte. Eure Ideale sind nicht meine Ideale, eure Kampfesweise nicht die meine. Was nur die Liebe zu verlangen ein Recht hat, das fordert ihr im Namen des Hasses. Ihr wollt den Egoismus der herrschenden Klassen durch den Egoismus des Proletariats, den Teufel durch Beelzebub austreiben. Es fehlt euch — die Liebe."

„Kämpfen nicht gerade wir für die Armen und Elenden? Tragen nicht unsere Führer Leiden und Opfer? Wo sind denn noch Märtyrer für Ideale, wenn nicht bei uns?"

„Es ist Wahres daran — dennoch — es ist, wie der Apostel sagt: ‚Und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe und ließe meinen Leib brennen und hätte der Liebe nicht, so wäre es mir nichts nütze'."

Berg erwiderte nicht gleich. Er neigte den Kopf auf die Brust, und ein Schleier grübelnder Schwermut legte sich über seine Züge. Dann sagte er gezwungen lächelnd:

„Hatte ich nicht recht? Dein Christentum ist wieder mächtig geworden."

„Ja," sagte Froben mit fester Stimme, und in seinen Augen leuchtete es auf, „es ist wieder

mächtig geworden. Und deshalb ist mein Platz nicht auf eurer Seite. Ich will dem Einzelnen unter euch nicht zu nahe treten — wie könnte ich das bei unserer Freundschaft! — aber der Geist eurer Partei — bei allem Guten, das ihr für das Volk erstrebt und zum Teil wohl auch erringt — er ist doch der Geist der Verneinung, der kalten Nützlichkeit und Berechnung, der organisierten Selbstsucht, der rücksichtslosen Vergewaltigung des Individuums, und, lieber Hermann, auch des Pharisäertums; — derselbe Geist, den ihr bei euern Gegnern bekämpft. Ihr schöpft eure letzte Weisheit aus den trüben, abgestandenen Tümpeln einer sogenannten Vernunftreligion, nicht aus dem Urquell des Göttlichen, euer Recht aus vergänglicher Macht, nicht aus den unversiegbaren, heißen Quellen der Liebe. Du kennst mich und weißt, wie mir alle Frömmelei zuwider ist, aber ich glaube nur an eine wahre, eine unüberwindliche Macht: ‚die Macht der Liebe, die sich in Jesu offenbart'. Alle andere Macht ist Blendwerk und vergänglich."

„Ich aber," sagte Berg leidenschaftlich, „ich glaube vor allem an das Recht. Mich treibt es mit Gewalt in den Kampf für Recht und Gerechtigkeit, und in diesem Kampfe ist für die Liebe kein Raum. Ich liebe, die mich lieben und mir

Gutes thun und leiden und dulden, wie ich gelitten und geduldet und die Zähne zusammengebissen habe. Ich hasse, die mich hassen und mich und meine Brüder demütigen und vergewaltigen. Das Recht kann sich den Sieg ertrotzen — der Liebe wird er nicht in den Schoß fallen. Liebe mag ihre Schuldigkeit thun — als freundliches Feuer am häuslichen Herd — die große kalte Welt kann man mit Liebe nicht heizen. Gekreuzigt wird von den Bestien, wer mit der Liebe die Welt überwinden will. — Und sind wir nicht schließlich alle Bestien? Nun, dann wollen wir wenigstens dem gefährlichsten Raubzeug die Hauer ausbrechen, damit auch das schwächere Getier sich der zweifelhaften Wohlthat des Daseins erfreuen kann. Auf dieser schiefen Erde müssen wir uns einrichten, so gut oder so schlecht es eben gehen will."

Berg sah nach der Uhr, legte seine Zigarre in den Aschenbecher und erhob sich.

„Nun leb wohl, alter Sohn, Felix wartet. Uebrigens war mir so, als ob ich vorhin klingeln hörte. Du hast vielleicht Besuch bekommen —

„Trotz alledem — nicht wahr? wir bleiben die Alten?"

Er streckte Froben die Hand entgegen, in die dieser kräftig einschlug.

„Das bleiben wir, Hermann."

„Die Wahrheit kennen wir ja alle nicht. Was ist Wahrheit!"

Berg hielt Frobens Hand noch immer in der seinen.

„Weißt du, Max," sagte er ganz unvermittelt, „wir sind doch vielleicht — mehr als Bestien. Warum wird mir der Abschied von dir so schwer? Warum sorge ich mich Tag und Nacht um meine arme Felix? Warum scheere ich mich überhaupt um andere? Und warum hat dein Christus solche Macht über dich und manchmal — auch über mich? Ach, daß wir alle so im Dunkeln tappen müssen! Das Leben ist doch gar zu traurig!"

Seine Stimme zitterte, seine Augen glänzten feucht. Noch ein stummer Händedruck, und er wandte sich zum Ausgang.

Auch Froben fühlte sich sonderbar ergriffen. Stumm geleitete er den Freund hinaus.

Als er die Thür hinter ihm geschlossen, kam ihm seine Haushälterin entgegen.

„Eine Dame wünscht Herrn Doktor —"

„Schon wieder?" konnte Froben sich nicht enthalten halblaut zu bemerken. „Und so spät noch?"

Seit einiger Zeit wurde er von unbekannten Besuchern und besonders Besucherinnen förmlich überlaufen. Sie erbaten seinen Rat in allen mög-

lichen und unmöglichen Angelegenheiten, brachten ihm dickleibige Manuskripte, die er prüfen und einem Verleger empfehlen sollte, oder machten ihn zum Vertrauten ihrer verkannten Weltverbesserungspläne, für die sie bei Froben ungemeines Interesse und Verständnis glaubten voraussetzen zu dürfen. Viele mochte auch bloße Neugier und der Wunsch, den „interessanten Mann" persönlich kennen zu lernen, zu ihm führen. So gern Froben gefällig war, diese Heimsuchungen hatten allmählich den Charakter eines systematischen Mißbrauchs seiner Gutmütigkeit, einer wahren Plage angenommen.

„Wo ist denn die Dame?" fragte er.

„Sie wartet nebenan im Bureau. Schon eine gute Viertelstunde. Ich sagte ihr, daß der Herr Doktor Besuch hätten, und ob ich sie anmelden sollte. Aber sie meinte, sie würde warten, bis der Besuch fortgegangen, und es sei nicht nötig, sie anzumelden."

„Ihren Namen hat sie nicht genannt?"

„Nein."

Das war auch so ein Tric mancher Besucherinnen, die dadurch einer Abweisung vorzubeugen glaubten. „Ach ja, die Popularität," seufzte Froben resigniert in sich hinein, indem er die Thüre zu dem kleinen Zimmer öffnete, das an seinen Salon

grenzte und ihm als Bureau für seine Redaktionsgeschäfte gedient hatte.

Bei seinem Eintritte erhob sich vom Sofa eine schlanke weibliche Gestalt. Ihr Gesicht wäre in der tiefen Dämmerung ohnehin nicht zu erkennen gewesen, wurde aber überdies von einem dichten schwarzen Schleier verhüllt.

Froben verbeugte sich förmlich.

„Darf ich bitten —?"

Er lud sie mit einer Handbewegung ein, in den Salon zu treten. Sie schien unschlüssig, als ob sie reden wollte, ging ihm dann aber mit schüchternen Schritten voran.

„Einen Augenblick entschuldigen Sie gütigst und gestatten Sie, daß ich Licht mache."

Er schritt an ihr vorüber zum Sofatisch, entzündete die darauf stehende Lampe und stülpte einen Schirm über die Glocke.

Die Dame war in der Mitte des Zimmers stehen geblieben.

„So. Wenn ich bitten darf, Platz zu nehmen — mit wem habe ich —"

Er wandte sich wieder zu ihr.

Wie von einem elektrischen Schlage getroffen, prallte er zurück. Mit weit aufgerissenen Augen starrte er sie an.

„Klara — du —? Sie, Fräulein von Cornow?"

Sie hatte den Schleier emporgezogen, ihre Augen standen voll Thränen.

„Kannst du mir verzeihen, Max?"

Einen Augenblick war ihm, als müsse er sich in ihre Arme stürzen. Sie mochte wohl die gleiche Empfindung haben, denn beide machten unwillkürlich einen Schritt aufeinander zu.

Aber wie fest gewurzelt, als stünde eine unsichtbare Macht zwischen ihnen, blieben sie auf ihren Plätzen stehen.

Sie schauten einander stumm ins Gesicht. Froben hörte sein Herz laut und heftig klopfen. Ein Schwindel wollte ihn überkommen. Mit aller Selbstbeherrschung brachte er endlich hervor:

„Willst du — wollen Sie nicht Platz nehmen, gnädiges Fräulein?"

Sie folgte, gesenkten Hauptes, mit unsicheren Schritten, wie ein Kind, das ein böses Gewissen hat.

Er setzte sich neben sie. Das Licht ergoß sich über beider Gesicht. Ein rosafarbenes Licht. Denn der Schirm glich jenem, bei dem sie den Abend auf der Veranda des süddeutschen Badeortes verbracht. So hatten sie auch bei einander gesessen, als sie sich ihre Liebe gestanden. Wie doch alles wiederkehrt und doch so anders!

Ihre Blicke trafen sich in diesem Gedanken und glitten dann aneinander vorüber.

„Max," sagte sie und legte ihre Hand leise auf seinen Arm, „du weißt nicht, was ich gelitten habe. Ich konnte nicht anders, ich mußte dich wiedersehen, und sollte ich meinen Ruf aufs Spiel setzen. Sieh, ich bin zu dir gekommen, die junge Dame in die Wohnung des Junggesellen, allein, am späten Abend — du wirst mich nicht falsch beurteilen. Glaubst du mir nun, daß ich dich liebe?"

Wie gerne glaubte er, hätte er dieser weichen, klangvollen Stimme geglaubt. Aber er fühlte die Saite, die sie berühren sollte, nicht mitschwingen und wiedertönen wie einst. War sie gesprungen? Konnte er, einmal erwacht, den Traum nicht weiter, nicht zum zweiten Male träumen? Dunkel fühlte er, daß der Zauber seine magische Kraft verloren hatte, ob er sie auch herbeisehnte. Und ein unaussprechliches Weh senkte sich in seine Seele um das verlorene, einst so beseligende Gefühl. Nur die objektive Erinnerung des Geschehenen wachte nüchternen Auges in ihm.

„Und der Brief?" fragte er.

Sie zog die Hand von seinem Arm zurück.

„Der Brief! Ich habe ihn geschrieben in der ersten furchtbaren Enttäuschung. Ich hatte mir so ganz andere Vorstellungen — verzeih — ich meinte nur von deiner Stellung in der Gesellschaft.

Wie eine Königin wollte ich an deiner Seite durchs Leben gehen — und nun — konnte jeder kommen und — ach, es war zu häßlich, ich hätte es nicht ertragen!

„Und dann, Max, es war ja noch nicht alles aus durch meinen Brief. Hast du mich denn gar nicht verstanden? Ich hoffte ja gerade, der Brief würde dich veranlassen, allen deinen Feinden den Fuß auf den Nacken zu setzen und siegreich über sie hinwegzuschreiten."

„Das heißt, ich sollte mich mit Herrn von Selling schießen, vorausgesetzt, daß dieser tadellose Ehren- und Edelmann mich noch als würdiges Ziel für seine Kugel betrachtete?"

„Ach was, Edelmann! Mit seinem Adel ist es nicht weit her. Sein Vater, der Kommerzienrat, der übrigens nachher Bankerott gemacht hat, soll ihn sich irgendwo gekauft haben. Aber gleichviel, es ist ja auch ohne Duell gegangen. Du glaubst nicht, wie stolz ich auf dich war, als alle Welt deinen Namen mit so großer Achtung nannte und Max Froben in der ganzen Gesellschaft als Held des Tages gefeiert wurde. So stolz war ich auf dich!"

„Ja, sie hat verziehen, die Gesellschaft."

„Mehr als das. Sie bewundert dich! Du hast glänzend gesiegt!"

„Wenn sie aber nicht verziehen hätte?"

„Sie hat aber verziehen."

„Wenn sie aber nicht verziehen hätte," bestand Froben hartnäckig. „Und wenn jetzt wieder ein Selling käme und mir wieder den ‚Gassenkehrer' und das ‚vorbestrafte Subjekt' ins Gesicht schleuderte?"

Sie schien, peinlich berührt, zusammenzuzucken. Aber schon im nächsten Augenblicke nahmen ihre Züge den Ausdruck ruhiger Sicherheit an.

„Nun," meinte sie naiv, mit einem Anfluge von Heiterkeit, „bei deiner jetzigen Stellung in der Gesellschaft würde dir doch keiner das Recht bestreiten, deine Ehre mit der Waffe in der Hand zu verteidigen."

„Nein, wirklich, ich glaube es selbst nicht," sagte Froben mit eigentümlichem Lächeln. „Und auch — auch Sie, mein gnädiges Fräulein, würden mir dieses Recht nicht bestreiten?"

Sie stutzte und errötete.

„Ich weiß nicht — wie ich das — verstehen soll?" hauchte sie unsicher.

„Und würden mir die Waffe noch in die Hand drücken," fuhr Froben unbeirrt, aber mit wachsender Bitterkeit fort, „damit ich einen andern ermorde oder aber — auf diesen Fall müssen Sie doch wohl auch gefaßt sein — mich, Ihren ge-

liebten Gatten, ermorden lasse. Und das alles um ein Fantom, um meine oder vielmehr Ihre ‚Ehre', oder noch vielmehr Ihre Eitelkeit der Gesellschaft gegenüber zu befriedigen!

„Und das nennen Sie Liebe?"

Aus ihren Zügen war alle Weichheit geschwunden. Die stahlblauen Augen sahen ihn mit einem harten, herausfordernden Ausdrucke an.

„Es thäte mir leid, wenn Ihre Ehre für Sie ein Fantom wäre," sagte sie kalt.

Aber er hörte kaum auf sie hin. Er sah im Geiste ein paar flehende große Augen auf sich gerichtet und hörte eine andere Stimme. Die aber sprach: „Nicht wahr, Sie werden nicht schießen, Sie versprechen mir das?"

Fräulein von Cornow erklärte weiter:

„Ich will stolz sein können auf den Mann, den ich liebe. Mag er noch so sehr gefehlt haben, ich könnte ihm alles verzeihen, nur nicht, daß er sich von anderen demütigen und beleidigen läßt."

„Gleichviel, ob er die ‚Demütigung' und ‚Beleidigung' als Sühne auf sich nimmt? Oder ob sie überhaupt nicht an ihn heranreicht?"

„Gleichviel. Niemand darf an seine Ehre tasten. Nur der ist in meinen Augen ein ganzer Mann, der sich stark und kühn in der Welt durchzusetzen und die Achtung der anderen zu erzwingen

weiß, mag geschehen sein, was da wolle. Der Mann, der auf seinem Wege zusammenbricht, der sich von anderen den Fuß auf den Nacken setzen läßt, — einen solchen Mann —"

„Können Sie wohl bemitleiden, aber nicht lieben, ganz recht. Und alles Halbe und Gebrochene verabscheuen Sie. Sie sehen, ich kenne die Weise, ich kenne den Text.

„Nun, mein gnädiges Fräulein, ich muß Ihnen die — hoffentlich nicht allzu schmerzliche — Enttäuschung bereiten: ich bin ein solcher Halber und Gebrochener. Mich plagen unendlich viele Skrupel und Zweifel, die dem ‚Sichdurchsetzen in der Welt' unter Umständen recht hinderlich sein können. Und das Leben hat mir mehr als einmal den Fuß auf den Nacken gesetzt und hat meinen Stolz gebrochen und mich in den Staub geworfen, daß ich mich mit all meiner Heldengröße ganz klein, ganz lächerlich klein gefühlt habe. Aber deshalb brauchen Sie mich ebensowenig zu bemitleiden, als Sie mich lieben können. Was an mir gebrochen ist: die Ehre und der Stolz, die Sie meinen, das möchte ich nicht wieder ganz haben. Und aus dem Staube hat mich eine Hand erhoben, eine Hand, die — zwar nicht in fremdes Blut getaucht war, wohl aber in das eigene unschuldig vergossene: die Hand, die Petrus über

das Meer geführt hat, Petrus, den Sie freilich verachten.

„Nein, mein gnädiges Fräulein, Sie haben sich über Ihre Gefühle getäuscht, wie ich mich wohl auch über die meinigen. Ich bin nicht Ihr ‚Ideal von einem Manne'."

Fräulein von Cornow hatte sich bereits erhoben. Auch Froben war aufgestanden.

„Ich glaube es auch nicht mehr," sagte sie mit einem verächtlichen Lächeln, „und bin Ihnen für Ihre Aufrichtigkeit sehr verbunden."

Froben schien ihre Bemerkung zu überhören.

„Wissen Sie," sagte er, wie von einem plötzlichen Gedanken durchblitzt, „wissen Sie, wer eigentlich Ihr Ideal von einem ganzen Manne ist?"

Sie sah ihn mit spöttischem Erstaunen an.

„Ich wäre wirklich neugierig."

„Selling!"

Sie stutzte. Zornesröte stieg in ihre Wangen. Aus ihren Augen blitzte es feindlich. Aber sie schien doch betroffen und errötete noch mehr.

„Ja, Selling. Das ist der Herrenmensch, der Ihnen vorschwebt, der moderne Herrenmensch freilich; aus dem Heroischen der Renaissance ins Nüchtern-Bürgerliche des neunzehnten Jahrhunderts übertragen. Der Ellenbogenmensch, der sich in der Welt durchzusetzen weiß, und ginge es über

Leichen. Der rücksichtslose Streber, der von keinen Skrupeln noch Zweifeln geplagt wird, der zu allem fähig ist, wenn er es ungestraft kann, und der doch jeden, der an seine ‚Ehre' zu tasten wagte, ohne mit der Wimper zu zucken, über den Haufen stechen würde. Aber er hat es nicht nötig. Leute wie Selling geben sich keine Blößen und brauchen auch vor niemand zu erröten. Die Herrenmenschen von heute können leider keine Borgias sein. Mit denen würden unsere prosaischen Gerichte nur allzu kurzen Prozeß machen. Und die Napoleons wachsen auch nicht auf der Straße. Sie müssen sich schon mit dem Typus Selling begnügen, mein gnädiges Fräulein. Sollten Sie ihn nicht daraufhin eines prüfenden Blickes würdigen?"

„In der That, man verkennt zuweilen die Menschen."

Trotzig und höhnisch sollte es von ihren Lippen kommen. Aber ihre Stimme zitterte und brach sich, und ihre Augen röteten sich. War es Haß, war es glühend verlangende Liebe, was sie in diesem Augenblicke für ihn empfand? Es giebt Empfindungen, wo beide nicht von einander zu unterscheiden sind, wo sie ineinander überfließen. In diesem Augenblicke hätte sie vielleicht nicht nach dem Urteil der Welt gefragt, nicht, ob er im Staube gelegen oder nicht. Aber es war zu

spät und überdies — nur ein Augenblick. Nur das eine ward ihr klar bewußt: dieser Mann hatte sie, die Stolze, gedemütigt.

Froben war der bebende Laut ihrer Stimme nicht entgangen. Er fühlte, daß er zu weit gegangen war. Die bittere Erinnerung hatte ihn übermannt.

„Gnädiges Fräulein," sagte er, indem er sich demütig vor ihr verneigte, „ich habe mich hinreißen lassen. Vergeben Sie mir."

„Nein," sagte sie, stolz den Kopf aufwerfend, und jetzt war es Haß, klarer, tödlicher Haß, was ihn aus ihren Augen anblitzte, aus ihrer Stimme ihm entgegensprühte, „ich habe Ihnen nichts zu vergeben. Im Gegenteil, ich bin Ihnen — dankbar. Ja, dankbar. Denn Sie haben mir die Augen darüber geöffnet, daß ich einem Manne, verstehen Sie, einem wirklichen Manne, dem für das Weib seiner Wahl kein Kampfpreis zu hoch ist, und der anderen die Degenspitze auf die Brust setzt, statt sich vor ihnen in Demut zu krümmen, — daß ich einem solchen wirklichen Manne bitteres Unrecht gethan habe."

Sie zog den Schleier über ihr Gesicht.

„Darf ich Ihnen einen Wagen besorgen?"

„Danke," erwiderte sie kalt. „Meine Droschke wartet — an der Ecke."

Froben lächelte unmerkbar: der dichte Schleier — die späte Dämmerung — die entfernt haltende Droschke —: welch tollkühnes Wagnis für den „Mann ihrer Liebe"! Ja, die „Ganzen" sind vorsichtig!

Sie nickte kurz von oben herab und schritt zum Ausgange.

Froben geleitete sie. Sie wandte sich nicht mehr nach ihm um. — —

Nun war er wieder — allein. Er konnte sich eines wehen Gefühls nicht erwehren. War es Reue über seine scharfen Worte? Mitleid mit der Gedemütigten? Für die Liebe, deren mächtige Hand ihn empor gehoben, hatte er gezeugt und im selben Atemzuge ein schwaches, thörichtes Weib gedemütigt, die Verblendete mit tödlichem Hasse von sich geschickt.

So sind wir Menschen, dachte er, Halbe von Anfang an. Von der Geburt bis zum Grabe taumeln wir zwischen Erde und Himmel, zwischen den lichten Sternen unseres Gewissens und unseren dunklen, irdischen Abgründen dahin. Und je höher und sicherer wir zu stehen glauben, um so näher und tiefer ist unser Fall. Was vermögen wir ohne die vergebende Liebe? Müßten wir ohne sie nicht täglich, stündlich, in jedem unbewachten Augenblicke einen geistigen Tod sterben? Denn der Tod

ist der Sünde Sold. Ach Herr, ich ringe mit Sturm und Wellen, ob ich gleich wähne das Ufer erreicht zu haben. Recke deine Hand aus, daß ich sie ergreifen und festhalten kann. Nur an der Hand der Liebe schreitet Petrus, der Mensch, heiter und sicher über die Wasser des Lebens.

Die Scheite im Kamin waren zusammengesunken. Die Kohlen glühten und zuckten in roten und bläulichen Flämmchen und strahlten eine dunstige, erschlaffende Wärme ins Zimmer. Froben öffnete das große Mittelfenster. Die frische, reine Luft wehte ihm entgegen, in vollen Zügen sog er sie ein. Am frostklaren Winterhimmel schimmerten unzählige Sterne —: die Unendlichkeit durchschauende Gottesaugen. Und mit seinen Eintagsaugen will der Mensch sie ergründen!

Im Gärtchen standen die Bäume und Sträucher noch immer reglos in ihrer weißen Pracht. Von einem schneebehangenen Rosenstocke hing ein geknickter Zweig mit einer erfrorenen, halberblühten Knospe wehmütig herab, auch sie mit einem zarten, wie hingetupften Krönlein von Schnee bedeckt. Schnee — Froben strich sich mit der Hand durch das Haar. Wie bald würde der Winter auch sein Haupt bedecken. Erst gestern hatte er einige weiße, frühzeitige Fäden entdeckt; das Leben, nicht das Alter hatte sie gesponnen. Der Rosenstock hält

still und wartet auf das Wunder des Frühlings — Frobens Frühling war dahin. Er dachte an sein Lied und die es gesprochen. Sein Blick blieb auf dem niederhangenden Zweige haften, er lächelte schwermütig und verträumt, eine sehnsüchtig verheißungsvolle Weise zog ihm durch den Sinn — —:

Die Blüte, die das Leben bricht,
Das ist die rechte Blüte nicht.
Vielleicht, daß sie erst kommen soll?
Die Welt ist noch der Wunder voll.

Ende.

Von dem Verfasser des Romans „Die Halben"

Jeannot Emil Freiherrn von Grotthuß

erschienen ferner:

Der Segen der Sünde. Geschichte eines Menschen. 4. Auflage.
M. 2.—, gebunden M. 3.—.

Probleme und Charakterköpfe. Studien zur Litteratur unserer Zeit. Mit 10 Porträts. 3. Auflage.
M. 5.50, gebunden M. 7.—.

Gottsuchers Wanderlieder. Dichtungen.
M. 4.—, gebunden M. 5.—.

Um Beachtung der folgenden Seiten wird gebeten!

Verlag von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.

Der Türmer

Monatsschrift für Gemüt und Geist.

Herausgeber:

Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß.

Vierteljährlich (3 Hefte) M. 4.—, einzelne Hefte M. 1.50.

Der Jahrgang beginnt mit Oktober.

= Probehefte werden gern zur Einsicht abgegeben. =

Der Türmer pflegt alle Künste und Wissenschaften, er ist eine Rundschau grössten Stils über alle Gebiete des Wissenswerten und Schönen, gleichzeitig eine Heimstätte dichterischen und künstlerischen Schaffens. Nichts, was für den Gebildeten unserer Tage von Interesse und Bedeutung sein könnte, wird von ihm ausser acht gelassen.

Welche Fragen der Türmer behandelt, und wer ihm dabei von den hervorragendsten Dichtern, Künstlern und Gelehrten des In- und Auslandes zur Seite steht, darüber giebt ein Blick in ein Probeheft, das gerne zur Einsicht abgegeben wird, einigen Aufschluß. In welchem Sinne die Beiträge des Türmers aufgenommen werden, das ist vielleicht aus den Urteilen seiner Leser und denen der Presse ersichtlich, aus deren überreicher Fülle einige hier mitgeteilt seien.

Stimmen aus dem Leserkreise des Türmers.

Mit ihrer geistvoll und weitherzig geleiteten Monatsschrift „Der Türmer" ist eine der seltenen Zeitschriften hervorgetreten, die auf der Höhe stehen und solche Fragen behandeln, welche für unser deutsches Volk die entscheidenden sind.
L. S., Amtsgerichtsrat, **Heiligenstadt.**

Da muß ich Ihnen denn doch, wie so viele vor mir, mein Staunen über die gediegene Reichhaltigkeit des Heftes aussprechen. Sie dürfen auch mich hinfort zu Ihren Getreuen zählen. Dr. M. A., Oberlehrer, **Halle a. S.**

Der „Türmer" ist mir unentbehrlich geworden, bietet er mir doch das, was andere Zeitschriften nicht einmal annähernd bieten können. **K. E.**, Hilfsprediger, **Backnang.**

... Fällt mein Blick immer und immer wieder auf den Türmer, als das einzige mir bekannte Organ, das unumwunden auf dem Boden christlicher Ethik stehend und unabhängig von irgend einer einseitigen Richtung, sich ganz und voll für sittliche Tendenzen einsetzt. **R. G.**, k. Professor und Maler, **Nürnberg.**

... Bin so begeistert worden, daß ich sofort abonniert habe, auch andere zum Abonnement beredet. Das ist einmal eine Zeitschrift nach meinem Sinn und Geschmack, eine Zeitschrift, deren Lesung einem das Herz erfrischt. Besonders wohlthuend ist der freie Standpunkt des Türmers in den modernen wissenschaftlichen, besonders in den kirchlichen Fragen, die objektive Beurteilung und vornehme Ruhe und der noble Ton gegenüber der fanatischen Leidenschaftlichkeit so mancher Zeloten. **B. H.**, kath. Pfarrer, **F.** in Unterfranken.

Alles ist meisterhaft, fesselnd und begeisternd ... **G.**, Lehrer, **Gehren.**

Der „Türmer" ist fast meine einzige Freud.
Dr. jur. **K.**, **Stettin.**

Endlich habe ich das gefunden, was ich mein Leben lang gesucht habe und schon zu finden verzweifelte: eine Zeitschrift ganz nach meinem Geschmack.
F. W. R., Bankbeamter, **Bochum.**

Auszüge aus den Urteilen der Presse über den Türmer.

... eine solche Fülle des Fesselnden, Anregenden, Erfreuenden, daß man kaum weiß, wo man anfangen und wo man aufhören soll ... Zu dem erstaunlichen Reichtum des Inhalts kommt die feinste und vornehmste Ausstattung in Druck, Papier und bildlichem Schmuck ... ein Blatt, auf das man sich jedesmal herzlich freut. **Mecklenburgisches Schulblatt.**

Selten hat eine litterarische Erscheinung so lauten und vielfältigen Beifall hervorgerufen, wie diese.
Oberrheinisches Pastoralblatt.

Eine neue Zeitschrift in christlich-humanistischem Sinne, die Fragen der Zeit behandelnd, dabei national, neben solchem Idealismus auch die praktischen Wissenschaften berücksichtigend. Frisch geschrieben und musterhaft ausgestattet, sehr zu empfehlen. **Heimgarten.**

... etwas noch nie Dagewesenes, Eigenartiges... ein hochedles Unternehmen gesunder Opposition gegen den flachen Zeitgeist. **Litterarische Rundschau für das evangel. Deutschland.**

... sehnlichst wünschen wir auch auf unserer Seite einen Lynkeus dieser Art zu besitzen. **Die katholische Welt.**

... Charakter, Persönlichkeit... Die Gebildeten haben die Pflicht, solche Unternehmungen nach Kräften zu unterstützen. **Das Land.**

... der Reichhaltigkeit des Stoffes entspricht in den hervorragenden Beiträgen Tiefe der Auffassung und Glanz der Diktion. **Reichsbote.**

Quensel, Paul, Menschenleid.

Skizzen und Dichtungen. 8°. IV, 140 S.
M. 2.—, geb. in Leinw. M. 3.—.

„Ungewöhnlich scharf geschaut... Es sind Prosaskizzen und Verse untereinander: die Prosa kurz, klar, eindringlich, die Poesie breit und mit prächtigem poetischem Ausdruck und wohllautvoller Sprache... In den Prosaskizzen ist manchmal ein scharfer satirischer Zug... Der Verfasser ist ein Feind jeglicher gesellschaftlichen und moralischen Heuchelei und reißt ihr schonungslos die Maske vom Gesicht; man hört ihm gern zu... Höhere Kunst der Darstellung des Beobachteten und vorzügliche Seelenmalerei zeigt er in den größeren Skizzen..."

Literar. Centralblatt.

... Wie in einer camera obscura läßt der Autor Momentbilder aus dem Leben an unserem geistigen Auge vorüberziehen... die prägnante Kürze, scharfe Charakteristik und der gesunde Naturalismus, der durch diese Erzählungen geht, verleiht ihnen einen ganz eigenartigen Reiz. Das Bändchen... sei hiermit aufs wärmste empfohlen. **Die Post.**

Kleine ergreifende Geschichten, und formvollendete Dichtungen, ... in glücklicher Mischung. Wir können dem Verfasser keineswegs in allem beipflichten, müssen ihn aber als feinen Beobachter und sinnigen Dichter anerkennen. **Kölnische Volkszeitung.**

... Quensel schreibt mit flammender Begeisterung, oft mit bitterer Satire und fällt nie in einen trockenen, belehrenden Ton, wird nie platt moralisch, sondern er bleibt immer der Künstler, der nur durch seine Kunst dem Leser sein Denken und Empfinden aufzwingt. Ein Dichter- und Menschenbuch, ein Buch für Christen und für die gesamte edel denkende Menschheit!

Norddeutsche Allgem. Zeitung.

Berdrow, Otto, Frauenbilder aus der neueren deutschen Litteraturgeschichte. Mit elf Bildnissen in Lichtdruck. 2. veränderte und vermehrte Auflage. 1900. gr. 8°. XII, 421 S. M. 6.—. Geb. in Leinw. M. 7.—, in Halbfranz M. 8.—.

Inhalt: Eva Lessing — Ernestine Voß — Lotte Schiller — Susanna v. Klettenberg — Bettina v. Arnim — Minchen Herzlieb — Charlotte Diede — Emma Uhland — Kathi Fröhlich — Charlotte Stieglitz — Henriette v. Paalzow — Therese v. Niembsch — Sophie Löwenthal — Marie Behrends.

„... Einzelne der Berdrowschen Frauenbilder ... sind wahre kleine Kabinettsstücke künstlerischer Darstellung. Aber auch in den Frauenbildern, in denen mehr die dunkle Nachtseite des menschlichen Wesens, dämonische Leidenschaft ... hervortritt, feiert doch schließlich das Sittliche den Sieg über die untergehende Sinnlichkeit. Wahr und ungeschminkt, aber nicht in den Zügen unschöner Realistik, stellt Berdrow seine Frauen in ihren Beziehungen zu großen Männern ihrer Zeit dar, und er schildert in einer formvollendeten Sprache. Es gewährt dem Leser einen eigenen Reiz, diesen nicht für jedermann offen zu Tage liegenden, geheimen Beziehungen zwischen Dichtung und Leben unter der Führung Otto Berdrows nachzuspüren und auch die realen Grundlagen kennen zu lernen, auf denen geniale Schöpfungen deutscher Dichter sich entwickelt haben ..."

Leipziger Zeitung.

„... Überall spürt man die gewissenhafte, das Gegebene mit Umsicht verwertende Hand. Was uns aber veranlaßt, die Frauenbilder an dieser Stelle empfehlend zu besprechen, ist, daß ich so sage, ihr Familienwert. Für alle — Alte und Junge, denen die hier so schön erzählten Frauenschicksale noch fremd sein sollten, giebt es kein besseres Auskunftsmittel als Berdrows Buch, dessen wirklich vornehme Ausstattung mit den feinen Bildern es zu einem schönen Geschenk macht ..."

Die Christliche Welt.

Berdrow, Otto, Rahel Varnhagen.

Ein Lebens- und Zeitbild. 1900. gr. 8°. IX, 460 S. mit 12 Bildnissen. M. 7.—.
Geb. in Halbfranz M. 9.—.

„Das außerordentlich reiche Material, welches uns bereits seit Jahrzehnten für eine Biographie Rahels zur Verfügung steht, war bisher ebensowenig zusammenfassend und abschließend verwendet worden, wie wir ausreichende Würdigungen von Ch. v. Kalb, Henriette Herz oder Bettina von Arnim besitzen: die Art, in welcher der Herausgeber der „Frauenbilder" diese Lücke ausgefüllt hat, verpflichtet uns aufs neue zu Dank ... Ueberall tritt uns die Gestalt Rahels selbst ebenso lebensvoll und klar entgegen wie ihre Freunde und Freundinnen; nicht bloß dies: das dem Verfasser vorschwebende Ziel, mit dem Lebensbilde zugleich ein Zeitbild zu geben, ist vollständig erreicht. Wir lernen die Tragik von Rahels Jugendleben kennen und ihre Liebe; wir bewundern ihren Geist und Witz, aber auch ihr Gemüt, ihren Patriotismus und ihre Bedeutung für die Frauenemanzipation ... Die dem elegant ausgestatteten Buche beigegebenen zwölf Bildnisse erhöhen ebenso seinen Wert, wie die am Ende gesammelten Aphorismen aus Briefen und Tagebüchern; in der Biographie selbst heben wir noch ausdrücklich die unparteiisch abwägende Beurteilung Varnhagens hervor ..." **Literarisches Centralblatt.**

„Der Verfasser ... hat sich den Dank aller Litteraturfreunde um so mehr erworben, als seine schöne Arbeit eine längst empfundene Lücke würdig ausfüllt ..."
Friedrich Spielhagen in der National-Ztg. (Berlin).

„Wir empfehlen das bedeutsame Werk den Freunden der Litteratur- und Kunstgeschichte ..."
Das Pfarrhaus.

„Ein interessantes Buch ..." **Die Welt am Montag.**

„... Für den Leser ... wird es ein Genuß sein, an des Verfassers Hand den Spuren Rahels noch einmal nachzugehen und ihre reiche Einwirkung auf das geistige Leben Berlins zu verfolgen ..." **Vossische Zeitung.**

Rogge, Christian, Nimm und lies!

Biblische Streifzüge und Charakterbilder. 1899. 8°. VII, 195 S. Geb. in Leinw. M. 3.—.

„Rogge ist einer, der es meisterhaft versteht, der Bibel Gestalten plastisch uns vor die Seele zu stellen. Er verfügt über ein so reiches Wissen und ein so feines seelisches Empfinden, daß er jeder biblischen Gestalt bis auf der Seele Grund schaut, sie uns wirklich nahe bringt, oft durch überraschende Vergleiche mit der modernen Zeit. Die Lektüre des Buches ist ein hoher Genuß ...“

Tägliche Rundschau.

„Ein Buch, das uns in festliche Stimmung versetzt ... In geistvoller Weise wird die Aufgabe gelöst ...“

Preußische Lehrerzeitung.

„Ich habe das geistvolle Buch mit voller Teilnahme gelesen; es fesselt auch den, der in religiösen Dingen und biblischen ‚Fragen‘ nicht immer mit dem Verfasser übereinstimmt. Mit feiner Nachempfindung und markiger Darstellungskraft weiß Rogge den Lebens- und Kunstwert der Bibel zu veranschaulichen ...“ **Deutsche Zeitung.**

„ ... Eine köstliche Lektüre ...“

Kirchlicher Anzeiger für Württemberg.

„ ... Gedankenreiche, formschöne Skizzen ... Dieser hohen Aufgabe entspricht ganz sicher die Wirkung des Roggeschen Buches ...“ **Der Reichsbote.**

„ ... Das kleine Werk atmet Geist und Geschmack ...“

Düna-Zeitung.

„ ... Recht geeignet, den Leser in den reichen, vielseitigen Inhalt der Bibel tiefer hinein zu führen. Gebildeten christlichen Familien sei das Buch als genußreiche, anregende Lektüre warm empfohlen ...“

Evangelisch-Kirchlicher Anzeiger (Berlin).

„ ... Von einer Anzahl biblischer Persönlichkeiten psychologisch außerordentlich fein gezeichnete, sorgfältig durchgearbeitete Charakterbilder, in die man sich mit Vergnügen vertieft.“ **Vossische Zeitung.**

Jean Paul, Gedenkbuch. Herausgegeben von der Urenkelin des Verfassers, Laura Kallenberg. Illustriert von A. C. Baworowski. 1898. 12°. VII, 288 Seiten mit 12 Monatsbildern. Geb. in Leinw. M. 3.—.

Lang, lang ist's her ... Da hätte es als Beleidigung gegolten, wenn an eine gebildete deutsche Dame die Frage gerichtet worden wäre, ob sie wohl auch den Jean Paul kenne, nicht nur dem Namen nach, sondern auch gründlich, aus seinen Werken. Und ob sie ihn lieb hatten, die deutschen Frauen, diesen Jean Paul! Sie schwärmten für *ihn*, nicht nur für seine Schriften, denn das war ja selbstverständlich! Und doch war und ist er keineswegs nur „Damenpoet". Er hat Männerherzen ebenso gerührt und entzückt. Nun ist er vergessen, ästhetisch *tot*, so hell auch sein *Name* noch immer in den Litteraturgeschichten glänzt, so geläufig er jedem Gebildeten ist. Ein hartes Schicksal für jeden Dichter, der einmal die Geister beherrscht, ein doppelt hartes für den, der jenes Los *nicht verdient* hat. Jean Paul bleibt ein gottbegnadeter, ein großer Dichter, auch wenn ihn niemand mehr liest. Wird seine Zeit vielleicht doch einmal wiederkommen? Wird das vorliegende Buch dazu beitragen? Es wäre wohl geeignet dazu. Schon deshalb, weil es den Dichter von einer unangreifbaren Seite zeigt, als Aphoristen, als verschwenderisch reichen Gedankendichter. Das Buch ist mit weißen umrahmten Blättern durchschossen, die so gewissermaßen von dem Jean Paul'schen Texte umkränzt werden. Und der Kranz ist duftig genug. Ich begann, mir einzelne Blumen daraus zur Probe zu pflücken, gab das aber bald auf; es waren zu viele schöne. Den Bildschmuck für jeden Monat hat der Münchener Anton C. *Baworowski* beigesteuert. Nun, „modern" ist dieser Schmuck gewiß nicht. Aber ich träume mich gern in dieses künstlerische Sinnen hinein, dem sich der Zeichner da liebevoll hingegeben hat. Es ist Poesie und Gemüt darin, ein warmer Hauch, der zum Herzen weht, etwas, das nicht nur äußerlich daran erinnert: „Lang, lang ist's her" ...

Der Türmer. (J. E. Frhr. v. G.)

A 25872.